von Stendhal
Chroniken und Novellen

von Stendhal-Beyle

Chroniken aus der italienischen Renaissance und nachgelassene Novellen

von Stendhal-Henry Beyle
Ausgewählte Werke

Herausgegeben von Friedrich
von Oppeln-Bronikowski

Band VIII

von Stendhal-Henry Beyle

Chroniken aus der italienischen Renaissance und nachgelassene Novellen

Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1908

To the happy few.

KW

Erster Teil

Chroniken aus der italienischen Renaissance

Aus dem handschriftlichen Nachlaß

Vorwort

Die vorliegende Sammlung altitalienischer Chroniken hängt mit Stendhals Schaffen aufs engste zusammen, weil er sich an ihnen über die italienische Renaissance inspiriert, ihnen die Technik seiner eigenen Werke abgelauscht und sogar Teile von ihnen in diese verwoben hat. Sie entstammen ausnahmslos alten Handschriften, die er während seines langjährigen Aufenthaltes in Italien in alten Archiven aufstöberte und von denen er Abschriften nehmen ließ, die dreizehn Folianten füllen und die von seinen Erben an die Pariser Nationalbibliothek verkauft wurden. Dort bilden sie heute die Codices italiani 169—179 und 296—297 der Handschriftenabteilung. In einem Briefe an seinen Freund Romain Colomb[1], überschrieben „Pedantenvergnügen", gibt Stendhal genauen Aufschluß über die Absichten, die er mit dieser Sammlung hatte. Sie sollte den Titel „Le Bois de Prémol" erhalten und in der französischen Übersetzung

---

[1] Correspondance inédite, II, 206; Brief vom 18. März 1835, deutsch in den „Bekenntnissen eines Egotisten", Jena 1905. Siehe auch den Brief an den Verleger Calman Lévy in Paris, Ebd. II, 178 f.; Brief vom 11. November 1832.

sechs Bände umfassen. „Ich habe aus hundert Bänden geschöpft", sagte er; „ich habe den Wert von zwanzig rein historischen Bänden vernachlässigt, ich habe das gesucht, was das menschliche Herz schildert"... Oder wie er schon am 27. April 1832 aus Palermo an Colomb schreibt[1]: „Was kümmert uns heute ein Interdikt gegen Venedig oder die Geschichte der hundert Verträge, die der Römische Hof mit Neapel abschloß? Dagegen interessiert es einen, wie man sich im Cinquecento an einem Nebenbuhler rächte oder eine Frau eroberte. Ich las das Manuskript wie einen Roman"...

Kulturhistorische Wahrheit also wollte Stendhal, wie er ja auch in seinen eigenen Romanen nach der Natur arbeitete. So ist er der Stammvater des Naturalismus geworden, auf den sich Zola und Bourget als auf ihren Ahnherrn beriefen, während er wiederum den Renaissancenovellisten Bandello, Bischof von Agen, zu seinem Vorbild erkor. „Bandello erzählt von der Kunst di novellare und sagt ausdrücklich, daß man wahre Anekdoten sammeln müsse", sagt er in einer Randbemerkung zu seinen „Promenades dans Rome". „Zu Boccaccio habe ich schon weniger Zutrauen; er ist ein Literat von Beruf und nicht ein wahrer Biedermann wie der Bischof von Agen."

Wie Stendhal selbst die Kunst di novellare auffaßte, davon zeugen die wenigen „Renaissancenovellen"[2], die er aus den alten Handschriften gezogen und veröffentlicht hat. „Die Cenci" und „Vittoria Accoramboni" sind ziemlich

[1] Ebd. II, 162 ff. [2] „Chroniques italiennes". Deutsch als „Renaissance-Novellen", Band 4 der „Ausgewählten Werke", Leipzig 1904.

wortgetreue Übersetzungen mit eingeflochtenen historischen Kommentaren, die er zumeist seinem Lieblingshistoriker, dem trefflichen Abbate Muratori, entlehnte. „Die Herzogin von Palliano" schöpft aus verschiedenen Novellen und Prozeßberichten. „Die Äbtissin von Castro" endlich ist allem Anschein nach ein Gemisch eigener Erfindung und einer Chronik über deren Liebesgeschichte mit dem Bischof von Castro. —

Eine andere Chronik, die vom Kardinal Aldobrandini, ist merkwürdigerweise in Stendhals Roman „Die Kartause von Parma" aufgegangen, wie schon der eifrige Casimir Stryienski in seinen „Soirées du Stendhal-Club" nachgewiesen hat. Setzt man für die Sängerin Anna Felice Brocchi die Sängerin Fausta dieses Romans, für den jungen Kardinal Aldobrandini Herrn Fabrizzio del Dongo und für den Liebhaber Longobardi den Grafen Martinengo, so greift man die Ähnlichkeit beider Erzählungen mit Händen. Die Belaurung der Schönen in der Kirche, die heftige Szene zwischen ihr und ihrem Liebhaber, den sie mit dem Dolch bedroht, endlich der närrische nächtliche Fackelzug: das alles findet sich in Beyles Roman teils wörtlich wieder — nur ist hier alles romantisch und ein wenig operettenhaft aufgehöht. Man findet das Urbild jener Episode in der vorliegenden Sammlung[1] und gewinnt durch den Vergleich beider eine deutliche Vorstellung von Stendhals Arbeitsmethode.

Aber nicht allein diese Episode, die ganze Fabel der „Kartause von Parma" findet sich in einem Auszuge aus einer Neapler Chronik, den Stendhal in dem Briefe an Colomb vom 27. April 1832 mitteilt. Man findet die Über-

[1] Chronik 9, Abschnitt 2.

setzung dieses Fragments gleichfalls in der vorliegenden Sammlung[1]; der Vergleich mit Stendhals Roman ergibt deutlich, daß Fabrizzio del Dongo nur ein ins 19. Jahrhundert projizierter Alexander Farnese ist, ebenso wie sein Gefängnis, die Engelsburg in Rom, nach dem Schauplatz von Stendhals Roman, Parma, transponiert wurde[2]. Endlich findet sich in Stendhals Correspondance (II, 222 ff.) auch die Geschichte der „Vendetta“ Xribertis, die dieser Sammlung einverleibt ist[3]. Nur fehlt in Stendhals Darstellung — wie so oft — der Schluß, den es mir gelang in einer anderen Chronik aufzufinden, die gerade da ansetzt, wo Stendhals Erzählung ein Ende hat. Die Unterlage zu dieser fand sich in den 13 Foliobänden leider nicht; doch geht man wohl nicht fehl in der Annahme, daß die stark pointierte, lebhafte Darstellung Stendhals eine ziemliche Umarbeitung der jedenfalls altertümlich-schwerfälligen Vorlage darstellt.

Die Ausführung seines Vorhabens, mehrere Bände altitalienischer Novellen zu veröffentlichen, wurde durch seinen plötzlichen Tod (in Paris im März 1842) vereitelt, — gerade als er mit der Revue des deux Mondes einen Vertrag abgeschlossen hatte, den 1837—1839 dort veröffentlichen „Chroniques italiennes“ neue folgen zu lassen. Neun Jahre danach kaufte die Nationalbibliothek in Paris die italienischen Texte für 600 Franken an; es war noch nicht die Hälfte dessen, was Beyle für ihre Herstellung bezahlt hatte. Seitdem ruhen sie in der Manuskriptabteilung: man hat

[1] Chronik 2. [2] Siehe auch meine Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe der „Kartause von Parma“, Band 6 der „Ausgewählten Werke“, Jena 1906. [3] Chronik 8.

bis jetzt nicht einmal eine Quellenanalyse der „Renaissancenovellen unternommen[1].

Das einzige, was daraus in Frankreich veröffentlicht worden ist, sind die von Stendhal verfaßten **Vorreden**[2], die sich in jenen Manuskriptbänden befinden und die auf Stendhals Stellung zu seinen Vorbildern bedeutsame Schlaglichter werfen. Sie mögen deshalb hier folgen.

I

Rom um 1550

To the happy few

Vorrede

„Ich gestehe, meine Wißbegier erstreckt sich nicht auf die Denk- und Handlungsweise der Einwohner von Neu-Holland und der Insel Ceylon. Der Reisende Franklin berichtet, bei den Riccaras rechneten es sich die Männer und Brüder zur Ehre an, ihre Frauen und Schwestern fremden Gästen zu leihen. Die Lektüre der wahrhaften Tatsachen des Kapitän Franklin, den ich bei Cuvier getroffen habe, kann mich wohl ein Viertelstündchen erheitern, aber bald denke ich an andere Dinge. Die Riccaras sind zu verschieden von den Menschen, die meine Freunde und Nebenbuhler gewesen sind. Aus demselben Grund beginnen die Werke Homers und Racines, die Achilles und Agamemnon, mich zum Gähnen zu reizen. Viele unter meinen französischen Zeitgenossen bilden sich allerdings ein, diese Dichter zu lieben; sie glauben, sich selbst zu ehren, indem sie die Alten bewundern. Was mich betrifft, so verliere ich nach und nach alle Vorurteile, die auf der Eitelkeit der

[1] Den Versuch eines solchen machte ich soeben in der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht", Bd. VII, 29 ff. Ein geringer Bruchteil dieser Novellen erschien soeben in stark gekürzter französischer Übertragung in den Soirées du Stendhal-Club, II. Serie, Paris 1908.

[2] Gazette anecdotique, 1882, II, 342 ff. — Revue des Chefs-d'œuvre, 1883, II, 161 ff.

Jünglingszeit beruhen. Ich liebe alles, was das Menschenherz schildert; aber das Menschenherz, das ich kenne, nicht das der Riccaras.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat die Eitelkeit, le désir de parestre, wie der Baron de Foeneste sagt, in Frankreich einen dichten Schleier auf die Handlungen der Menschen und vor allem auf die Motive dieser Handlungen geworfen. In Italien ist die Eitelkeit von anderer Art. Das kann ich dem Leser auf Ehrenwort versichern. Sie ist auch viel weniger wirksam. Im allgemeinen denkt man an den Nachbar nur, um ihm zu mißtrauen oder ihn zu hassen; Ausnahmen findet man höchstens drei- oder viermal im Jahr bei großen Festlichkeiten; dann erzwingt jedermann, der ein Fest gibt, sozusagen mathematisch die Zustimmung seiner Nachbarn. Es gibt keine flüchtigen Nuancen, die man sein Leben lang alle Viertelstunden mit tödlicher Unruhe bemerkt und erhascht. Man sieht keins jener unruhigen, mageren Gesichter, durch welche die Ängste einer stets leidenden Eitelkeit durchblicken, diese Gesichter, wie Viennet (Deputierter des Herault im Jahre 1833).

Diese italienische Eitelkeit, so ganz anders geartet, so viel schwächer als die unsere, hat mich darauf gebracht, die nachstehenden Klatschgeschichten abschreiben zu lassen. Meine Vorliebe für sie würde in den Augen meiner französischen Zeitgenossen sehr schnurrig erscheinen, da sie gewöhnt sind, ihre literarischen Bedürfnisse, ihr Verlangen nach Schilderung des menschlichen Herzens in den Werken von Villemain, Delavigne und anderen zu suchen.

Ich bilde mir ein, daß meine Zeitgenossen von 1833 von den naiven oder energischen Zügen, die man hier im Klatschbasenstil wiedergegeben findet, wenig erbaut sein würden. Mir liefert die Erzählung dieser Prozesse und dieser Hinrichtungen wahre und unanfechtbare Daten über das menschliche Herz, solche, über die man gern nachsinnt, wenn man nachts in der Post fährt. Viel lieber wäre es mir, ich hätte Liebeshändel, Heiraten, kluge Erbschleichereien gefunden, aber die Eisenhand der Justiz hat in solche

Erzählungen nicht hineingegriffen, und wenn ich sie auch finden sollte, würden sie mir weniger vertrauenswürdig erscheinen. Trotzdem sind gefällige Leute in diesem Augenblick bemüht, Nachforschungen für mich anzustellen[1].

Nur ein Volk, bei dem die Kraft des augenblicklichen Eindruckes (wie in Neapel) und die Kraft der vom Geist unablässig bedachten Leidenschaft (wie in Rom) so groß war, konnte die Eitelkeit und Affektiertheit in diesem Maße unterdrücken. Ich weiß nicht, ob man außerhalb Italiens (und Spaniens vor der Affektiertheit des neunzehnten Jahrhunderts) eine Epoche fände, die kultivierter und interessanter ist als die der Riccaras und andererseits der Eitelkeit bar genug, um das menschliche Herz fast bloß zu legen. Jedenfalls bin ich sicher, daß das heutige England, Frankreich und Deutschland zu sehr durchseucht sind von Eitelkeit und Affektiertheit aller Art, um noch ein so scharfes Licht in die Tiefen des menschlichen Herzens zu werfen.

Rom, Palazzo Cavalieri,
twenty-fourth of April 1833."

II

Römische Geschichten

(Rom um 1600)

Vorrede

„Man wird hier keine Kunstprodukte sondern Naturansichten finden[2]. Die **Wahrheit** muß alle anderen Vorzüge ersetzen, aber wir leben in einer Zeit, wo die **Wahrheit** nicht genügt. Man findet sie nicht pikant genug. Denen, die sich in dieser Geistes-

[1] In der Tat enthalten der zwölfte und dreizehnte Band dieser Chroniken neapolitanische Abenteuer, in denen Liebeshändel vorherrschen. Aus diesen Bänden sind entnommen die Chroniken 1, 3 und 7. Übrigens beginnt auch der Band, dem die obige Einleitung entnommen ist, mit der Geschichte des Kardinals Aldobrandini, in welche die Justiz nicht einzugreifen wagte.

[2] Diesem Band sind entnommen „Die Brüder Massimi" (Chronik 10) und der erste Abschnitt des „Kardinal Aldobrandini" (Chronik 9).

verfassung befinden, rate ich, allwöchentlich nur eine dieser Geschichten zu lesen.

Ich liebe den Stil dieser Geschichten: er ist der des Volkes, voller Pleonasmen, und er nennt alle schrecklichen Dinge beim Namen. Aber dadurch schildert der Erzähler unbewußt sein Jahrhundert und die landläufige Denkart.

Die Mehrzahl dieser Geschichten ist wenige Tage nach dem Tode der armen Teufel niedergeschrieben, von denen sie berichten. Ich habe ein paar Bleistiftkorrekturen angebracht, um den Stil etwas weniger dunkel zu machen und nicht beim dritten Durchlesen die Geduld zu verlieren.

Die Dunkelheit ist der große Fehler des Italienischen. Es gibt in der Tat acht bis zehn italienische Sprachen, und keine hat ihre Rivalinnen getötet. In Frankreich hat die Sprache von Paris die Montaignes getötet. In Rom sagt man: Vi vedrò domani al giorno, was in Florenz unverständlich wäre. Ich möchte lieber eine Erzählung in englischer als in italienischer Sprache lesen; sie wäre deutlicher für mich . . .

Selbst im Jahre 1833 finde ich, daß man in Frankreich und vor allem in England Totschlag vorwiegend begeht, um sich Geld zu verschaffen. Von den zwei armen Teufeln, die vorgestern hingerichtet wurden, im Alter von 23 und 27 Jahren, hatte der eine, Vivaldi, seine Frau getötet, weil er eine andere liebte; der andere hatte auf einen konservativen Arzt, der wahrscheinlich sein Vaterland verraten hatte, geschossen; hier ist kein Geldinteresse ersichtlich.

Die Verbrechen aus Geldgier sind sehr platt und kommen hier recht selten vor.

Rom, 15. Mai 1833."

In der Tat „spielt die Liebe eine große Rolle in diesen Geschichten" und sie drehen sich meist um eine Frau. Trotzdem beginnt hier der Punkt, wo man Einwendungen machen muß. Wie schon Taine, Stendhals Bewunderer und Wiederentdecker, in seiner „italienischen Reise" betont, war und

ist die Liebe in Italien, so wie Stendhal sie auffaßte, mehr eine Ausnahme als die Regel. Stendhal hat die italienische Volkspsyche zu sehr durch die verschönernde Brille des Romantikers gesehen; er hat angesichts seiner Chroniken die Augen vor den „gemeinen Verbrechen", den „Verbrechen aus Geldgier", nur zu nachsichtig geschlossen. Ich gehe die einzelnen Bände durch, um diesen Beweis zu erbringen:

Cod. 169 enthält sieben Geschichten (die eine in zwei Versionen). Davon handeln nicht weniger als vier von Geldverbrechen: Vittoria Accoramboni wird ermordet wegen Erbschaftsstreitigkeiten; in Santa Maria in Trastevere werden Hostien gestohlen, zum Zweck von Zaubereien, die den Besitzer bereichern sollen; der Genueser Domenico will eine Dirne erdrosseln, um sie zu berauben; der Kardinal Foschi wird in gleicher Absicht von seinem Kammerdiener ermordet. („Gemeines Verbrechen. Ermordung eines alten Geizhalses, um ihn zu berauben", schreibt Stendhal selbst an den Rand.)

Cod. 170 enthält siebzehn Geschichten, wovon die zweite den scheußlichen Mord eines Fuhrmanns an seiner Frau und seinen Kindern darstellt („Plattes und gemeines Verbrechen wie im Jahre 1833. Wie ein moderner Galeerensträfling", schreibt Stendhal). Die nächste betrifft Pompilia Comparini[1]. „Gemeines Verbrechen, Familienmord aus Geldgier", schreibt Stendhal etwas summarisch; denn die Geldgier führt hier nur zum Morde, ist aber nicht sein Beweggrund. Die vierte schildert ebenfalls einen ränkesüchtigen Pfaffen, der sein Glück machen will, sich aber in seinen eigenen Schlingen fängt und geköpft wird. Die folgende wieder die Ermordung eines Prä-

[1] Wiedergegeben in unserer Sammlung als Chronik 16.

laten durch seinen geldgierigen Diener. Eine andere die betrügerischen Schliche zweier Prälaten, die von Sixtus V. zur Strafe auf die Galeere geschickt werden. Eine andere die Ermordung eines Geldleihers durch den Freund eines Juristen, angeblich ein im Zorne begangener Totschlag, der dem Juristen selbst den Hals kostete. Ferner die Hinrichtung zweier Fleischer, die Menschen getötet und ihr Fleisch verkauft hatten ... Also mindestens sieben Geschichten, die in die Kathegorie der „gemeinen Verbrechen" gehören (abgesehen vom Prozeß einer professionellen Giftmischerin)!

Cod. 171 enthält neun Geschichten (eine zehnte ist Version von Cod. 169), von denen allerdings nur zwei „gemeine Verbrechen" sind: ein florentiner Raufbold, der seine Familie ermordet, um sie zu beerben, und seine Geliebte, eine vornehme Dame, weil sie sich nicht sklavisch seinem Willen beugt; ferner die Hinrichtung zweier Raubmörder.

Cod. 172 enthält außer zwei politischen Aktenstücken sechs Geschichten (die eine in zwei Versionen). Davon sind drei Verbrechen des materiellen Vorteils wegen: ein Massimi ermordet seinen Bruder, um Marchese zu werden, ein Graf Fiume seinen Bruder, weil er einen Prozeß an ihn verloren hat! Endlich ist die Hinrichtung Ludovicos die Folge von einem „gemeinen Verbrechen, nichts Neues über das menschliche Herz" (Stendhal). — Schließlich sahen schon die zeitgenössischen Römer den dunklen Mordprozeß der Cenci (der auch in diesem Bande steht) als ein wenig „edles" Mittel zur Bereicherung des Papstes und seiner Neffen an ...

Der Cod. 173 enthält den Prozeß Caraffa; die folgenden Codices die Selbstbekenntnisse Don Ruggieros, „der in

Venedig hervorragende Feigheiten eingesteht", während die zwei Bände italienischer Liebesabenteuer großenteils mit der blutigen Vendetta enden, der feigen und heimtückischen Ermordung des Liebhabers und der fehlgetretenen Frau, deren Fehltritt die Verhältnisse nur zu oft entschuldigen oder der oft auch nur imaginär ist.

Soweit diese Bluttaten also einem „ideellen" Motiv entspringen, so ist es nicht das der individuellen Leidenschaft, sondern der uralt geheiligte Begriff der Familienehre, also eine Pflicht, der man sich oft nur im Gegensatz gegen die Staatsgesetze und unter eigener Lebensgefahr entledigen konnte und deren Nichterfüllung den Fluch der Feigheit und Lächerlichkeit nach sich zog, — eine Pflicht also, die Stendhal bei den nordischen Völkern Eitelkeit nennt.

Er, der als Romantiker nur den wildwachsenden Individualismus seiner geliebten Italiener sah und sehen wollte, hat sich mit diesem Problem der Vendetta so gut wie gar nicht abzufinden gewußt: „Idée féodale et espagnole" — damit tut er es kurz ab. Der Grund für diese Einseitigkeit bei einem so scharfsinnigen Völkerpsychologen ist der, daß ihm selbst der Familiendespotismus, wie er auf den Romanen und insbesondere den Italienern noch heute schwer lastet, ein Greuel war; hat er sich doch selbst sein Leben lang in romantischer Auflehnung gegen die Autorität von Staat und Familie befunden. Die Auflehnung gegen den Staat fand er in Italien freilich zu seiner Freude in hohem Maße ausgeprägt, und er übertrieb sie noch geflissentlich, indem er versicherte, der bestgehaßte Mann in Italien sei allemal der Fürst. Hand in Hand geht damit bei ihm — wie bei den

Italienern — die Überzeugung, daß der Mächtige allemal der Tyrann, der Bedrücker, Räuber und Erpresser sei, was ja zum guten Teil für jene wilden Zeiten auch zutraf. Indessen heißt es doch Ursache und Wirkung verwechseln, wenn man dem Fürsten alle Schuld zuschiebt (wie Beyle es z. B. bei Sismondi, dem Geschichtschreiber der italienischen Freistaaten, selbst tadelt). Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, und die politische Unmündigkeit des damaligen Italieners, seine Unzuverlässigkeit und Unbotmäßigkeit, machte die Herrschenden notgedrungen zu Tyrannen. Diese politische Rückständigkeit war aber auch die Voraussetzung dafür, daß die primitivste Gesellschaftsform, die der Familie, in Italien noch solche Macht besaß, während die Völker des Nordens sich bereits zu straffen Staatsgebilden zusammenschlossen. Der urrömische Begriff der „patria potestas“ und der noch primitivere der „Vendetta“ hatten allein das gute Gewissen für sich, während in den nordischen Ländern aus der Blutrache schon längst die Rechtsformen des Wergeldes und des offenen, ehrlichen Zweikampfes erblüht waren. Die Gesellschafts formen waren freilich auch in Italien den Lehnsverhältnissen des Feudalsystems entlehnt, aber verzerrt und auf eine primitivere Stufe zurückgebildet, so namentlich der Ehrbegriff. So hatte der Sieger in einem loyalen Zweikampf stets mit der Blutrache von seiten der Sippe des Gefallenen zu rechnen, gleich als ob er ihn feig ermordet hätte (z. B. der „Raufbold“ Biancinfiore, dessen Art sich zu duellieren freilich an Mord grenzt und gegen alle loyalen Duellpraktiken verstößt, oder der Freund der „Fürstin von Salerno“, Caraffa). Mit

Genugtuung konstatiert denn auch Stendhal, daß die „dumme Ehre des ignoblen Feudalwesens“ in Italien nie richtig Wurzel gefaßt hätte — und in der Tat lassen sich all die feigen und heimtückischen Racheakte, die diese Chroniken zeigen, eher aus einem negerhaften, als aus dem ritterlichen Ehrbegriff erklären. Diese Art „Ehre“ verträgt sich nicht nur mit dem Meuchelmord, sie befiehlt ihn sogar an; und der Marc' Antonio Massimi, der erst seine arme, unschuldige Stiefmutter ermordet hat, um die „Familienehre“ zu retten, ermordet nachher ebenso gelassen seinen älteren Bruder, um Marchese zu werden. Für Paolo Santacroce ist die Ehre sogar ein bequemer Vorwand, um seine alte Mutter, die durch die Wassersucht einen dicken Leib bekommen hat, aus dem Wege zu räumen, da sie sich geweigert hat, ihn zum Universalerben einzusetzen [1]. Ebenso kann der treffliche florentiner Edelmann Biancinfiore, der im Ehrenpunkt so kitzlich ist, daß er mehr als vierzig Gegner im Duell erstochen hat, es mit dieser Ehre durchaus vereinigen, daß er seine ganze Familie vergiftet, um ihr Erbteil an sich zu reißen, und seine Geliebte, weil sie ihm nicht gehorcht. Und angesichts solcher Fälle wie des Todes der Herzogin von Amalfi oder der unglücklichen Pompilia Comparini fragt man sich, ob der Begriff der dummen, fanatisch-bornierten Ehre auf sie nicht viel besser anwendbar ist als auf die nordische Loyalität?

„Wenn man doch nur nicht täglich hören müßte“, ruft der Renaissancenovellist Bandello angesichts des ersteren Falles

[1] Hier muß Stendhal in einer Randnotiz übrigens selbst zugeben, daß die spanische Ehre, die damals in Italien Eingang fand (und die von den feudalen Ehrbegriffen des Nordens durchsetzt war), es dem Sohne verboten hätte, die angeblichen Liebhaber seiner Mutter überhaupt zu kennen.

aus: „dieser hat seine Frau ermordet, weil er Untreue vermutete, jener hat die Tochter erwürgt, weil sie sich heimlich vermählt hatte, jener endlich hat seine Schwester töten lassen, weil sie sich nicht nach seinen Ansichten vermählen wollte. Es ist doch eine große Grausamkeit, daß wir alles tun wollen, was uns in den Sinn kommt, und den armen Weibern nicht das gleiche zugestehen. Wenn sie etwas tun, was uns mißfällt — gleich sind wir mit Strick, Gift und Dolch bei der Hand! ... Welche Narrheit der Männer, anzunehmen, daß ihre und des ganzen Hauses Ehre von der Begierde eines Weibes abhängt! Begeht ein Mann einen Fehltritt, so groß er sei, so verliert seine Verwandtschaft darum doch nicht ihre Vornehmheit; verstößt ein Sohn gegen die alte Tugend seiner Vorfahren, die wackere Männer waren, so raubt dies ihnen doch nicht die Würde! Aber wir machen die Gesetze, legen sie aus und kommentieren sie, wie es uns paßt[1]!"

Diese Wächter ihrer Ehre wechseln mit Ermordung ihrer Frauen und Ehebruch mit denen anderer ab. „Man wollte völlig nach Willkür leben," sagt J. Burckhardt (Kultur der Renaissance, Bd. 2, VI, 1), „aber durchaus nicht auf die Familie verzichten". Die Regierungen und Päpste eiferten umsonst gegen diese rückständige Moral, die in Italien im Schwange war, und von der auch die Königin Christine von Schweden, die damals nach ihrem Übertritt zum Katholizismus in Rom weilte, dank ihres italienischen Hofstaats infiziert wurde. Es ist völkerpsychologisch bezeichnend, wie die Vendettagreuel der Königin ihren einzigen Widerstand an

[1] Bandello, Novellen I, 26, Vorwort.

Ludwig XVI. fanden, der damals die Grundlagen des modernen Rechtsstaates in Frankreich legte. — Aus diesem souveränen Familienbegriff entsprangen schließlich auch die Mißbräuche des Nepotismus, für die Beyle sich ebenfalls keine rechte Erklärung weiß. Der Staatslenker blieb auch als solcher pater familias und dachte zuerst an die Seinen; wir finden diesen Zug in Italien ja noch heute bis auf die kleinsten Beamten und ihre Sippe herunter, wie überhaupt bei Völkern ohne Staatsverfassung (wie die Juden) oder mit schlechten politischen Verhältnissen. Gewiß hat dieses klettenartige Zusammenhalten auch seine guten Seiten, aber solche Mißbräuche wie in Italien entspringen daraus nur, wenn der Familienbegriff so unausrottbar im Volkscharakter wurzelt, wie der Individualist Beyle es nie einsehen mochte.

Eine andere Fessel des Individuums, die dem skeptischen Sohne der Aufklärungszeit vollends unbegreiflich sein mußte, war die Religion, die zwar jene Bluttaten nicht verhindern konnte, aber doch die Gewissen schärfte, wenn es sterben hieß, und den Tod tapfer ertragen lehrte. Die ehrliche Reue und Resignation der Verurteilten nimmt ihren Verbrechen wenigstens einen Teil ihrer Scheußlichkeit und bringt sie uns im Tode menschlich näher.

So ist es also doch oft gemeine Geldgier und Sucht nach sozialem Vorteil oder die Pflicht zur Sühne der verletzten Familienehre — lauter Motive, die Stendhal bei den Nordländern als Egoismus und Eitelkeit brandmarkt — was die Personen dieser Chroniken zu Dolch und Gift greifen läßt, während die „interesselose" Leidenschaft meistens das Opfer, nicht aber die Triebfeder ihrer Verbrechen ist. Es ist also

nur mit starker Einschränkung richtig, wenn Stendhal in einem Brief an Colomb[1] sagt: „Die Eitelkeit und die Meinung der anderen waren kaum im Entstehen und die von den Fürsten verliehenen Ehren nahm man keineswegs ernst ... Manche glauben vielleicht, jene Kultur wäre der unsrigen gleichwertig, auf die wir so stolz sind. Aber wir haben zwei schöne Dinge mehr: die Wohlanständigkeit und die Heuchelei ... Unsere heutige Prüderie hat nicht die geringste Vorstellung von der Kultur, die damals in Rom und Neapel herrschte ... Aber dafür wären auch alle unsere mumienhaften Tugenden den Zeitgenossen des Ariost und Raffael höchst lächerlich erschienen; denn man schätzte an einem Manne damals nur das, was er persönlich war, und es war keine persönliche Eigenschaft, wie jedermann zu sein: man sieht, daß die Einfältigen dort keinen Boden hatten."

Allerdings mußte eine Zeit der politischen Zerrüttung, die Italien in die Hände beutegieriger Eroberer spielte, der Willkür des Individuums einen großen Spielraum lassen und den einzelnen zu einer nach allen Seiten gerüsteten und entwickelten Persönlichkeit erheben. Es war ein Kampf ums Dasein in der ursprünglichsten Form, der den Menschen zu Kraft und List erzog und ihn in Tat und Genuß skrupellos über Leichen gehen ließ. Daher die heidnische „Jagd nach dem Glück", wie Stendhal es nennt, die Leidenschaft in allem Genießen: laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. „Das Leben ohne die Dinge, die es glücklich machen, sagt Stendhal, ward nicht hoch eingeschätzt. Ehe man den beklagte, der es verlor, berechnete man das Maß von Glück,

[1] Correspondance II, 162.

das er genossen, und in dieser Berechnung nahmen die Frauen einen viel größeren Platz ein als heute." ... „Diese Sitten", schreibt er an anderem Ort, „haben einen Raffael und Michelangelo hervorgebracht, und heute sucht man sie so läppisch durch Kunstakademien großzuziehen. Man vergißt, daß es einer kühnen Seele bedarf, um den Pinsel geschickt zu führen, und man erzieht nur arme Teufel, die einem Bureauchef den Hof machen müssen, damit man bei ihnen ein Bild bestellt" ...

In der Tat war es die seltsame Verbindung einer hohen ästhetischen Kultur, in die sich alle Besinnung und Selbstzucht, alle Sophrosyne der Zeit hineingerettet hatte, mit sozialer Verwilderung und politischer Zerrüttung, was den Italienern des Cinquecento so viel fessellöses Genie gegeben hat. Dieses dionysische Bindeglied zwischen den „wilden Sitten" der Renaissance und der apollinischen Schönheit ihrer Kunst hat Stendhal als erster deutlich erkannt, und er hat dadurch der Ästhetik für diese Seite des Problems neue Augen eingesetzt, während er selbst gegen die apollinische Kehrseite blind blieb. Er hat einmal launig den Vergleich gezogen, daß er die eine Seite einer Orange sähe, während seine Zeitgenossen nur die andere erblickten.

Ist man sich dieser innerlich bedingten Beschränkung, dieser „Einseitigkeit" Stendhals bewußt geworden, so wird man auch den vorliegenden Sittenspiegel der Renaissance als „nützliche Ergänzung zur Geschichte des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts" willkommen heißen, wie ihn Stendhal selbst seinem Verleger Calman Lévy als solchen empfahl, —

[1] Correspondance II, 178.

wenn man auch nicht zu der restlosen Bewunderung Stendhals gelangen wird.

Die deutsche Bearbeitung hatte zum Muster die von Stendhal selbst veröffentlichten Renaissancenovellen. Auch waren einige Chroniken der Manuskriptbände bereits von ihm in Bleistift durchkorrigiert, denn wie er in der obigen Vorrede schreibt: „Ich mache Bleistiftkorrekturen, um nicht bei der dritten Lektüre die Geduld zu verlieren.“ Vor allem sind nach seinem Vorgang die oft sehr weitschweifigen, „im Klatschbasenstil“ geschriebenen Originale gekürzt worden. „Aribertis Rache“ und „Die Jugend Papst Pauls III.“ sind wörtlich aus Stendhals „Correspondance“ (l. c.) übertragen. Persönlicher Zwischenbemerkungen, Zusätze und Änderungen hat sich die vorliegende Übersetzung allerdings fast durchweg enthalten; dergleichen ist einem Psychologen und Italienkenner wie Stendhal erlaubt, anderen nicht. Wer meine Arbeit philologisch nachprüfen will, möge sie mit den Pariser Originalen vergleichen.

Die Reihenfolge der Novellen ist chronologisch. Sie sind möglichst so zusammengestellt, daß jede bedeutende Epoche ihren allgemeingeschichtlichen Längsschnitt und zugleich ihren kulturhistorischen Querschnitt zeigt; um das Jahr 1600 setzt Stendhal selbst den Gipfelpunkt der höchsten Sittenverwilderung; doch hatte schon Sixtus V. (1585—1590), eine moderne Herrschergestalt, mit strenger Hand vorübergehende Ordnung geschaffen, und das 17. Jahrhundert sah Rom unter dem Einfluß des ordnungsliebenden französischen Absolutismus. In dieser Hinsicht ist besonders die Chronik „Die

Tochter Gustav Adolfs" (Nr. 15) von Interesse, weil sie zeigt, was damals in Italien an Bluttaten kaum mehr anständig, in Frankreich aber bereits verpönt war. Dennoch konstatiert Stendhal mit Genugtuung durch eine Abschrift aus dem „Journal des Débats", daß die alten wilden Sitten in Süditalien trotz der sozialen Zucht der napoleonischen Herrschaft auch anno 1838 noch fortvegetierten — wie sie es auch heute noch tun.

Berlin, Ostern 1908

Friedrich von Oppeln-Bronikowski

1. Königsliebe

Eines Tages im Jahre 1450 lustwandelte König Alfons I. von Neapel in Torre del Greco, als er eine unvergleichliche Schönheit erblickte: Lucrezia d'Alagni, die Tochter des Kastellans dieses Ortes. Der König, schon sechsundfünfzig Jahre alt, verliebte sich derart in sie, daß alle Welt staunte. Wenn er bisher nur hin und wieder an diesen herrlichen Gestaden lustwandelte, um sich von den Sorgen der Regierung zu erholen, so ging er dieses Weges nun sehr häufig und verzögerte sich bis zur Nachtzeit, um einen Vorwand zu haben, im Kastell zu nächtigen. Er vernachlässigte die Staatsgeschäfte, so heftig war seine Neigung, und sandte der Geliebten reiche Geschenke, mit der Bitte, seine Wünsche zu erhören. Bestochen durch diese Gaben und die Aussicht, die Geliebte ihres Königs zu werden, ging Lucrezia auf alles ein, nicht minder ihre Eltern, die arm waren und viele Kinder hatten. Eines Tages also ließ sich der König von der Nacht überraschen und schlief im Kastell, wo er das erhoffte Glück fand. Fortan kam er fast täglich dorthin, ungeachtet des allgemeinen Geredes. Da er aber trotz seiner Liebe die wichtigsten Staatsgeschäfte nicht versäumen mochte — denn er war ein großer Staatenlenker, dessen Einfluß sich weit über Italien hinaus erstreckte — so ließ er Lucrezia mit fürstlichem Gepränge nach Neapel führen, um sie allezeit bei sich zu haben. Sie wohnte anfangs in einem Hause, das dem König gehörte, dann aber im Castello Nuovo, wo der König residierte, und ward mit königlichem Pompe gehalten

wie seine eheliche Gattin. Der König, dessen Leidenschaft immer mehr wuchs, beschenkte sie nicht allein mit kostbaren Juwelen, einer Kaiserin würdig, sondern auch mit Städten und Kastellen, mit Ischia, Venosa, Cajazzo, Somma, Putigliano u. a. Auch ihre Geschwister überhäufte er mit Ehren: Hugo erhielt die Herrschaft Portello und die Großkanzlerwürde des Königreichs, Mariano die Herrschaft Bacchiano und zum Weibe Katharina Orsini, die Tochter Johanns von Manuppello; und Lucrezias verwitwete Schwester Antonia verheiratete er mit seinem Kammerherrn Johann Torella, einem edlen Valenzianer, dem Neffen des Papstes Kalixtus III. Bei diesem suchte er auch die Scheidung seiner Ehe mit der Infantin Maria von Castilien nach, einer Fürstin von makellosem Wandel[1], damit er Lucrezia heiraten könnte, ja er sandte sie selbst mit königlichem Geleit und reichen Geschenken nach Rom, um den Papst anzuflehen und die Kardinäle für sich zu gewinnen. Doch selbst der Neffe des Papstes vermochte nichts für sie auszurichten, und so kehrte sie unverrichteter Dinge nach Neapel zurück, während sie den römischen Hof in Bewunderung ihrer Schönheit zurückließ. Man sagte, sie habe sich zur Erreichung ihres Zweckes mehr als einmal dem Roderigo Lenzuoli, genannt Borgia, einem Neffen des Papstes, hingegeben, der später (durch allbekannte Künste) den päpstlichen Thron bestieg und sich Alexander VI. nannte.

Doch das schwindelnde Glück Lucrezias währte nur eine kurze Frist. Im Jahre 1458 starb Alfons im vierundsechzigsten Jahre seines Alters und hinterließ die Herrschaft seinem natürlichen Sohn Ferdinand, Herzog von Kalabrien, den er

von einer seiner Geliebten, einem valenzianischen Edelfräulein, Girardona Carlin, hatte. Manche behaupteten sogar, Ferdinand sei nicht der Sohn Alfonsos, sondern eines ihrer Diener, mit dem sie auch ihre Tochter Maria gezeugt hätte, die der König dann mit Lionello d'Osso, Marchese von Ferrara, einem gleichfalls unehelichen Sohne, verheiratete. — König Ferdinand also war ein Todfeind Lucrezias und der Ihren und blickte scheelen Auges auf die ungeheuren Reichtümer, die der König auf sie gehäuft hatte. Lucrezia war sich wohl bewußt, daß Ferdinand ihr alles rauben würde, und hielt darum zu Johann von Anjou, der gleichfalls Thronansprüche erhob als Sohn des Herzogs Ludwig von Anjou, den die Königin Johanna II. später als Alfons adoptiert hatte. Johann rückte mit großer Heeresmacht in das Land ein, gerufen und begünstigt durch den Papst Kalixtus und viele Barone von der Partei der Anjou, vornehmlich aber durch Lucrezia und ihre Brüder. Um nicht im Kastell ermordet zu werden, flüchtete Lucrezia in das Feldlager des Grafen Jakob Picinino, der für den Herzog Johann gegen Ferdinand kämpfte, und hielt es nicht für einen Raub, das Lager eines ruhmreichen Königs, wie Alfons es gewesen, mit dem eines einfachen Feldhauptmannes zu vertauschen. Sie folgte dem Heere nach und unterstützte den Grafen mit den Schätzen, die sie zu Lebzeiten des Königs aufgehäuft hatte, ungeachtet die Soldaten mit Fingern auf sie wiesen.

Nach der Niederlage des Herzogs Johann bei Troja im Jahre 1463 schloß Picinino Frieden mit Ferdinand, der ihn verräterisch erdrosseln ließ, und Lucrezia rettete sich durch die Flucht. Sie ging mit dem Grafen Ranieri von Troja, ei-

nem Anhänger der Anjous, nach Dalmatien, wo sie viele Jahre verschwenderisch lebten. Als das Geld zu Ende war, ließ ihr Geliebter sie im Stich, und sie wandte sich nun nach Rom, wo Alexander VI. den Thron bestiegen hatte, um für ihr vergangenes Leben Buße zu tun, und wohl auch in der Hoffnung, daß sie durch den Einfall Karls VIII. von Frankreich in das Königreich Neapel ihre verlorenen Besitzungen wiedererlangen würde [2]. Da starb sie und ward in der Minerva beigesetzt, wo sie nun von Wollust und Ehrgeiz ausruht.

2. Aus der Jugend Papst Pauls III.

Schon vor dem Pontifikat Pauls III. (Farnese) haben einige Glieder der Familie Farnese unstreitig ein vornehmes Leben geführt und Verbindungen mit edlen Häusern angeknüpft, sei es mit solchen aus Orvieto oder von den Ufern der Fiora, eines kleinen Flusses, der zu verschiedenen Zeiten die Grenze zwischen Toskana und dem Kirchenstaat gebildet hat.

Ranuccio Farnese, ein Edelmann von sehr geringem Vermögen, lebte aus Sparsamkeit fern von der Hauptstadt der Christenheit auf seinem Gute. Er hatte mehrere Kinder. Ich will hier nur von dreien unter ihnen reden, nämlich von Pier Luigi, Giulio und Giovanna, die nachmals unter dem Namen Vannozza so wohlbekannt war.

Pier Luigi heiratete Giovanella Gaetano aus dem erlauchten Hause, das der Kirche den berühmten Papst Bonifaz VIII. geschenkt hatte, welcher im Jahre des Heils 1303 starb. Man sagt, daß dieser Ehe Alexander entsproß; doch behauptete man in Rom, als die großen Eigenschaften dieses Jünglings hervorzutreten begannen, sein wirklicher Vater sei ein neapolitanischer Edelmann Giovanni Bozzueto gewesen: ganz Rom wußte, daß er der Günstling der Signora Gaetano war.

Auch Giulia verheiratete sich in Rom mit einem freilich sehr armen Edelmanne. Vannozza, die jüngste, kam oft vom Lande zu Besuch nach Rom, wo sie im Hause ihres Bruders oder ihrer Schwester mehrere Wochen verweilte. Sie nahm zu an Schönheit und Anmut und ward bald zum Wunder

dieser Hauptstadt der Welt und zum Anlaß des erstaunlichen Glückes ihrer Familie. Keine Frau, weder aus dem Adel, noch aus dem Bürgerstande, noch aus der ungeheuren Schar der vornehmen Buhlerinnen, deren Schönheit und Reichtum stets die Bewunderung der Fremden erregte, konnte den Vergleich mit Vannozza im geringsten aushalten. Und selbst wenn sie nichts von dieser göttlichen Schönheit besessen hätte, die so ruhig, so edel, so hinreißend war und die sie so manches Jahr hindurch, ja, man kann ohne Übertreibung sagen, bis zum Augenblick ihres Todes, zur Königin Roms machte, so wäre sie doch eine der gesuchtesten Frauen gewesen wegen des liebreizenden Vulkans von neuen und glänzenden Gedanken, die ihr die fruchtbarste und fröhlichste Einbildungskraft, die es je gegeben hat, lieferte.

Sie war noch ein ganz junges Mädchen, als sie vom Lande nach Rom kam, um dort den Karneval zu verbringen und die Moccoletti[3] zu sehen. Sie wohnte bei ihrem Bruder, der damals ein ziemlich ärmliches Haus beim Arco dei Portogalli am Tiberufer besaß. Sie erfand die eigenartigsten, unterhaltsamsten Lustbarkeiten, die am folgenden Tage, wenn die Sage davon durch Rom lief, den glänzendsten Höflingen und den mächtigsten Kardinälen den Wunsch einflößte, zur Gesellschaft dieses kleinen Edelmannes zu gehören. Ich habe noch in meiner Jugend von einer jener Lustbarkeiten erzählen hören, die des Nachts auf dem Tiber stattfand; es war während der Hundstagsglut, ein paar Tage nach Sankt Peter. Um Mitternacht bestieg die Gesellschaft des Pier Luigi beim schönsten Vollmondschein ein paar Boote. Nachdem man auf dem Wasser Kurzweil getrieben und den Fluß herauf und herunter

gefahren war, ordneten sich die Barken in einer Reihe längs des Longara, an einer Stelle, wo das Ufer ganz im Schatten des Janiculus lag und wo die Mondstrahlen nicht hinkamen. Zwei Barken trennten sich von den anderen und brannten ein höchst ergötzliches Feuerwerk ab. Danach trank man edle Weine und nahm Eis zu sich, wobei mehrere ihr Eis mit dem Weine vermischten.

Der Mond zog seine Bahn und beleuchtete schließlich auch jenen Ort an der Longara; da fiel Vannozza, die sich auf der Spitze von einer der Barken anmutig in der Schwebe hielt, ins Wasser, und in dem Augenblick, wo die ganze Gesellschaft über diesen Unfall erschrak, wechselte sie ihre Gewänder mit unglaublicher Schnelligkeit und erschien im Wasser als Najade angetan. Nachdem man ihre Schönheit in dieser Kleidung bewundert hatte, sagte sie zu aller Entzücken Verse von Carletto auf, der danach für den ersten Dichter Roms galt. Diese Verse, sehr glänzend, waren Artigkeiten gegen die Mehrzahl der Gesellschaft und richteten an etliche andere satirische Scherze, die viel Lachen erregten. Vannozza, die ausgezeichnet schwamm, stützte sich, während sie ihre Verse hersagte, auf zwei Blumenkörbe, aus denen sie hervorzutauchen schien. Diese Blumen waren auf großen Korkstücken befestigt, so daß dem jungen Mädchen augenscheinlich keine Gefahr drohte; doch die Wellen des Tibers sind verräterisch und voller Strudel. Als Vannozza ihre Idylle zu Ende vorgetragen hatte, trieben die beiden Blumenkörbe allmählich von den Barken ab und begannen sich im Kreise zu drehen. Da warf ein junger Abbate, der für den Favoriten Vannozzas galt, sich mit den Kleidern ins Wasser, und bald war die holde Najade in einer

Barke geborgen. Da man sich über diesen Unfall eines so reizenden Weibes sehr besorgte, so improvisierte Vannozza ein Sonett, in dem sie ihren Freunden sagte, sie täten unrecht sich zu ängstigen, denn sie wüßten wohl, daß eine Najade nicht ertrinken könne.

Am nächsten Morgen sprach ganz Rom von dieser köstlichen Nacht; etliche behaupteten, Vannozza hätte gar keine ernstliche Gefahr bestanden und alles sei zwischen ihr und ihren Liebhabern abgekartet, um ihr Gelegenheit zu geben, das reizende Sonett von der Najade vorzutragen.

Roderigo Lenzuoli, der Neffe des regierenden Papstes Kalixtus III.[4], ein Jüngling, der damals am Hofe seines Oheims besonders glänzte, dichtete aus dem Stegreif ein Sonett, worin er den Tiber sprechen ließ. Der Fluß rief: seit der Zeit, da er den Romulus und Remus an sein Ufer getragen, habe er keinen ruhmreicheren Tag erlebt. Das Ende dieses Sonetts ist noch in aller Gedächtnis wegen der verführerischen Schilderung, die der Tiber von den Gliedern des jungen Weibes macht, das er einen Augenblick in seinem Schoße halten durfte. Bei diesem Anlaß lernte Roderigo die Vannozza kennen, und bald ließ er um ihretwillen alle seine andern Geliebten im Stiche. Er hatte deren zwei Arten. Die Gunst der einen errang er durch Liebe, denn er war ein sehr ansehnlicher Ritter, voll Mut, Kurzweil und höchst würdig, eine Stadt wie Rom zu beherrschen. Bei den andern, den neuen Danaës, wurden die Hindernisse durch den goldenen Regen überwunden. Roderigo verschwendete Unsummen, da sein Oheim ihn nie Mangel an Geld leiden ließ. Bald darauf, im Jahre 1456, ward er zum Kardinal ernannt

und erhielt die Würde eines Vizekanzlers der Kirche, eine der einträglichsten in Rom. Hiermit vereinigte er mehrere Pfründen, so daß er für den reichsten Kardinal dieses an Reichtum und Luxus so glänzenden Hofes galt. Das römische Volk, stets zum Spotte geneigt, beurteilte die Bedeutung eines Mannes nur nach seinem Aufwand und der Kühnheit seiner Taten.

Der Kardinal Roderigo war derart in Vannozza verliebt, daß er, wie gesagt, alle übrigen Liebschaften abbrach, und Rom belustigte sich über die Verzweiflung mehrerer erlauchter Damen. Auch gab dies Ereignis monatelang Stoff zu den berühmten Satiren des Marforio[5]. Der Kardinal begünstigte alle Verwandten Vannozzas, die weislich die Augen über das zudrückten, was ganz Rom wußte und was ihnen zur Schande gereichte. Den Abbate, der sich zur Rettung Vannozzas in den Tiber gestürzt hatte, verbannte Roderigo fern in die Lombardei, indem er ihm ein kleines Bistum verlieh, das zwei- oder dreitausend Scudi abwarf.

Dieser Liebschaft, die unser heiliger Glaube verwirft, entsprossen zahlreiche Kinder. Abgesehen von denen, die in jungen Jahren verstarben, nennen wir nur Francesco, Cesare, Loffredo und Lucrezia, die von ihrem Vater sämtlich inmitten von Luxus und Größe erzogen wurden, als hätten sie zu den mächtigsten Fürsten gezählt.

Während der Kardinal Roderigo alle seine Tage im Hause Pier Luigis verbrachte, gebar Giovanella Gaetano ihren Sohn Alexander. Der Knabe ward mit seinen Vettern in fürstlicher Weise erzogen. Er hatte den ganzen Geist seiner Base Vannozza, machte erstaunliche Fortschritte in der lateinischen

und griechischen Sprache und ward als der gelehrteste junge Prinz Roms genannt. Doch kaum war er zum Jüngling herangewachsen, so ließ er alle guten Autoren liegen und gab sich den trügerischen Lockungen der zügellosesten Wollust hin. Mit zwanzig Jahren erhielt er ein Amt am Hofe seines Oheims, des Kardinals Roderigo, und man kann sich denken, welche Gunst er als Neffe Vannozzas genoß, für die der Vizekanzler von Tag zu Tag heißer zu entbrennen schien.

Man muß gerecht sein: ein Jüngling in diesen Jahren, der die Erziehung eines Königssohnes erhalten und in seiner Kindheit alle Ehren genossen hat, die man in der Schule den Klügsten erweist, kann keine Mäßigung kennen, zumal wenn der Himmel ihn mit seltener Schönheit begabt hat, welche die Nachwelt an seiner Grabstatue ermessen kann, die in Rom an dem heiligsten Orte steht[6]. Alexander, der höchst verwegen war, wurde mehrmals von erzürnten Ehemännern ertappt; er konnte sein Leben nur durch Dolch- und Stilettstiche retten und ward mehrfach verwundet. Da aber derartige Vorfälle um keinen Preis zu den Ohren des heiligen Papstes Innozenz VIII. kommen durften, der auf dem Stuhle Petri saß, so gab ihm der Kardinal Roderich alsdann Aufträge außerhalb Roms. Alexander war der Held vieler Abenteuer, von denen man in Rom noch von Zeit zu Zeit spricht, und die zu meiner Jugend noch in aller Munde waren; er bestand zahllose und vor allem recht gefährliche Wagnisse; dort, wo die andern wie vor etwas Unmöglichem zurückschreckten, war er hoffnungs- und tatfroh. Er fürchtete nur Eins auf der Welt: die unerbittliche Gerechtigkeit des heiligen Papstes Innozenz VIII., der von 1484 bis 1491 regierte.

Alexander zählte fast dreißig Jahre, als Wut und Eifersucht ihn die Furcht vergessen ließen, die ihm der Papst einflößte, und ihn zu einer Tat hinrissen, die das Ansehen, dessen er sich in Rom erfreute, bedeutend mehrte, von den Frommen jedoch allgemein verabscheut ward.

Ich muß etwas weit ausholen. Alexander ritt durch die einsame Ebene, die sich nach Tivoli hin erstreckt, und machte zwei Meilen vor Rom Halt, um die Ausgrabungen zu besichtigen, die er durch fünf bis sechs Bauern aus Aquila ausführen ließ. Da sah er eine junge Frau aus einem edlen römischen Geschlecht vorbeikommen, die in ihrer Karosse nach Tivoli fuhr, von drei Bewaffneten begleitet. Alexander Farnese war von ihrer Schönheit derart betroffen, daß er die Eskorte unverzüglich anfiel. „Halt", schrie er dem Kutscher zu, „diese Pferde gehören mir, Ihr habt sie gestohlen!" Bei diesen Worten drangen die drei Begleiter auf ihn ein. Alexander war wohl bewaffnet, doch die beiden Diener, die ihm folgten, hatten nur ganz kurze Schwerter und ergriffen alsbald die Flucht: Alexanders Leben war bedroht. „Herbei, brave Aquilaner!" schrie er. Die Arbeiter verließen ihre Ausgrabung in dem Augenblick, wo er von den drei Bewaffneten umringt ward. Was ihn in Wut versetzte, das war nicht seine persönliche Gefahr: sobald der Kutscher sah, daß er in Schach gehalten wurde, hatte er seine Pferde angetrieben und galoppierte von dannen. „Lauft dem Wagen nach!" schrie Alexander den beiden beherztesten der Aquilaner zu, „und tötet eins der Pferde!"

Zum Glück für ihn ward der Befehl, den er nur zweien seiner Arbeiter gegeben hatte, von allen vernommen. Zwei von

ihnen jagten dem Wagen nach, und die anderen, die keine anderen Waffen hatten als ihre Harken, schlugen wütend auf die Pferde der drei Bewaffneten ein, die dem jungen Farnese ans Leben wollten. Er verwundete einen von ihnen tödlich, die beiden andern fielen vom Pferde und entflohen zu Fuße. Alexander hatte mehrere leichte Wunden erhalten, was ihn nicht hinderte, hinter der Dame herzulaufen. Sie war in eine tiefe Ohnmacht gefallen, er ließ sie querfeldein in eine kleine Villa schaffen, die ihm gehörte, zwei Meilen entfernt auf der Straße nach Palestrina. Dort lebte er einen Monat lang in größter Glückseligkeit. Niemand in Rom außer dem Kardinal Roderich ahnte, was aus ihm geworden war.

Am Tage des Verbrechens war Alexander so klug gewesen, jedem der Arbeiter aus Aquila sechs Zechinen zu geben und ihnen zu befehlen, augenblicks nach Tivoli zu gehen und über Rio freddo in das Königreich Neapel zurückzukehren. Dieser Befehl ward getreulich ausgeführt, infolgedessen blieb das Verbrechen ziemlich lange geheim. Endlich kam es dem Papste zu Ohren. Der Kardinal Roderigo wollte nicht als Urheber der Entführung erscheinen, zumal er sich erst vor wenigen Monaten einer ähnlichen Untat schuldig gemacht hatte; und was auch Vannozza für den geliebten Neffen unternahm, er ward in die Engelsburg geworfen.

Innozenz VIII. befahl dem Gouverneur von Rom, den Prozeß zu beschleunigen. Der Gouverneur ließ alle Diener Alexanders gefänglich einziehen. Es waren treffliche Leute, die zuerst ihre Aussage verweigerten; doch die Folter öffnete ihnen den Mund. Der Gouverneur erfuhr durch sie, daß

die Arbeiter, welche die Ausgrabung gemacht hatten, aus Aquila waren; er sandte verkleidete Sbirren dorthin, welche die Bauern betrunken machten, sie unter allerhand Vorwänden über die nahe Grenze und in den Kirchenstaat hinein lockten. Hier wurden sie sofort festgenommen und verhört. Nach mehreren Monaten, als die Untersuchung abgeschlossen war, drohte dem Alexander, der noch immer in strenger Haft in der Engelsburg saß, ernste Gefahr. Da brachten es der Kardinal Roderigo und Pietro Marzano, ein Verwandter der Farnese, zuwege, Alexander ein Seil zuzustecken. Mit diesem hatte er die Kühnheit, sich oben von der Engelsburg, wo sein Zimmer lag, bis in die Gräben herabzulassen. Das Seil war wohl an die dreihundert Fuß lang und ungeheuer schwer.

3. Die Herzogin von Amalfi

(Vorbemerkung) Die blutige Liebestragödie der Herzogin von Amalfi, die uns in ähnlicher Fassung auch von Bandello überliefert wird, spielt sich auf einem düsteren Zeitgrund ab. Die nordischen Barbaren begannen verheerend in Italien einzubrechen: Karl VIII. von Frankreich, der alte Erbfolgeansprüche auf Neapel erhob (s. Anm. 2 zu „Königsliebe"), fiel 1494 in Italien ein, durch den Herzog von Mailand gerufen. Der siebzigjährige König Ferdinand I. von Neapel war soeben gestorben; sein Sohn Alfons II., entsetzt über die grausame Kriegführung der Franzosen, die alles, was sich ihnen in den Weg stellte, niedermetzelten, dankte noch im selben Jahre zugunsten seines Sohnes Ferdinand II. ab, und Neapel fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände der Eroberer. Als jedoch Karl VIII. Italien mit der Hälfte seines Heeres geräumt hatte und im April 1496 gestorben war, schüttelte das Volk das fremde Joch ab und rief Ferdinand zurück, der aber schon im September desselben Jahres starb. Nun übernahm sein Onkel, Alfons' II. jüngerer Bruder Friedrich, die Regierung, ward aber durch Ludwig XII. von Frankreich, dem Nachfolger Karls, schon 1499 von neuem bedroht. Friedrich suchte Frieden nach und erbot sich, sein Land als ein Frankreich tributpflichtiges Lehen zu behalten. Er rechnete auf die Hilfe seines Verwandten Ferdinand, des Katholischen, Königs von Spanien und Sizilien, der aber einen Geheimvertrag zur Teilung des neapolitanischen Reiches mit Frankreich geschlossen hatte. Während also die Franzosen von Norden auf Neapel marschierten, rückte ein spanisches Heer von Calabrien aus ein, angeblich zur Verteidigung, in Wahrheit aber zur Teilung Neapels (1501). Die Franzosen hieben nach der Kapitulation von Capua 7000 Einwohner nieder. Durch diese Grausamkeit und nicht minder durch die Verräterei Ferdinands entsetzt, ergab sich Friedrich und wurde nach Frankreich gesendet, wo er in strenger Haft gehalten ward und 1504 verstarb. Die Spanier und Franzosen annektierten sein Land, gerieten aber bald miteinander in Streit

und die Spanier eroberten Neapel, nachdem die Franzosen in mehreren Schlachten geschlagen waren; Neapel ward mit Sizilien zum „Königreich beider Sizilien" vereinigt. Die Franzosen kämpften in Oberitalien mit wechselndem Kriegsglück weiter gegen die Spanier, den Papst und die Republik Venedig; nach dem Pyrrhussiege von Ravenna (1512), bei dem auch ihr junger Feldherr Gaston de Foix fiel, mußten sie auch das siegreich behauptete *Mailand* räumen, das nun die Schweizer im Namen Maximilian Sforzas, des Neffen Ludwigs des Mohren, besetzten und auch im folgenden Jahre (1513) gegen einen neuen Einfall der Franzosen siegreich behaupteten.

Heinrich von Aragonien, Marchese von Gerace, ein natürlicher Sohn des Königs Ferdinand I. von Neapel und des Sorrentiner Edelfräuleins Diana Guardati, ehelichte Polixena Centilla, Tochter des Marchese Antonio von Cotrone, die ihm vier Kinder schenkte: Don Ludwig, der dem Vater in der Herrschaft folgte, dann aber Priester und später Kardinal wurde und das Erstgeburtsrecht seinem Bruder Don Carl abtrat, ferner zwei Töchter, Katharina, die den Grafen Gentile Orsini von Nola heiratete, und *Johanna*, die Alfons Piccolomini, Herzog von Amalfi, die Hand reichte. Sie wurde schon nach Jahresfrist Witwe, verwaltete aber das Herzogtum für ihren nachgeborenen Sohn Alfons, ungeachtet ihrer großen Jugend, mit Umsicht und Gewandtheit. Es begab sich aber, daß Antonio Bologna, ein neapolitanischer Edelmann, der im Hofstaat vieler Großen und zuletzt dem unglücklichen König Friedrich von Neapel gedient hatte, von der Herzogin zum Haushofmeister ernannt wurde. Er genoß großes Ansehen, war geschickt in Geschäften, ein guter Reiter und wußte herrlich zu singen und die Laute

zu schlagen. Die Herzogin, die sich nicht wieder verheiraten wollte, damit ihr Sohn nicht in fremde Hände käme, erkannte seinen Wert vor all ihren Untertanen und entbrannte in Liebe für ihn. Sie faßte den Gedanken einer geheimen Heirat, die sie später einmal, wenn die Zeit kam, offenbaren wollte; und so ließ sie den Bologna eines Tages zu sich bescheiden und sprach also zu ihm:

„Wenn ich einen anderen vor mir hätte, als dich, oh Antonio, so würde ich mich bedenken, dir zu sagen und kund zu tun, was ich beschlossen habe. Doch da ich weiß, wie verschwiegen und verständig du warst am Hofe Alfonsos, Friedrichs und Ferdinands, so hoffe ich zuversichtlich und glaube gern, daß du nach Anhören meiner ehrsamen Gründe meine Meinung teilen wirst. Wie dir bekannt ist, ward ich in sehr jungen Jahren Witwe und habe bis auf diesen Tag so in Ehren gelebt, daß mir niemand das geringste vorwerfen könnte, weder über meinen Wandel, den du mich täglich führen siehst, noch was die Verwaltung des Herzogtums betrifft. Wenn mein Sohn einmal die Herrschaft antritt, wird er sie in besserem Stand übernehmen, als mein Gatte sie mir überlassen hat. Ich habe fünfzehntausend Scudi Schulden [7] bezahlt, die mein Gemahl in den vergangenen Kriegen gemacht hatte, so daß der Besitz jetzt schuldenfrei ist. Aber wenn ich mir vorgenommen hatte, stets Witwe zu bleiben und mich nur der Verwaltung des Herzogtums zu widmen, so habe ich nun meinen Vorsatz geändert und halte es für besser, mich wieder zu vermählen, — anstatt wie viele zu tun, die Gott beleidigen und durch schlechten Wandel Ärgernis erregen, indem sie sich Liebhabern ergeben. Aber zu meinem Leidwesen

kann ich keine standesgemäße Ehe eingehen, die mir ehrbare Liebe erlaubte; es ist gegenwärtig kein Baron, der ein Weib freien müßte, und so fiel es mir nach reiflichem Erwägen ein, dich zum Gatten zu nehmen. Aber um dem Gerede des Volks zu entgehen und es nicht mit meinen Brüdern, insonderheit dem Kardinal, zu verderben, wünsche ich es geheim zu halten, bis der Tag kommt, wo ich es ohne Gefahr für mein Leben veröffentlichen kann; und wenn ich nicht Herzogin bleiben kann, so will ich mich begnügen, als Edeldame zu leben. Aber was sagst du dazu, Antonio?"

Er küßte ihr freudestrahlend die Hand und entgegnete:

„Ich lobe Eure Meinung und ich erbiete mich nicht nur als Gatte, sondern auch als getreuer und folgsamer Knecht."

Nachdem sie sich derart einander versichert hatten, reichten sie sich im geheimen die Hand. Die Herzogin hatte eine vertraute Kammerfrau, die um ihre Liebe wußte; die rief sie und traute sich dem Bologna in ihrer Gegenwart an. Die Ehe blieb Jahre hindurch geheim, und als die Herzogin eines Tages ein Kind gebar, nannte Bologna es Friedrich im Andenken an den unglücklichen König, dem er bis zu seinem Tode in Frankreich treu gedient hatte. Dann gebar sie ein bildschönes Mädchen; aber durch eine Unvorsichtigkeit ward diese Geburt ihrem Hofstaat bekannt, und das Gerücht drang bis zu den Ohren des Kardinals und des Marchese, ihrer Brüder. Diese sandten nun täglich unter mannigfachen Vorwänden Leute an sie, um der Sache auf den Grund zu kommen, und da Bologna an der Verschwiegenheit der Kammerfrau zweifelte, sprach er also zu der Herzogin: „Herrin, Ihr wißt, daß Eure zweite Niederkunft Euren Brüdern zu Ohren ge-

kommen ist, und daß sie es eilig haben, alles zu erfahren, und so fürchte ich, daß sie Verdacht auf mich haben und mich eines Tages werden ermorden lassen. Ihr kennt ihre Gemütsart besser als ich und wißt auch zur Genüge, wie der Kardinal zu handeln pflegt. Und da ich glaube, daß er auf mich ergrimmter sein muß als auf Euch, so bin ich entschlossen, nach Neapel zu gehen, meine Geschäfte zu ordnen und dann nach Ancona überzusiedeln, wohin ich Gelegenheit habe, meine Einkünfte überweisen zu lassen; dort werde ich bleiben, bis der Verdacht aus dem Geist Eurer Brüder gewichen ist."

Es wurden noch viele Worte gewechselt, aber schließlich reiste Bologna zum großen Schmerze der Herzogin ab und ging mit seinen Kindern nach Ancona, wo er sie sorgfältig erziehen ließ. Die Herzogin gebar noch ein drittes Kind, aber die Sehnsucht nach ihrem geliebten Antonio und die Furcht, daß auch dies letzte Ereignis den Brüdern zu Ohren kommen könnte, bestimmten sie, zu ihrem Gemahl zu reisen und als Privatperson mit ihm in Ancona zu leben. Als sie aber sah, daß der Zorn der Brüder sich in Wut verwandelt hatte, erklärte sie, ein Gelübde an die Madonna in Loreto erfüllen zu wollen, und brach mit großem Gefolge dorthin auf, ihren Sohn, den künftigen Herzog, in guten Händen zurücklassend. Nachdem sie der Madonna von Loreto reiche Gaben dargebracht hatte, erklärte sie ihrem Hofstaat: „Wir sind nur fünfzehn Meilen von Ancona entfernt, welches eine sehr schöne Stadt sein soll. Auf, laßt uns gehen und sie ansehen."

Das Gefolge fügte sich ihrem Willen. Als der Zug Ancona nahte, ritt ihr Bologna mit vielen Edelleuten aus der

Stadt entgegen, um sie einzuholen. Er sprang vom Pferde, küßte ihr die Hand und führte sie in seinen prächtig geschmückten Palast, wo ein Festmahl ihrer harrte. Nach dem Mahle nahm die Herzogin die Maske ab, ließ all ihr Ingesinde in den Saal treten und begann:

„Die Zeit ist gekommen, ihr meine Edelleute und anderen Diener, euch zu offenbaren, was bisher nur Gott offenbar war. Da ich Witwe bin, so schien es mir recht, mich wieder zu vermählen und den zum Gatten zu nehmen, der mir der liebste war. Vor mehreren Jahren freite ich im Beisein dieser meiner Kammerfrau den Herrn Antonio Bologna; er ist mein rechtmäßiger Gatte und ich werde mit ihm leben. Bisher war ich Herzogin und ihr waret mir treue Vasallen und Diener; dienet in Zukunft ebenso treu meinem Sohne, dem Herzog, und geleitet jetzt meine Frauen nach Amalfi zurück. Ich habe meine Gaben für sie vor der Abreise im Kloster des Hl. Sebastian niedergelegt und will nur meine Kammerfrau behalten. Wenn einer der Diener bei mir bleiben will, so soll er es gut haben. Um es kurz zu machen: ich lege meine Würde als Herzogin nieder, um mit Herrn Antonio ins Privatleben zu treten."

Das Gefolge war erstaunt ob dieser Rede und mehr noch, als Bologna den Knaben und das Mädchen zeigte, das er von der Herzogin hatte. Außer der Kammerfrau und zwei Dienern kehrten alle nach Amalfi zurück, und ein Edelmann begab sich nach Rom, um dem Kardinal von Aragon Bericht zu erstatten. Dieser konnte den Schimpf nicht ertragen: er wandte sich an den Kardinal von Mantua, Sigismund Gonzaga, der unter dem Pontifikat Julius II. päpstlicher Legat in

Ancona war, und bat ihn, das Paar ausweisen zu lassen, wie es auch geschah. Bologna verschaffte sich durch einen Freund einen Freibrief von der Signoria von Siena, um dort mit seiner Familie zu leben; doch die Brüder der Herzogin verständigten sich mit den Häuptern der Signoria, und Bologna wandte sich nun mit der Gattin nach Venedig, um den Nachstellungen ihrer Brüder zu entgehen. Unterwegs in der Romagna, unfern Forlì, sahen sie sich plötzlich von einem großen Reitertrupp verfolgt. Bologna und sein Sohn Friedrich waren gut beritten, aber die Herzogin saß mit ihren beiden kleineren Kindern in einer Sänfte. Sie ermahnte ihn zu entfliehen; für sich wie für ihre Kinder hatte sie keine Furcht. Da nahm er mit vielen Tränen Abschied und entfloh mit Friedrich und vier Dienern. Die Verfolger, denen er entgangen war, nahmen die Herzogin gefangen, und ihr Anführer sagte:

„Frau Herzogin, Eure Brüder haben mich gesandt, Euch heimzuführen, damit Ihr die Erziehung Eures Sohnes, des Herzogs, wieder übernehmt und nicht von Land zu Land herumstreicht, indem Ihr den falschen Worten des Bologna traut, der Eurer satt ist und Euch gern im Stich lassen würde. So seid denn guten Mutes und zürnet nicht über das, was geschehen muß, wie es unsere Pflicht erheischt."

Bei diesen falschen Worten des Hauptmanns ergab sich die Herzogin in ihr Los und kehrte mit den Reitern nach Amalfi zurück. Aber statt zum Herzogsstuhl, ward die Ärmste ins Kastell geführt und mitsamt ihren Kindern und der treuen Kammerfrau elend erdrosselt, und ihre Leichen wurden heimlich begraben.

Antonio wandte sich mit seinem Sohn und den Dienern nach Mailand und fand für wenige Tage Schutz bei Silvio

Savelli, welcher die Franzosen im Kastell von Mailand im Namen Maximilian Sforzas belagerte, bis sie es schließlich räumten. Dies geschah im Jahre 1512. Als sein Gastfreund zur Belagerung von Crema ausrückte, lebte Bologna im Hause des Ritters Visconti. Inzwischen ließen die Brüder der Herzogin seine Güter in Neapel unter allerhand Vorwänden einziehen, insonderheit weil er Verkehr mit verbannten Neapolitanern und Rebellen in Mailand unterhielte. Bologna wurde durch seine Freunde gewarnt, daß er seines Lebens nicht sicher sei; er hörte nicht darauf und hoffte, die Brüder der Herzogin eines Tages zu besänftigen; er wollte durchaus nicht glauben, daß sie mit den Ihren in Amalfi erdrosselt worden war. So verging mehr als ein Jahr.

Da begab es sich, daß einer der vornehmen Neapolitaner, die in Mailand Bewaffnete hielten, die ganze Geschichte unserem Freunde Delio [8] erzählte, ja ihm versicherte, er habe den Auftrag, Bologna umbringen zu lassen, wolle aber keine Schlächterdienste für andre übernehmen. Doch habe er ihn umsonst warnen lassen. Eines Tages befand sich Delio bei Madonna Ippolita Sforza [9], wo Bologna die Laute spielte und dazu seine eigene Lebensgeschichte sang, die er in Verse gebracht und in Musik gesetzt hatte. Als Delio erfuhr, daß er der Gatte der Herzogin von Amalfi war, erfaßte ihn Mitleid. Er zog ihn beiseite, teilte ihm den Tod seiner Gattin mit und sagte, er wüßte bestimmt, daß in Mailand Leute wären, um ihn zu ermorden. Er dankte ihm für diese Warnung und sagte:

„Ihr täuscht Euch, Delio, denn nach den Briefen, die ich von den Meinen habe, wird der Fiskus meine Güter in kurzem freigeben. Auch von Rom habe ich gute Hoffnung, daß

Seine Eminenz mir nicht mehr zürnt, noch weniger sein Bruder, und daß ich mein Weib in Bälde zurückhaben werde."

Als die, welche seinen Tod betrieben, sahen, daß er immer noch nicht erfolgt war, übergaben sie den Auftrag einem lombardischen Herrn und drängten ihn zu schleuniger Ausführung. Eines Tages ging Delio mit einem Freunde, dem Signor Scipio Atellano, nach dem Monastero maggiore, da begegneten sie dem Bologna, der auf einem prächtigen Pferde nach San Francesco zur Messe ritt; voran gingen zwei Diener, der eine mit einer Lanze, der andere mit einem Gebetbuche. „Bei Gott", sagte Scipio, „er täte besser, noch eine Lanze mitzuführen, statt eines Meßbuches, gefährdet wie er ist." Noch hatten die beiden San Giacomo nicht erreicht, als sie einen großen Tumult vernahmen. Bologna war noch nicht bis San Francesco gekommen, als er von dem Hauptmann Daniel von Bozolo und drei wohlbewaffneten Gefährten angefallen und elendiglich ermordet ward; die Mörder verließen den Tatort ungehindert.

Die Leiche ward in das Haus des Visconti gebracht, der sie mit großem Prunk begraben ließ, und der junge Friedrich ward nach Jahren, als der Groll der Brüder verraucht war, mit gutem Geleit nach Neapel gesendet.

4. Das Ende eines Raufbolds

Zur Zeit, da Kaiser Karl V. das Haus Medici in Florenz auf den Fürstenthron erhob, befand sich unter der edlen Familien dieser Stadt auch eine namens Biancinfiore, die im Jahre 1520 plötzlich vom Geschick dahingerafft ward. Mutter, Söhne und Töchter verstarben an Gift; nur einer, Signor Girolamo Biancinfiore, der fortan in Neapel lebte, blieb verschont. Man glaubte allgemein, daß er seine Familie aus dem Wege geräumt habe, um selbst ihr einziger Vertreter zu sein. So bangte er denn auch nicht wenig um sein Leben, und als er erfuhr, daß sein Landsmann, der Papst Leo X. (Medici), den päpstlichen Thron bestiegen hatte, eilte er nach Rom, um sich ihm zu Füßen zu werfen. Der Papst nahm ihn gnädig auf und bezeugte ihm sein lebhaftes Beileid mit dem Tode seiner Familie.

Nun entschloß sich Biancinfiore, seinen Aufenthalt in Rom zu nehmen. Er mietete einen Palazzo, hielt sich einen Hofstaat wie ein Fürst und lebte stark über seine Verhältnisse. Als seine Mittel zu Ende waren, ergab er sich einem zügellosen Leben. Er stand in hohem Ansehen, nicht wegen ritterlicher Tugenden, die ihm völlig fehlten, sondern lediglich wegen seines scharfen Degens. Schon im Königreich Neapel hatte er sechsunddreißig Menschen im Duell getötet. Mit jedem Kavalier ward er handgemein, und dies aus den nichtigsten Gründen. Er konnte nicht den leisesten Scherz vertragen, hielt sich selbst für höchst maßgebend in allen Ehrenpunktsfragen und bei den geringsten Meinungsverschieden-

heiten zwang er jeden, der ihm zu widersprechen wagte, mit dem Degen Rede zu stehen. Ihn könne keiner beleidigen, pflegte er zu prahlen. Die Folge war, daß alle Kavaliere, die etwas auf sich hielten, seine Gesellschaft mieden; die aber, welche ihm Gesellschaft leisteten, taten dies aus Furcht vor seiner Klinge.

Als er sein Ansehen derart auch in Rom befestigt sah, ging er daran, eine Probe seines Mutes abzulegen. Das erste Opfer, das er sich erkor, war der Graf von Alincastro, ein neapolitanischer Edelmann, der in Geschäften nach Rom gekommen war und Biancinfiore noch von Neapel her kannte. Am Ostertage begab sich dieser in die Kirche Santa Maria in Traspontina, um seiner österlichen Pflicht zu genügen. Aber unser aller Widersacher, der stets darauf ausgeht, uns vom Guten abzubringen, führte den Grafen Alincastro in dieselbe Kirche. Sei es nun, daß dieser ihm etwas von seinem Neapler Aufenthalt her nachtrug oder sich am Ostertage nur mit sich selbst beschäftigte: jedenfalls beachtete er ihn nicht. Da trat Biancinfiore mit beleidigter Miene auf ihn zu, um ihn zur Rede zu stellen. „Signor Girolamo", sagte der Graf leise, als er ihn nahen sah, „dies ist nicht der Ort noch die Stunde, sich zu unterhalten, insonderheit an diesem hochheiligen Tage; aber zu anderer Zeit und anderenorts werden wir Zeit dazu haben." Biancinfiore verließ wütend die Kirche und lauerte dem Grafen draußen auf. Als er ihn herauskommen sah, trat er auf ihn zu und forderte ihn mit beleidigenden Worten zum Duell heraus.

Der Graf erklärte ihm abermals, er sei nicht in die Kirche gegangen, um sich mit weltlichen Dingen zu befassen, und

habe ihn darum nicht beachtet. Aber Biancinfiore erklärte ihm im Beisein einer Menge Menschen, er sei ein Feigling, wenn er dies Duell nicht annehme. Was blieb dem armen Grafen, der sich um Ehre und Ruf gebracht sah, da anders übrig? Er ging zu einem Freunde auf dem Petersplatze, wo er seinen Degen gelassen hatte, und focht mit Biancinfiore unter großem Menschenauflauf. Dieser versetzte ihm bald einen Stich in die Brust, an dem er binnen einer halben Stunde verstarb.

Die Verwandten des Gefallenen erhoben Klage beim Papste, der inzwischen auch erfahren hatte, was Biancinfiore in Neapel alles vollführt hatte. Er ließ ihn in die Engelsburg werfen. Ein paar Freunde Biancinfiores legten sich jedoch ins Mittel und wußten die Sippe des Erschlagenen zur Versöhnung umzustimmen. Auch beim Papste flehten sie um Gnade, die dieser gewährte, aber unter der Bedingung, daß er in Rom nie mehr Waffen tragen dürfe, ein Verbot, das auch schon in Neapel über ihn verhängt worden war.

Biancinfiore ward also wieder auf freien Fuß gesetzt, und fortan wagten seine Bekannten sich mehr gegen ihn herauszunehmen, da jedermann meinte, er werde das strenge Gebot des Papstes achten. Doch war noch kein Monat seit seiner Haftentlassung verflossen, als er sich in einer Gesellschaft durch ein zweideutiges Wort eines venezianischen Edelmannes beleidigt fühlte und diesen in gewohnter Weise mit Schmähworten herausforderte. Dann ging er nach Hause, um seinen Degen zu holen, und begab sich zum Stelldichein, wo der Venezianer seiner harrte. Dieser, ein geübter Fechter, hatte das Unglück, daß er über einen Stein stolperte und fiel. Sofort stürzte Biancinfiore über ihn her und versetzte ihm so viele

Degenstiche, daß dem Ärmsten kaum die Zeit zur letzten Beichte blieb, bevor er den Geist aufgab.

Um dem Zorne des Papstes zu entgehen, floh Biancinfiore in eine Kirche, wo er sich mehrere Monate verborgen hielt. Inzwischen verwendeten sich seine Freunde abermals beim Papste, und auf ihre inständigen Bitten hin verzieh ihm der Papst zum zweiten Male; er legte ihm jedoch eine hohe Geldbuße auf, nach deren Bezahlung er den Kirchenstaat zu verlassen hatte. Da Biancinfiore aber schon aus Neapel, Florenz und anderen Staaten verwiesen war und nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte, ließ er dem Papste seine Reue und seinen Gehorsam beteuern. Wenn er je wieder des Papstes Gebot überträte, möge Se. Heiligkeit ihn nur strafen usw. Der Papst ließ sich durch diese Bitten und Beteuerungen rühren und begnadigte ihn zum zweiten Male. Fortan lebte Biancinfiore zurückgezogen, um jeden neuen Anlaß zu Versündigungen zu meiden.

Es begab sich jedoch, daß er nach einer Weile im Hause der Gräfin Oddi viel zu verkehren begann und sich heftig in sie verliebte. Auch die Gräfin verspürte bald eine so heftige Zuneigung zu ihm, daß sie ihm ihren Wagen überließ und ihm alles gab, wessen er bedurfte, ja, bald räumte sie ihm einen Teil ihres Palazzo ein, in den er ganz übersiedelte. Girolamos Leidenschaft ging bald in Eifersucht über. Er verbot ihr, als sei er ihr Eheherr, jeden Verkehr mit Herren, ja überhaupt jede Geselligkeit, woran sich die Gräfin, die ein großes Haus machte, jedoch nicht viel kehrte. Auch begann sie sich über Biancinfiore zu ärgern und erklärte ihm, daß er sie mit seiner Eifersucht langweilte.

Biancinfiore fühlte sich durch diese Worte seiner Geliebten aufs tiefste verletzt, zumal er die Gäste, die er täglich mit scheelen Blicken sah, nicht mehr mit dem Degen herausfordern konnte. Als die Gräfin abermals Herren und Damen zu einem Gastmahl lud, ohne daß er es verhindern konnte, insonderheit ein paar Edelleute, auf die er seinen besonderen Haß geworfen hatte, nahm er seine Zuflucht zum Gift, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß auch dieser Giftmord verborgen bleiben würde, wie der seiner Familie, oder daß er damit ebensoviel Glück haben würde, wie mit seinen beiden Duellen. Als Mittelsperson benutzte er einen ihm sehr ergebenen Diener der Gräfin, den er zu seinem Vertrauten machte und mit Geld bestach. Als die Gäste erschienen waren, rief er ihn in sein Zimmer und sprach: „Nimm dies Pulver und streue es, aber so, daß es keiner merkt, auf die letzten Speisen, die du aufträgst. Dann gib mir ein Zeichen und erwarte einen höheren Lohn als alles, was du dir träumen lässest."

Die Gesellschaft setzte sich fröhlich zu Tische. Biancinfiore aß wohlweislich mehr wie sonst; als der Diener ihm aber das Zeichen gemacht hatte, hörte er auf. Alle, die von dem vergifteten Fleisch gegessen hatten, bekamen plötzlich furchtbare Schmerzen, so daß sie vom Tisch aufstehen mußten. Auch Biancinfiore heuchelte Schmerzen und rannte wie besessen durchs Zimmer. Ärzte wurden gerufen, aber all ihre Mühe blieb umsonst. Die arme Gräfin, ihr Töchterchen und drei Edelleute verstarben kurz nacheinander. Dagegen sahen die Ärzte zu ihrem Staunen, daß ihre Mittel bei Biancinfiore, der sich hatte zu Bett bringen lassen, zusehends anschlugen. Sie waren schließlich froh, wenigstens einen von sechsen gerettet zu haben.

Sobald Biancinfiore allein war, ließ er den Diener rufen und bedrohte ihn mit dem Tode, falls er vor Gericht das geringste verriete. Als der Fiskal von Rom diese furchtbare Tragödie erfuhr, ließ er die ganze Familie der Gräfin vernehmen und genaue Nachforschungen anstellen. Auch wurde die Leiche eines jungen piemontesischen Edelmanns ausgegraben und die Ärzte stellten Vergiftung fest. Daraufhin wurde die gesamte Dienerschaft der Gräfin verhaftet und ein Diener, der sich in seinen Aussagen besonders widersprach, auf die Folter gespannt; doch kam dabei nichts heraus. Biancinfiores Mitschuldiger hielt sich tapfer, so daß auf ihn kein Verdacht fiel. Auch hütete er nach wie vor das Bett und nahm alle Arzneien, welche die Ärzte ihm gaben. Schließlich wurden alle wieder in Freiheit gesetzt, und das Verbrechen wäre nie ans Licht gekommen, hätte den Diener nicht plötzlich Furcht ergriffen. Er flüchtete in eine Kirche und entschloß sich, ein freiwilliges Geständnis abzulegen, falls der Fiskal ihm Straflosigkeit zusicherte. Dies geschah, und als er vor den Gouverneur von Rom geführt wurde, enthüllte er die ganze Untat, zu der ihn Biancinfiore, wie er sagte, durch Drohen mit dem Tode gezwungen hätte. Der Gouverneur war sehr erstaunt, denn er hatte auf Girolamo keinerlei Verdacht. Er wurde sofort in die Kerker von Corte Savella gebracht. Der Papst war sehr aufgebracht, daß Biancinfiore seine Güte und Nachsicht so mißbraucht hatte und maß sich selbst den größeren Teil der Schuld zu. Er befahl eine strenge Untersuchung, nicht nur über diesen letzten Fall, sondern auch über seine früheren Sünden.

Biancinfiore leugnete seine Schuld, auch als er mit dem

Diener konfrontiert wurde. Beim bloßen Anblick der Folterwerkzeuge gestand er jedoch alles und bestätigte es mehrfach. Auch den Giftmord seiner Familie gab er zu, desgleichen seine zahllosen Duelle, und zieh sich eines verworfenen, lasterhaften Lebens. Das Gericht verurteilte ihn zum Feuertod und vorherigem Zwicken mit glühenden Zangen. Aber der Papst hatte Mitleid mit ihm und verwandelte die Strafe in Ansehung seines edlen Namens in einfache Hinrichtung im Kerker.

Das Todesurteil ward ihm noch am nämlichen Abend mitgeteilt. Er erhob ein großes Klagegeschrei bei dieser Kunde, ward aber durch die Confortatori bald umgestimmt und legte reuig eine Generalbeichte ab. Tief zerknirscht weinte er bei dem bloßen Gedanken, Gott so beleidigt zu haben, flehte seine Vergebung für alle Missetaten an und dankte ihm, daß er ihm diesen bußfertigen Tod gegeben habe. Vor der Hinrichtung bat er einen seiner Confortatori, ihm den Segen des Papstes auszuwirken, den ihm ein Hausprälat auch überbrachte. Dann legte er gottergeben das Haupt auf den Block. So endete der letzte Biancinfiore.

5. Papst und Kaiser

Klemens VII. aus dem Hause Medici saß auf dem Throne Sankt Peters. Seine Verwandten trachteten damals mit Waffengewalt nach der Herrschaft über Florenz, die sie anderen Prätendenten streitig machten. Der Papst unterließ nichts, um sie zu unterstützen und bei Kaiser Karl V. für sie zu sprechen. Viele behaupten sogar, er habe ihnen reiche Beisteuern aus dem Vermögen der Kirche zugewendet, so daß selbst gute Katholiken ihn tadelten, und um ihnen Geld vorzuschießen, habe er auch, wie es tatsächlich geschah, alle Truppen entlassen, so daß die Duelle und Gewalttaten überhand nahmen und niemand die Gerichte anzurufen wagte, aus Furcht, ermordet zu werden. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, erließ der Papst einen strengen Befehl und bedrohte jeden mit Gütereinziehung und strengen Strafen, der Schuß- oder Hiebwaffen im Hause bewahrte. Alle, die Waffen besaßen, sollten sie binnen vierzehn Tagen in der Engelsburg abliefern.

Etliche römische Barone, die mit dem Papst nicht in Streit geraten wollten, gehorchten diesem Gebot, desgleichen das Volk; aber andere, und gerade die vornehmsten, wollten sich der Waffen nicht berauben. So erklärte Giuliano Cesarini, Gonfalonier der Kirche, ein Jüngling von großem Ansehen und Anhang, öffentlich seinen Ungehorsam und wußte auch andere dazu aufzureizen. Der Kardinal della Valle, ein Feind Cesarinis und der Castruccio und Riario, hinterbrachte dem Papst, daß diese seinem Willen trotzten, und dieser ließ

(nachdem er sich über die Tatsache vergewissert hatte) den Bargello kommen und beauftragte ihn, im Palazzo Cesarini eine geschickte Haussuchung nach Waffen vorzunehmen und alle, die er fände, nach der Engelsburg einzuliefern. Da der Bargello auf bewaffneten Widerstand gefaßt war, zog er alle Sbirren aus der Stadt wie aus der Campagna zusammen und ließ alle Waffen, die er im Palazzo Cesarini fand, nach der Engelsburg schaffen. Er benutzte dazu eine Zeit, wo Cesarini und andere Kavaliere bei den Colonnas weilten. Als Cesarini von diesem Handstreich erfuhr, geriet er außer sich und wollte den Gouverneur von Rom, Monsignor Magalotti, sofort seine Rache fühlen lassen. Die anderen Gäste suchten seinen Groll mit guten Gründen zu dämpfen uud er beruhigte sich anscheinend, so daß sie nichts Übles mehr befürchteten.

Aber Cesarini konnte diesen Hausfriedensbruch nicht verschmerzen und ging damit um, den Bargello und alle Sbirren umbringen zu lassen; doch kam er von diesem Plan wegen der Schwierigkeit, sie alle aufzutreiben, wieder ab und beschloß, den Gouverneur von Rom zu ermorden. Dies erschien ihm zwar als schwierig, aber allgemeinen Aufsehens sicher. Eine derartige Vergeltung der ihm zugefügten Kränkung mußte Bewunderung erregen und seinen Namen in Rom zu ewigen Zeiten geachtet machen. Er ließ also zehn Banditen zu sich rufen und verabredete mit ihnen, den Gouverneur zu überfallen, wenn er vom Besuch aus dem Kapitol zurückkehrte. Die Banditen sollten ihm die Wachen, die den Gouverneur verteidigen würden, vom Leibe halten. Dies beschlossen, begab sich Giuliano am bestimmten Tage in das Haus von

Carlo degl'Annibali in der Nähe des Kapitols, nachdem er seine Leute postiert hatte. Als er den Gouverneur die Treppen herabkommen sah, gab er ihnen ein Zeichen, schwang sich zu Pferde und fiel den Gouverneur mit wütenden Degenstichen an, ehe die Wachen es sich versahen. Den Hartschieren, die ihm zu Hilfe eilten, warfen sich die Banditen in den Weg, so daß ein Getümmel entstand; da aber immer mehr Leute dem Gouverneur zu Hilfe kamen, ward Giuliano von den Banditen abgedrängt und mußte die Flucht ergreifen. Die Hartschiere setzten ihm nach und verwundeten ihn am Kopf und Arme, trotzdem hieb er sich mannhaft heraus und rettete sich in die Kirche Santa Maria in Minerva. Der Gouverneur ward in einer Sänfte nach seinem Palaste getragen, wo er binnen kurzem verstarb. Cesarini aber gelang es mit Hilfe des Connetable (von Bourbon), an den Hof des Kaisers Karl V. zu entkommen, dessen Beistand er anrief.

Der Papst war über diesen Vorfall so erbittert, daß er am 24. März ein motu proprio gegen Cesarini losließ, worin er ihn aller seiner Ämter für unwürdig und verlustig und für einen Feind des Hl. Stuhles erklärte und alle seine Güter einzuziehen befahl. Dieses Verdikt ward im ganzen Kirchenstaate verbreitet. Der Kardinal Farnese ging auf Geheiß des Kaisers zum Papste, aber dieser verschloß ihm den Mund und verbot allen Kardinälen, Fürsten und Standespersonen, von diesem Fall zu reden.

Der Kaiser wartete nunmehr seine Zusammenkunft mit dem Papst in Bologna ab, um dort höchsteigen die Begnadigung Cesarinis zu erbitten oder wenigstens die Rückgabe seiner

Güter zu erwirken. Doch umsonst: der Papst fragte ihn, ob er nicht selbst einen Untertanen, der seinen Beamten ermordet hätte, bestrafen würde. Da der Kaiser jedoch nicht nachließ, gab er ihm vage Versprechungen betreffs Cesarinis.

In Bologna ward auch die Heirat zwischen Margarethe, der Tochter Karls V., und Alessandro de Medici, des Papstes Neffen, vereinbart. Die Braut sollte nach Rom kommen, um dem Papste den Fuß zu küssen; sie sollte von den Kardinälen, die ihr bis Acqua Traversa entgegenkamen, eingeholt werden und ihren Einzug in Rom mit großem Prunke halten.

Der Kaiser, den schon die doppelte Weigerung des Papstes in betreff Cesarinis verletzt hatte, wurde noch mehr gereizt, als Clemens, kaum nach Rom zurückgekehrt, am Kapitol einen Gedenkstein errichten ließ, der die Mordtat in langer Inschrift verewigte. Daraufhin gab der Kaiser seiner Tochter den Giuliano Cesarini als ersten Kammerherrn bei und beauftragte sie ausdrücklich, Rom nicht eher zu verlassen, bis sie beim Papst seine völlige Begnadigung, die Wiedereinsetzung in alle Würden, die Zurückerstattung seiner Güter und die Entfernung jenes Denksteins durchgesetzt hätte.

Margarethe ward mit großem Pomp in Rom empfangen und vom Adel sowie von dem gesamten heiligen Kollegium zu Füßen des Papstes geführt, der sie mit großer Liebenswürdigkeit empfing. Wenige Tage danach suchte sie eine Audienz nach, um sich des väterlichen Auftrages zu erledigen. Auf ihre Bitte um Begnadigung Cesarinis antwortete der Papst, er habe schon in weitem Maße Gnade walten lassen, indem er ihn in seinem Staate, aus dem er verbannt sei, dulde; aber Margarethe, obwohl noch ein Kind von zwölf Jahren, wußte

die Autorität des Kaisers und ihren Schutzbefohlenen so gut zu vertreten, daß Clemens, von ihren Geistesgaben bezaubert, die Verbannung aufzuheben und ihm seine Güter zurückzuerstatten bereit war; doch weigerte er sich hartnäckig, ihn wieder zum Gonfalonier zu machen und den Denkstein zu entfernen. Die junge Kaisertochter, die von ihrem Vater bestimmte Instruktionen hatte, verabschiedete sich vom Papste, indem sie durchblicken ließ, daß sie ihre Brautfahrt nicht fortsetzen würde, wenn Giuliano nicht wieder völlig in Gnaden angenommen würde. Sie blieb auch in Rom, ohne ihre Reise fortzusetzen, und der Papst schloß daraus, daß sie ernstlich beabsichtigte, das Ehebündnis rückgängig zu machen. Nach mancherlei Beratungen mit den Kardinälen setzte er schließlich den Cesarini als Gonfalonier wieder ein, und der obengenannte Kardinal della Valle mußte ihn zu den Füßen des Papstes führen, wo er die Absolution empfing. Dann ging er in Margarethes Diensten nach Florenz.

6. Der Herzog von Savelli

Das Haus Savelli hatte in Rom durch Alter, Vornehmheit und hohe Würden den Vorrang vor allen anderen edlen Familien; viele Städte, Kastelle und Ländereien waren ihm untertan. Mit dem Papst Alexander VI. aus dem Hause Borgia führten die Savelli einen erbitterten Krieg zugunsten der Colonna und brachten ein Heer von zwanzigtausend Mann auf die Beine, um die Übergriffe des Valentino (Cesare Borgia) zurückzuweisen, die dieser sich in Gemeinschaft mit den Franzosen und anderen römischen Baronen erlaubte. Unter dem Pontifikat Pauls III. aber, das an tragischen Ereignissen so reich ist, wurde es von einem furchtbaren Schicksalsschlag betroffen.

Der Duca Savelli hatte einen einzigen Sohn, der, wie aus einem Briefe des Kardinals Gaëtani hervorgeht, einen lebhaften Geist, reiche Talente, untadelige Sitten und andere glänzende Eigenschaften besaß, die ihn am römischen Hofe sehr beliebt machten. Er wollte in den kaiserlichen Dienst treten, aber der Vater mochte ihn nicht ziehen lassen, denn er war die Freude und der Stolz seines Alters und die einzige Hoffnung seines Hauses. Auch plante er seine Verheiratung mit der Tochter eines der vornehmsten Edelleute des Königreiches Neapel, des Marchese del Vasto, deren Mitgift 800 000 Skudi betrug. Da die Braut aber erst zehn Jahre zählte, so ward die Eheschließung bis auf ihr dreizehntes Lebensjahr aufgeschoben.

Inzwischen vergnügte sich der junge Herzog auf einem seiner Landgüter, namens Ariccia. Hier verliebte er sich in ein

Mädchen von großer Schönheit, ein Kind ehrbarer Eltern, das bereits einem jungen Manne des Ortes, namens Christofano zur Ehe versprochen war. Die Eltern betrieben die Eheschließung mit großer Eile, um ihre Tochter den Nachstellungen des Herzogs zu entziehen. Dieser hatte ihr insgeheim mehrere Liebesbriefe zugesandt; aber die Eltern hielten sie eifersüchtig im Hause, so daß er sie nicht sehen konnte. Endlich fand die Hochzeit statt und der Herzog sandte als Hochzeitsgabe ein reich mit Blumen verziertes Mieder. Dies erregte die Eifersucht des Gatten in hohem Maße. Da er aber ein Vasall jenes war, konnte er nicht mit ihm rechten; ja er mußte um sein Leben fürchten, falls er sich den Wünschen seines Herrn widersetzte. Trotzdem schwur er, lieber sterben zu wollen, als dies zu dulden. Hierüber war er sich mit seiner jungen Frau auch völlig einig, und als der Herzog in ein Nachbarhaus kam, um mit ihr durch das Fenster zu sprechen, siedelte sie in ein anderes Haus über. Der Herzog bestürmte sie nun heimlich mit Briefen, die von der Justiz später aufgefunden wurden. Aber sie gab die Briefe ihrem Gatten, dem nur die Wahl zwischen Lebensgefahr und Unehre zu bleiben schien. Er begann diese Heirat zu bereuen und machte ihr seine unglückliche Lage zum Vorwurf. Die Liebe des Herzogs ward schließlich allgemein bekannt und es stand zu befürchten, daß er von guten Worten und Versprechungen zu Gewalttaten übergehen werde. In seiner Verzweiflung beschloß Christofano schließlich, um die Ehre seines Hauses zu retten, den jungen Herzog zu ermorden.

Seine Gattin mußte auf die Briefe des Herzogs antworten; und eines Tages schrieb sie ihm, er solle um Mitternacht ver-

kleidet zu ihr kommen, damit ihn niemand erkenne. Ihr Mann sei in Geschäften nach Rom gereist. Seiner Gattin sagte er nichts von seinem Mordplan. Er wolle dem Herzog nur einen Streich spielen, ohne ihn zu beleidigen, sagte er, und das glaubte die junge Frau in ihrer Unschuld auch. Der Herzog freute sich über die längst ersehnte Antwort und eilte verkleidet zu seiner Schönen. Aber statt in ihre Arme, fiel er in die ihres Gatten, der die Kleider seiner Frau angelegt hatte und ihn durch eine Magd in ein abgelegenes Zimmer führen ließ. Kaum war er eingetreten, so schoß er eine Pistole mit fünf Kugeln auf ihn ab, die ihm die Brust durchbohrten, und schnitt ihm mit dem Messer die Gurgel durch, damit er nicht schrie. Dann schleppte er mit Hilfe eines gedungenen Mörders, den er im Hause verborgen gehalten, den Leichnam in der Stille der Nacht bis zum Portal seines Schlosses und ließ ihn da in seinem Blute liegen.

Nach Hause zurückgekehrt, wollte er auch seinen zweiten Plan ausführen und seine Gattin ermorden, fand sie aber ins Haus ihrer Eltern geflüchtet. Darauf floh er mit seinem Mordgesellen nach Aleppo in der Türkei, da er sich in christlichen Landen ob seines grausigen Verbrechens nicht mehr sicher fühlte. Von dort gab er Nachricht nach Rom.

Am Morgen fand man den Leichnam des Fürsten vor seinem Palaste. Der Gouverneur ließ die Besatzung alarmieren und den ganzen Ort umstellen, so daß niemand hinaus konnte. Der Papst sandte auf die Kunde hin den Kriminal-Caponotar, den Fiskal und andere Beamten nach Ariccia, um den Mord zu untersuchen. Sie kehrten alles von unten nach oben und ließen alle Hausvorstände verhaften oder in ihren

Häusern bewachen. Als man in Cristofanos Haus die große Blutlache fand, ward die arme Gattin verhaftet und nach dem Kerker von Borgo Castello überführt, wo sie während zweier Monate verhört ward. Sie wurde verschiedenen Graden der Folter unterworfen und gab folgendes zu Protokoll:

„Es ist richtig, daß mich der Duchino Savelli, während ich im Elternhause lebte, mehrfach durch Briefe zu überreden suchte, ihm ein Stelldichein zu geben. Meine Mutter sagte mir aber, daß ich darauf nicht eingehen dürfe, da er ein leichtfertiger Jüngling sei und die Leute um nichts ermorden lasse. Mein Vater und alle meine Verwandten sagten mir das gleiche und baten mich, mit dem Herzog mich auf nichts einzulassen. Als mich Cristofano heimführte, war das erste, daß er mich warnte, den Duchino jemals anzusehen. Eines Tages, als er an das Fenster des Nachbarhauses kam, stürzte mein Gatte mit gezücktem Messer auf mich zu; aber sein Bruder, der Priester Don Angelo Maria, fiel ihm in den Arm.

„Wir verließen unser eigenes Haus und zogen in ein anderes, das mein Mann gemietet hatte, dasselbe, in dem der Duchino dann ermordet ward. Dieser sandte mir abermals Briefe, die ich Cristofano zeigte. Er ließ sie mich beantworten und hielt den Duchino immerfort zum besten. Zuletzt antwortete er auf einen Brief, der Duchino möge um Mitternacht in unser Haus kommen, während er mir sagte, in dieser Nacht wolle er ihm einen Possen spielen. Das glaubte ich um so mehr, als er meine Kleider anlegte und das Halsband und die goldenen Armspangen antat, sowie auch meine Ringe, die abgelegten wie den, den ich am Finger trug. So trat er um

Mitternacht dem Herzog entgegen, mit Messer und Pistole bewaffnet.

„Ich war halb tot, als ich den Schuß hörte. Gesehen habe ich nichts, denn ich floh aus dem Hause, aus Furcht, die Diener des Duchino möchten eindringen und uns ermorden. Ich ging in mein Elternhaus. Meine Mutter sagte mir, ich dürfe nichts von alledem verraten, und ging mit mir zum Podesta."

Auf Befehl des Papstes wurden alle Verwandten der jungen Frau nach Rom eingebracht und verhört. Diese Verhöre währten sechs Monate lang. Die junge Frau blieb fest im Gefühl ihrer Unschuld und wiederholte stets ihre Aussage. Die Dienerschaft ward für unschuldig befunden. Trotz alledem ward die junge Frau zum Tode durch Enthaupten verurteilt: diese Strafe war von der Sippe und dem Anhang des untröstlichen alten Herzogs verlangt worden.

Als Margarethe von Österreich, Herzogin von Parma [10], von der Schönheit der Unglücklichen hörte, wollte sie sie durchaus sehen und fand solchen Gefallen an ihr, daß sie beschloß, sie zu retten. Sie ließ mit dem Papst verhandeln; dieser aber wollte sie nur begnadigen, wenn der Duca Savelli damit einverstanden wäre. Sie wandte sich also an den Herzog und erlangte von ihm, daß ihr die Verurteilte als gerichtet überantwortet würde. Dies bewilligte der Herzog und sie nahm sie als Hoffräulein in ihre Dienste, nachdem sie ihre völlige Freisprechung erwirkt hatte.

Paul III. war sehr betrübt über diesen Mord und sandte nach verschiedenen Teilen des Kirchenstaats, um den Mörder zu ergreifen, aber umsonst, denn er lebte in Aleppo, von wo

Häusern bewachen. Als man in Cristofanos Haus die große Blutlache fand, ward die arme Gattin verhaftet und nach dem Kerker von Borgo Castello überführt, wo sie während zweier Monate verhört ward. Sie wurde verschiedenen Graden der Folter unterworfen und gab folgendes zu Protokoll:

„Es ist richtig, daß mich der Duchino Savelli, während ich im Elternhause lebte, mehrfach durch Briefe zu überreden suchte, ihm ein Stelldichein zu geben. Meine Mutter sagte mir aber, daß ich darauf nicht eingehen dürfe, da er ein leichtfertiger Jüngling sei und die Leute um nichts ermorden lasse. Mein Vater und alle meine Verwandten sagten mir das gleiche und baten mich, mit dem Herzog mich auf nichts einzulassen. Als mich Cristofano heimführte, war das erste, daß er mich warnte, den Duchino jemals anzusehen. Eines Tages, als er an das Fenster des Nachbarhauses kam, stürzte mein Gatte mit gezücktem Messer auf mich zu; aber sein Bruder, der Priester Don Angelo Maria, fiel ihm in den Arm.

„Wir verließen unser eigenes Haus und zogen in ein anderes, das mein Mann gemietet hatte, dasselbe, in dem der Duchino dann ermordet ward. Dieser sandte mir abermals Briefe, die ich Cristofano zeigte. Er ließ sie mich beantworten und hielt den Duchino immerfort zum besten. Zuletzt antwortete er auf einen Brief, der Duchino möge um Mitternacht in unser Haus kommen, während er mir sagte, in dieser Nacht wolle er ihm einen Possen spielen. Das glaubte ich um so mehr, als er meine Kleider anlegte und das Halsband und die goldenen Armspangen antat, sowie auch meine Ringe, die abgelegten wie den, den ich am Finger trug. So trat er um

Mitternacht dem Herzog entgegen, mit Messer und Pistole bewaffnet.

„Ich war halb tot, als ich den Schuß hörte. Gesehen habe ich nichts, denn ich floh aus dem Hause, aus Furcht, die Diener des Duchino möchten eindringen und uns ermorden. Ich ging in mein Elternhaus. Meine Mutter sagte mir, ich dürfe nichts von alledem verraten, und ging mit mir zum Podesta."

Auf Befehl des Papstes wurden alle Verwandten der jungen Frau nach Rom eingebracht und verhört. Diese Verhöre währten sechs Monate lang. Die junge Frau blieb fest im Gefühl ihrer Unschuld und wiederholte stets ihre Aussage. Die Dienerschaft ward für unschuldig befunden. Trotz alledem ward die junge Frau zum Tode durch Enthaupten verurteilt: diese Strafe war von der Sippe und dem Anhang des untröstlichen alten Herzogs verlangt worden.

Als Margarethe von Österreich, Herzogin von Parma[10], von der Schönheit der Unglücklichen hörte, wollte sie sie durchaus sehen und fand solchen Gefallen an ihr, daß sie beschloß, sie zu retten. Sie ließ mit dem Papst verhandeln; dieser aber wollte sie nur begnadigen, wenn der Duca Savelli damit einverstanden wäre. Sie wandte sich also an den Herzog und erlangte von ihm, daß ihr die Verurteilte als gerichtet überantwortet würde. Dies bewilligte der Herzog und sie nahm sie als Hoffräulein in ihre Dienste, nachdem sie ihre völlige Freisprechung erwirkt hatte.

Paul III. war sehr betrübt über diesen Mord und sandte nach verschiedenen Teilen des Kirchenstaats, um den Mörder zu ergreifen, aber umsonst, denn er lebte in Aleppo, von wo

er Nachricht von sich gab. Von den Eingekerkerten ward niemand hingerichtet, doch mußten die Eltern der jungen Frau lange Kerkerstrafen erdulden und wurden danach aus Ariccia und dem Kirchenstaat verbannt. Das war die einzige Genugtuung für den Duca Savelli, der über den Tod seines einzigen Sohnes in Raserei geriet und in ein Irrenasyl überführt werden mußte. Seine Gattin begleitete ihn dorthin und pflegte ihn bis an sein Ende. Bei seinem Tode hinterließ er dem Irrenhaus etliche Güter.

7. Die Fürstin von Salerno

Gabriel del Balzo Orsini, Herzog von Venosa, der Bruder Antons del Balzo, des Fürsten von Tarent, hatte drei Töchter: Maria Donata, die Pyrrhus del Balzo, den Fürsten von Altamura, heiratete, Ramondina, von der wir zu reden haben, und Johanna, die Anton Sanseverino, Graf von Capaccio, ehelichte. Ramondina war die schönste und anmutigste der drei Schwestern, und viele große Barone begehrten sie zur Ehe. Sie ward mit Robert Sanseverino verheiratet, dem ersten Fürsten von Salerno und Großadmiral des Königreichs Neapel. Sie schenkte ihm einen Sohn Antonello, der seinem Vater in der Herrschaft folgte. Des Fürsten Busenfreund war Karl Caraffa, der jüngste Sohn des Galeazzo und der Corella Brancaccio, so jung, daß er fast der Sohn ihrer Söhne schien, so schön von Angesicht, so hochherzig und begabt. Sie waren unzertrennlich; stets sah man sie, wenn der Fürst in Neapel weilte, mit einander lustwandeln, auf die Jagd gehen und sich überall zusammen zeigen.

Es begab sich aber, daß Karl ein Duell mit einem Edelmann der Familie Capece hatte, und dieser fiel. Um der Justiz zu entgehen, floh Caraffa aus Neapel und suchte seine Zuflucht in Salerno. Die Fürstin Ramondina, eingedenk der Liebe, die ihr Gatte für ihn hegte, nahm ihn aufs freundlichste in ihrem Hause auf. Allmählich entflammte die Liebe beide, und die Abwesenheit des Fürsten benutzend, verrieten sie — er den Freund und sie den Gatten. Die Fürstin hatte eine Kammerfrau Giovanna, ein anmutiges und zierliches,

aber boshaftes und schmeichlerisches Mädchen; der vertraute sie ihre Liebe an und bat sie, sich ihr hilfreich und wachsam zu zeigen. So trieben sie es bis zur Rückkehr des Fürsten nach Salerno, die ihren Freuden ein Ende setzte. Der Herzog begrüßte den ungetreuen Freund mit alter Herzlichkeit; er hatte zwischen ihm und seinen Gegnern vermittelt und es kam durch seinen Einfluß zum Vergleich. Darauf kehrte Karl zum großen Gram der Prinzessin nach Neapel zurück.

Nach etlichen Monaten ließ ihm die Fürstin einen Brief zukommen, worin sie sich über seine Lieblosigkeit beklagte, daß er in so langer Zeit nicht einmal gekommen wäre, sie wiederzusehen. Karl antwortete ihr, er sei mehr denn je für sie entbrannt, doch sei er nicht nach Salerno gekommen, damit er sie nicht verriete und sie nicht beide schmählich ihr Leben und ihre Ehre verlören. Diese Entschuldigung mißfiel der Prinzessin und sie erwiderte ihm, er hätte sie unter allen Umständen besuchen sollen. Dieser Brief versetzte Karl in einen großen Streit mit seinen Gedanken. Denn wenn er nicht hinging, sie zu sehen, so verscherzte er sich die Liebe der Fürstin und wurde von ihr für untreu und falsch befunden. Wenn er ihr aber gehorchte, so würde sein Kommen den Fürsten wenig erfreuen, denn ihre Liebe würde ans Licht kommen, wenn nicht durch Zufälle, so doch durch das ungeduldige Verlangen der Fürstin. So wurde Karl zwischen zwei Entschlüssen hin und her gerissen; endlich entschied er sich, seiner Geliebten zu folgen, und reiste unverzüglich ab.

Der Fürst war ob seines Kommens hoch erfreut. Karl schützte vor, seine Feinde trachteten ihm ungeachtet des geschlossenen Friedens nach dem Leben; deshalb suche er in

Salerno Zuflucht für kurze Zeit und wolle sich den so lange vernachlässigten Wissenschaften widmen. Dies sagte Karl hauptsächlich der Höflinge und Vasallen des Herzogs wegen; denn diese haben stets ein scharfes Auge auf alles, insonderheit auf die Günstlinge ihrer Herren. Der Fürst, der Karl zärtlich liebte, wollte ihn vor jeder Fährnis behüten und bot ihm einen einsamen Ort in seiner Herrschaft an, wo er sich den schönen Wissenschaften in Muße widmen könnte. Karl dankte ihm für seine oft erprobte Güte und erklärte, er fände wohl auch an seinem Hofe alle Bequemlichkeit zu seinen Studien; er möge ihm nur gestatten, daß er zurückgezogen lebte und tun und lassen könnte, was er wollte. Das sagte ihm der Fürst zu.

Die Fürstin hatte den Besuch ihres Geliebten empfangen und harrte sehnlichst der Nacht, wo ihr Gemahl mit seinem ganzen Hofstaat ein Schauspiel besuchte. Giovanna gab die Wächterin ihrer Liebe ab, und sie genossen solche Freude, daß sie vor Glück hätten sterben mögen. Dies Glück genossen sie ein Jahr lang (wenn das Ungestörtsein so verbrecherischer Liebe Glück genannt werden kann), ohne daß der geringste Verdacht auf sie fiel.

Eines Tages starb Galeazzo, Karls Vater, und dieser mußte der Geschäfte wegen nach Neapel zurückkehren. Währenddem nahm der Fürst seinen einzigen Sohn, Antonello, vom Hof in Neapel zurück, wo er dem König Ferdinand bis zu seinem vierzehnten Jahre als Page gedient und alle ritterliche Erziehung genossen hatte. Am Hof hatte sich alles um Liebe gedreht und der Sinn des heißblütigen Knaben war ganz von diesen Dingen erfüllt. Er wollte auch eine Liebschaft anknüpfen, und da ihm Giovanna, die Kammerfrau

seiner Mutter, gefiel, so begann er ihr nachzustellen und mit ihr zu liebäugeln. Sie zählte damals fünfunddreißig Jahre, schien aber nicht älter als zwanzig. Ihre Schönheit war zwar nicht hervorragend, aber ihre Augen, ihre Sprache und alle ihre Bewegungen waren so lebhaft und anmutig, daß sie alle Herzen bezauberte.

Giovanna bemerkte wohl, worauf es der junge Herr abgesehen hatte, und tat in ihrer Verschlagenheit, als wiese sie seine Huldigungen ab, um ihn desto fester in ihre Netze zu ziehen. Die Fürstin sah ihr Geplänkel anfangs nicht ungern, als aber Ernst daraus ward, fürchtete sie, dieser Liebeshandel möchte zur Entdeckung ihrer eigenen Liebschaft führen, und verbot Giovanna ausdrücklich den Verkehr mit ihrem Sohne. Als diese ihren Geboten anscheinend nicht Folge leistete, drohte sie sie zu züchtigen, — wiewohl der geringste Verstand ihr doch hätte sagen müssen, daß die eigene Ehre ihr gebot, die Schwächen der andern zu schonen.

Die Kammerfrau, ergrimmt, nach so langen treuen Diensten solche Behandlung zu erfahren, nahm Urlaub von der Fürstin und stellte sich unter den Schutz Antonellos, der jetzt fünfzehn Jahre alt war. Ramondina bereute zu spät, daß sie sich durch ihre Drohungen ihrer Kammerfrau beraubt hatte, und in ihrer Furcht, sie möchte ihrem Sohne ihr Geheimnis offenbaren, beschloß sie, sie aus dem Wege zu räumen. Sie ließ einige ihrer Getreuen kommen und befahl ihnen, sie zu töten.

Einer davon war ein Bekannter Giovannas, so daß sie leicht Zutritt zu ihr fanden. Als sie alle mit Dolchen auf sie eindrangen, begann sie furchtbar zu schreien. Es gelang ihr

zu entkommen; sie rettete sich mit Hilfe einer Magd in eine Kammer, von wo sie laut zu Hilfe rief. Eine große Menge Menschen lief zusammen, der Bargello erschien und die Mordgesellen flüchteten in die Kathedrale San Mateo. Als Antonello von dem Überfall auf seine Geliebte hörte, eilte er ihr zu Hilfe, und fand sie in ihrem Blute schwimmend. Er ließ sie durch Wundärzte behandeln, die ihm Hoffnung auf ihre Rettung machten, und ließ die Mörder umstellen, so daß sie nicht aus der Kirche entkommen konnten. Doch die Herzogin befahl ihm, sie entfliehen zu lassen, und er versprach ihr zu gehorchen.

Er ging zu Giovanna und erzählte ihr mit jugendlicher Unklugheit, was die Mutter ihm befohlen. Als sie dies hörte, ergriff sie der Grimm gegen die Herzogin, und sie erzählte Antonello die ganze Liebesgeschichte seiner Mutter mit Caraffa mit allen Nebenumständen. Antonello erstattete sofort seinem Vater Bericht. Der Fürst war sehr empfindlich im Ehrpunkt, doch wollte er sich mit eigenen Ohren von seiner Unehre überführen und begab sich mit seinem Sohn zu Giovanna. Hier vernahm er den ganzen Handel mit so vielen Einzelheiten, daß er nicht mehr zweifelte, weder an dem Fehltritt seiner Frau noch an der Untreue seines Freundes. Er beschloß sich zu rächen und befahl Antonello und Giovanna tiefes Schweigen an.

Die Fürstin schöpfte Verdacht auf ihren Sohn und hatte auch von der Zwiesprache mit Giovanna durch geheime Spione erfahren. Sie war auf Gift gefaßt und nahm täglich Elixire und Gegengifte ein. Auch verständigte sie ihren Geliebten von dem Vorgefallenen durch einen Brief, den sie ihm

durch den jungen Sohn einer alten Dienerin sandte. Der Herzog hatte Spione ausgestellt, diese fingen den Boten auf und brachten den Brief ihrem Herrn, der die Untreue seiner Gattin so aus ihrem eigenen Schreiben erfuhr. Nun zauderte er nicht länger und gab ihr ein Gift ein, durch das sie ein schleichendes Fieber bekam. Trotz ihrer Gegenmittel starb sie nach 14 Tagen. Hierauf sandte der Herzog Leute nach Neapel, die Karl ermordeten. Dann rächte er sich auch an Giovanna, indem er ihre Wunden vergiften ließ.

In Neapel redeten die Müßiggänger viel von dem Tode der drei und ihrer Ursache, und als der Fürst erfuhr, daß einer der vornehmsten Barone des Königreichs, sein Feind, der ein schönes, aber lasterhaftes Weib hatte, von der Unehre sprach, welche die Fürstin Ramondina über das Haus Sanseverino gebracht hätte, ließ der Fürst einen prächtigen Palast gegenüber der Kirche Santa Chiara erbauen und sein Wappen über dem Portal anbringen. Auf dem Helm des Wappens ließ er zwei Hörner machen mit der Umschrift:

„Porto le Corna che ognun le vede.
Altro le porta che non se la crede.“
(Ich trage Hörner, welche jeder sieht.
Manch andrer trägt sie und er weiß es nicht.)

8. Aribertis Rache[11]

Ariberti, ein mailänder Edelmann und Herr mehrerer Ortschaften, hatte gegen ein Glied der Familie Pecchio einen tödlichen Haß gefaßt. Ariberti war in seinem Besitztum und später auch in seiner Liebe beeinträchtigt worden. Pecchio führte einen Prozeß gegen ihn, den er gewann. Im Verlauf des Prozesses, der jahrelang dauerte, fiel Pecchios Auge auf Aribertis Gemahlin, die sehr schön war; es gelang ihm, sie seine Liebe wissen zu lassen und die ihre zu erringen. Nach Verlust des Prozesses erging Ariberti sich in Drohungen gegen seinen Feind. Pecchio erfuhr, daß seine Gattin auf einem der Schlösser ihres Gemahls in strengem Gewahrsam gehalten ward. Sie wünschte nur eins auf dieser Welt: aus Aribertis Tyrannei erlöst zu werden. Sie hatte insgeheim Geld zusammengescharrt, um für ihren Unterhalt zu sorgen. Das Schloß, in dem sie sich befand, lag nahe bei Lecco, eine Stunde von der Adda entfernt, die das Venezianische vom Mailändischen trennt. War sie einmal auf venezianischem Gebiet, so konnte sie einen anderen Namen annehmen und war vor allen Verfolgungen so gut wie sicher. Auf alle Fälle war sie, wenn ihr nichts anderes blieb, entschlossen, in Venedig in ein Kloster zu gehen, dessen Regeln in diesen Zeitläuften nicht allzu streng waren.

Während der kurzen Beziehungen zwischen ihr und Pecchio hatte er ihr Geständnis erhalten. Seitdem waren drei Jahre vergangen und Aribertis Tyrannei war völlig unerträglich geworden; er hatte zwei spanische Duennen genommen, die seine

Frau abwechselnd bewachten; die Unglückliche war nicht einmal nachts allein: die wachthabende Duenna schlief bei ihr. Eine Kammerfrau, die vormals die Vertraute von Aribertis Gattin in ihrer Liebschaft gewesen, war zwar nicht weggejagt, aber degradiert worden; seit Jahren mußte sie an den Ufern der Adda die zahlreichen Gänseherden hüten, die zu dem Schloß gehörten, wo Ariberti seine Frau gefangen hielt. Dieser seltsame, in der Kunst der Rache geübte Mann hatte zu der Kammerfrau gesagt: „Ich strafe dich so mehr, als wenn ich dich fortschicke." Und als die Unglückliche bat, einem anderen Herrn dienen zu dürfen, antwortete er: „Versuche es; doch ehe ein Monat verflossen ist, bist du tot."

Pecchio wußte um alle diese Dinge; sie waren in Mailand Stadtgespräch, zu der Zeit, da er sich für die Drohungen rächen wollte, die Ariberti überall gegen ihn ausstieß, seit er seinen Prozeß verloren hatte. Eines Tages ging Pecchio angeblich auf die Jagd, verkleidete sich als Bauer und kam an das Ufer der Adda, wo er die Gänseherde seines Feindes aufsuchte. Er vergewisserte sich, daß die frühere Kammerfrau an diesem Tage allein die Gänse hütete, und begegnete ihr wie zufällig.

„Großer Gott!" wie seid Ihr verändert", rief er ihr zu; „kaum erkenne ich Euch wieder."

Die Kammerfrau brach in Tränen aus, ohne zu antworten.

„Wie leid tut mir Euer Unglück!" sagte Pecchio. „Erzählt mir Eure Geschichte; aber vorerst verstecken wir uns hinter eine Hecke, damit wir nicht von einem der Spione bemerkt werden, die um das Schloß umherschweifen."

Die Kammerfrau erzählte ihr Unglück und dann das ihrer Herrin. Wenn die Dame ihre alte Kammerfrau zufällig ein=

mal ansprach oder nur anlächelte, so ward diese auf acht Tage bei Wasser und Brot eingekerkert. Die Behandlung, die ihre Herrin erfuhr, schien weniger hart, war aber noch grausamer. Ariberti sprach immer nur in bitterem, spottendem Ton mit ihr. Pecchio rührten diese Erzählungen, die sich sehr in die Länge zogen.

„Ach, Herr, wenn Ihr ein Christ seid, so solltet Ihr dies unglückliche Weib, das Ihr einst liebtet, retten! Wenn sie noch ein Jahr in diesem Zustand verbleibt, so stirbt sie gewiß. Und doch wäre ihr Glück vollkommen, wenn sie nur eine Meile von hier entfernt wäre. Sie hat ein Kästchen voll Goldzechinen und überdies, wie ihr wißt, viele Diamanten."

„Wohlan, ich werde sie retten!" rief Pecchio aus.

Die alte Kammerfrau, die jetzt die Gänse hütete, fiel auf die Knie.

„Ich fürchte nur eins: Euer Geschwätz", sagte Pecchio. „Du oder deine Herrin, ihr werdet reden, ihr werdet euch irgendeiner Frau anvertrauen und mir den Tod bringen."

Die Kammerfrau verschwor sich, zu schweigen.

„In genau acht Tagen, also am nächsten Dienstag, ist Neumond, außerdem ist Jahrmarkt in Lecco. Die ganze Nacht über wird die Straße von Betrunkenen bedeckt sein, die Lieder gröhlen. In dieser Nacht, wenn es auf der Kirchenuhr zehn schlägt, werde ich auf der Adda sein, am Rande des Schloßgartens, an derselben Stelle, wo die Maulbeerbäume und die vielen Nesseln stehen und wo ich früher mich einschlich. Ich werde selbst in einem Boot vom Komersee hinrudern; es ist sehr klein; hoffentlich wird man mich nicht bemerken."

„Aber wir brauchen mindestens zwei Männer, Herr, um

die Duennen festzunehmen und ihnen einen Knebel in den Mund zu tun; denkt daran, daß sie schreien werden und daß Ihr auf der Adda verfolgt werdet. Die Bootsleute meines Herrn sind lauter junge Männer, die den Preis auf der Regatta gewonnen haben. Und wie soll ich es machen, um meiner Herrin die nötigen Nachrichten zukommen zu lassen? Ich kann ihr durch ein verabredetes Zeichen zwar zu verstehen geben, daß ich ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habe; aber wie soll ich ihr Kunde geben? Es gehen oft Monate hin, ohne daß ich sie sprechen kann."

Die Kammerfrau konnte nicht schreiben; alles schien sich zu vereinigen, um Pecchios Pläne zu vereiteln. Schließlich ward vereinbart, daß Pecchio ein Fläschchen mit Mohnsaft, ein berühmtes Betäubungsmittel, das in Venedig bereitet ward, in zwei Tagen mitbringen solle. Berta hatte Angst; sie fürchtete, es möchte Gift sein. Pecchio beruhigte sie und sie kamen überein, daß Berta den beiden Duennen etwas von diesem Saft geben solle. Dann sollte sie den übrigen Dienstboten, die die Duennen haßten, Geld in die Hand stecken, auf diese Weise zu ihrer Herrin dringen und schließlich, wenn sie Pecchio Neues zu melden hätte, einen einzelnstehenden jungen Weidenbaum knicken, der mitten auf einer nahen Wiese gepflanzt war. Pecchio kehrte nach Mailand zurück und Berta trieb ihre Gänse früher als gewöhnlich nach dem Schloßhof zurück. Sie wollte eine Gelegenheit wahrnehmen, um mit ihrer Herrin zu reden, selbst vor dem Eintreffen des Betäubungsmittels. Signor Pecchio war jung und galt für sehr unbeständig. Berta ahnte nichts von seinen Racheplänen und war sehr in Sorge, er möchte das Stelldichein am Addaufer vergessen.

Alles glückte nach Wunsch. Mit Hilfe des Mohnsaftes schläferte Berta die Duennen ein, sprach mit ihrer Herrin und am Jahrmarktstage in Lecco betranken sich alle Dienstboten Aribertis; dazu dienten die Zechinen, die Pecchio der Kammerfrau zugesteckt hatte. Ariberti selbst war in Mailand auf einem großen Ballfest, das die Signora Arezi, eine der vornehmsten Damen des Landes, gab.

Zur besprochenen Stunde fand Pecchio sich mit seinem Nachen gegenüber jenem verlassenen Teile des Schloßgartens ein. Die Duennen vermochten die Flucht ihrer Herrin nicht zu vereiteln. Berta hatte alle Angst, sie zu vergiften, verloren und ihrem Wein eine Riesenmenge Mohnsaft beigemischt; sie folgte ihrer Herrin auf dem Nachen.

Pecchio sah zu seinem großen Leidwesen, daß Madonna Theresa Ariberti noch große Leidenschaft für ihn hegte oder daß diese neu entbrannt war; während er nur daran dachte, wie er sie loswürde. Sobald das Boot auf venezianischem Grund und Boden angelangt war, übergab er die Dame einem Mönch vom Orden des Heiligen Franziskus, den er bestochen hatte und der ihn auf einem kleinen Eiland nahe am linken Addaufer, das den Venezianern gehörte, erwartete. Der Mönch versprach, die Dame auf Umwegen nach Venedig zu geleiten. Sie beschwor Pecchio, sie nicht im Stich zu lassen, und da der Edelmann sich taub stellte, ging sie so weit, ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie unter der Vorspiegelung, fortan mit ihr zusammenzuleben, aus ihrem Schloß entführt habe. Pecchio beeilte sich, nach dem mailändischen Addaufer zurückzukehren. Er fand vorbereitete Relais, mit deren Hilfe er um zwei Uhr morgens in Mailand auf dem Ball der Signora Arezi

erschien. Einer der ersten, den er traf, war Ariberti, der, obwohl noch jung und schön von Angesicht, nicht tanzte, sondern mit düsterer Miene einherwandelte, als ahnte er, was auf seinem Schloß geschehen war.

Am folgenden Tag erhielt er die traurige Kunde. Er eilte hin und stellte die genauesten Nachforschungen an, konnte aber anfangs nichts entdecken. Die Duennen waren noch halb tot und der Sprache nicht mächtig, dank der Riesenmenge von Mohnsaft, die Berta in ihrem Zorn ihnen beigebracht hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Forschens fand Ariberti beim Durchsuchen des Zimmers der einen Duenna ein Fläschchen von merkwürdiger Form. Die Duenna gab auf sein Befragen an, sie habe dies Fläschchen erst vor zwei Tagen gefunden und glaube, es in den Händen von Berta gesehen zu haben. Ariberti schlug sie halbtot, weil sie ihm diese Entdeckung nicht früher mitgeteilt hatte.

Verzweifelt, kein Anzeichen gefunden zu haben, kehrte er mit dem Fläschchen nach Mailand zurück. Er trug es selbst bei allen Apothekern der Stadt herum. Einer von ihnen sagte ihm mit eigentümlicher Miene, dies Fläschchen stamme aus einer berühmten Apotheke in Venedig, die ein entlaufener griechischer Mönch halte. Ariberti verstand, daß der Apotheker nicht alles sagte, was er wußte; er bedrohte ihn und bot ihm viel Geld. Schließlich gestand der Apotheker, daß dies Fläschchen kein Gift enthalte, sondern ein starkes Betäubungsmittel, das man den Kranken in gewissen verzweifelten Fällen verabreiche, und daß er selbst dieses Fläschchen ein paar Tage zuvor dem Signor Pecchio verkauft habe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es gelang Ariberti, den Pecchio während einer Reise, die er machte, unbemerkt aufzugreifen. Er ließ ihn in einen Sack stecken und in eins seiner Kastelle bringen, wo er in ein tiefes Verließ gesperrt und sozusagen lebendig begraben ward. Dies alles geschah so heimlich, daß selbst Aribertis vertrauteste Diener keine Ahnung davon hatten, ausgenommen der, welcher dem Gefangenen täglich etwas Wasser und Brot brachte, um sein elendes Dasein zu fristen.

Alles Suchen nach Pecchio in Stadt und Land war vergebens; er war verschwunden. Die Justiz glaubte, er sei auf der Landstraße überfallen worden, zumal sein Pferd mit etlichen Blutspuren gefunden wurde. Eine Untersuchung ward angeordnet und zwei Personen, mit denen Pecchio kurz vor seinem Verschwinden einen Zwist gehabt hatte, wurden gefangen und gefoltert. In ihrer Qual gestanden sie, ihn getötet zu haben; sie wurden zum Tod verurteilt und der eine gehenkt, der andere geköpft. Trotzdem lebte Pecchio; er lebte neunzehn Jahre lang, von 1546 bis 1565, in seinem finsteren und feuchten Verließ, bis Ariberti starb.

Die göttliche Vorsehung wollte, daß der Erbe des Schlosses eine Reparatur in der Nähe des tiefen Verließes vornehmen ließ. Die Arbeiter brachen ein Loch in die Mauer und erblickten zu ihrem Entsetzen einen Mann, dem das Haupthaar die Schultern bedeckte und dem ein struppiger Bart bis an die Knie reichte. Auch die Kleider waren infolge der Feuchtigkeit halb verfault und fielen ihm vom Leibe, so daß sie nicht einen zivilisierten Menschen, sondern einen Wilden vor sich zu sehen vermeinten. Er war ganz gesund, trotzdem er die ganze Zeit keine gekochten Speisen genossen hatte. Man kann

sich vorstellen, welches Aufsehen sein Erscheinen machte; seine Freunde und Verwandten strömten zu Hauf herbei. Nachdem er endgültig als Pecchio erkannt war, ließ der Fürst ihm alle seine Güter zurückerstatten, die seine Söhne zum Teil schon verkauft hatten, da sie ihn tot wähnten.

Hiernach lebte er noch mehrere Jahre in voller Gesundheit und erzählte allen Freunden seine wunderbare Geschichte. Marielo, der sie wiedergibt, hat sie selbst von ihm in Mailand erfahren.

9. Der Kardinal Aldobrandini

I

Paolo Santacroce, ein römischer Edelmann, war — so sagt man — mehrfach vergebens in seine Mutter Konstanze gedrungen, sie solle ihn zum Erben ihres Vermögens einsetzen. Da beschloß er in blinder Gier, sie zu töten. Zu diesem Zwecke schrieb er an seinen älteren Bruder Onofrio Santacroce, Marchese von Oriolo, ihre Mutter beflecke die Ehre ihres edlen Hauses; sie müsse eine Liebschaft haben und sei schwanger. (In Wahrheit war die Dame wassersüchtig und ihr Leib war dadurch entstellt, wie es sich nach ihrem Tode erwies.) Onofrio, dermalen in Oriolo, schrieb ihm, er möge tun, was einem ehrbaren Ritter zu tun gezieme. Auf diesen Brief hin erdolchte Paolo seine Mutter in Subiaco, wo er mit ihr zusammen wohnte; dann ergriff er die Flucht, um sich der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen. Aber die himmlische Gerechtigkeit ereilte ihn; in Neapel, wohin er sich geflüchtet, fand er bald seinen Tod.

Dieses Verbrechen geschah zu der Zeit, da der Prozeß des Cenci wegen Vatermordes sein Ende nahm. Kurz zuvor hatte sich der Brudermord von Marc' Antonio Massimi ereignet; und Papst Klemens VIII., ob all dieser Verbrechen entsetzt, befahl eine sofortige strenge Untersuchung. Paolo war schon entflohen, aber man fand den Brief, den Onofrio an seinen Bruder geschrieben hatte, und dieser ward sofort eingekerkert.

Als der Kardinal Pietro Aldobrandini, der Neffe des Papstes, von dieser Gefangennahme hörte, wollte er dem Prozeß

persönlich beiwohnen und versprach dem Gouverneur von Rom, Monsignore Taverna, den Kardinalshut, wenn Onofrio durch diesen Prozeß den Tod fände. Fast täglich begab sich der Kardinal nach dem Kerker von Tor di Nona, ungeachtet der Juliglut, und man sah ihn oft sieben bis acht Stunden dem Verhör beiwohnen. Dieses drehte sich immer um jene Briefstelle, sein Bruder möge tun, was einem ehrbaren Ritter zu tun gezieme. Der Unglückliche war durch die unaufhörlichen Verhöre so mürbe gemacht, daß er schließlich die Wahrheit gestand: er habe es seinem Bruder geschrieben, er solle die Ehre der Familie mit Blut reinwaschen, vorausgesetzt, daß die Mutter den Verdacht ihres Sohnes rechtfertigte.

Dies Ergebnis wurde schleunigst dem Papst übermittelt, der infolge der anderen Fälle mit Ungeduld auf den Ausgang des Prozesses wartete. Der Papst ordnete eine sofortige Gerichtssitzung an und das Urteil lautete auf Enthauptung. Santacroce tat sein möglichstes, um dem Tode zu entrinnen. Der Armenanwalt und viele Edelleute verwendeten sich für ihn — doch umsonst. Er wurde auf dem Platze vor der Engelsbrücke geköpft und ertrug den Tod mit großer Standhaftigkeit, wie es einem Edelmanne geziemt.

Es ward als eine große Dummheit angesehen, daß er sich jenes Geständnis hatte ablocken lassen. Hätte er gesagt, jene Wendung in seinem Briefe bedeutete, daß sie die Folgen ihres Fehltrittes im Kloster verbergen solle, so hätte er nicht allein sein Leben gerettet, sondern statt der Strafe auch noch Lob geerntet, zumal der Sohn nicht die Pflicht hat, die Fehltritte der Mutter zu rächen, sondern nur die der Gattin und Schwester.

Monsignor Taverna erhielt im Jahre 1604 den Kardinalshut, und das Volk von Rom sagte, er hätte sein Barett im Blute seines Opfers rot gefärbt.

Der Grund für den unversöhnlichen Haß des Kardinals Aldobrandini aber war die Nebenbuhlerschaft bei einer Dame, die der Neffe des Papstes leidenschaftlich liebte und deren Gunst Onofrio Santacroce besaß. Eines Tages schenkte der Porporato ihr einen kostbaren Diamantring, den die Dame wieder an Onofrio verschenkte. Dieser prahlte mit der Gunst seiner Dame, und als er eines Tages den Kardinal begrüßte, legte er die Hand auf die Tür seiner Sänfte, so daß der Diamant ihm in die Augen funkelte. Dieser Anblick ergrimmte ihn so, daß er ihm fortan nach dem Leben trachtete.

Es wird auch erzählt, daß er den Kardinal eines Nachts, als dieser in einen Mantel gehüllt nach dem Hause jener Dame schritt, das in der Nähe des seinen (Santacroces) lag, von hinten angegriffen und mit Fäusten ins Gesicht geschlagen habe, den nächsten Morgen aber im Vorzimmer des Kardinals erschienen sei, um so zu tun, als hätte er ihn nicht erkannt. Diese Unverschämtheit soll den Kardinal erst so erbittert haben. Möge man aus diesem Vorfall die Lehre ziehen, daß weltliche Ehrsucht den Menschen ins Verderben treibt.

II

Unter dem Pontifikat Klemens' VIII. lebte in Rom eine Sängerin von hohem Rufe, namens Anna Felice Brocchi, deren herrliche Stimme und hohe musikalische Begabung sich mit außerordentlicher Schönheit paarte, also daß die ganze Stadt sie bewunderte. Ihr Beschützer war der Cavaliere

Girolamo Longobardi, ein junger Mann von hervorragenden Eigenschaften, sehr wohlgestaltet, kaum im vierten Lustrum seines Lebens, von reizendem Äußeren und leutseligen Sitten. Der ganze römische Adel liebte ihn, aber dafür hatte er sich auch den tödlichen Haß des Kardinals Aldobrandini zugezogen.

Der Kardinal war sehr leichtfertig und liebte die Frauen, wodurch er seinem Oheim, dem Papst, viel Sorge bereitete. Bei seiner Thronbesteigung sagte Klemens VIII. zu ihm: „Hüte dich, daß du diesen heiligen Purpur nicht durch deinen Wandel besudelst; wisse fortan, daß der Titel des Kardinal-Nepoten dich nicht vor meiner Vergeltung zu schützen vermöchte.“ Aldobrandini ward durch diese Worte grausam betrübt, mehr noch durch ihren Ton und vor allem durch die Gegenwart der anderen Kardinäle. Trotzdem tat er sich Gewalt an und erwiderte: „Heiliger Vater, ich wage vor Euer Heiligkeit zu behaupten, daß in den Verhältnissen, auf die Sie anzuspielen geruhten, allein meine Worte tadelnswert waren, nicht meine Taten.“ Der Papst antwortete nichts; er kannte die Laster seines Neffen nur zu gut: auch hatte der sie mehr als einmal selbst eingeräumt.

Nun aber hatte Aldobrandini von seiner Umgebung das Talent und die Schönheit der Brocchi rühmen gehört und ihn ergriff das Verlangen, sie zu sehen. Eines Tages, als er vor ihrem Hause vorbeiging, erblickte er sie am Fenster und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Da er fürchtete, seines Oheims Mißfallen zu erregen, mußte er natürlich sehr vorsichtig sein und wagte nicht, sich einem Menschen anzuvertrauen. Er zauderte, Anna seine Liebe zu gestehen, aus Furcht, daß diese das Geheimnis nicht wahrte, aber er litt vor allem dar-

unter, daß er Longobardi als Beschützer der Sängerin wußte. Trotz alledem unterließ er doch nicht, sich oft vor ihr blicken zu lassen. Anna Brocchi hatte die Aufmerksamkeiten des Kardinals bemerkt; sie fühlte, daß er verliebt war, als sie sah, daß er täglich an ihrem Hause vorbeiging und ihr in die Kirche Santa Maria della Pace folgte, wo sie die Mittagsmesse zu hören pflegte. Dort blickte Aldobrandini sie zärtlich an und bemühte sich, ihr durch sein Lächeln seine Liebe auszudrücken. Dies Spiel währte anderthalb Jahre, ohne daß je ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre und ohne daß der Kardinal ein bestimmtes Zeichen ihrer Neigung erhalten hätte.

Eines Tages hielt die Brocchi es für klug, warum, weiß man nicht, Girolamo von ihrem Anbeter im Purpurkleid zu erzählen. Longobardi war höchst überrascht und aufgebracht; er hatte die Vorahnung eines Unglücks und bat Anna, in Zukunft zurückhaltender zu sein, sich weniger blicken zu lassen und sich von dem arglistigen Gehaben des Kardinals nicht verblenden zu lassen. Nie, fügte er hinzu, würde er dulden, daß Aldobrandini oder ein anderer Feind ihr Haus betrete. Der Cavaliere ahnte die schlimmen Absichten des Kardinals und traute Annas Versprechungen nicht. Darum entschloß er sich, seine Geliebte durch Spione verfolgen zu lassen und ebenso ihr Haus zu umstellen, um die vielen, die Annas wunderbare Stimme anlockte, genau kennen zu lernen. Alles vollzog sich in so tiefem Geheimnis, daß die Brocchi nichts ahnte, und die Berichte der Spione bewiesen, daß die Liebe zwischen dem Kardinal und der Brocchi täglich wuchs. Um sich selbst davon zu überzeugen, ging Longobardi am Sankt-Matthäustage zur selben Zeit wie Anna in die Kirche della Pace.

Er traf vor ihr dort ein und verbarg sich in einer Kapelle, von wo aus er alles beobachten konnte. Die Brocchi erschien bald an dieser Stätte, wo sie sich alltäglich von dem Porporato bewundern ließ. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Der Cavaliere verfolgte ihre geringsten Gebärden mit größter Aufmerksamkeit. Endlich schickte die Sängerin sich an, die Kirche zu verlassen; der Kardinal erhob sich, kam in ihre Nähe und grüßte tief, indem er sie anlächelte. Gruß und Lächeln wurden sehr auffällig erwidert.

Fortan hatte Longobardi nicht mehr den leisesten Zweifel; er verließ wütend die Kirche und ging stracks zu Anna. Diese gewahrte die Erregung ihres Liebhabers und forschte nach dem Grund. Der Cavaliere bat sie, ihm zu sagen, ob sie am Morgen ausgegangen sei, und ermahnte sie, ihm nichts zu verhehlen. Die Sängerin antwortete, daß sie nach ihrer Gewohnheit soeben die Messe in der Kirche della Pace gehört habe. „Bis hierher geht alles gut," meinte Longobardi; „aber sagt mir doch eben: Habt Ihr den Kardinal Aldobrandini gesehen?" „Nein," antwortete keck die Brocchi. „Wie!" rief Girolamo entrüstet, „Ihr wagt, mir so schamlos ins Gesicht zu leugnen, daß Ihr ihn gesehen habt! Ich bin gewiß, daß er in der Kirche war und daß Ihr seinen Gruß erwidert habt; ich sah ihn mit meinen eigenen Augen." Trotz dieser Behauptung beharrte Anna auf ihrer Lüge. Da riß den Jüngling der Zorn hin; er legte die Hand an sein Stilett und bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie nicht die Wahrheit gestände. Die erschrockene Sängerin antwortete, was er gesagt habe, sei wahr und sie habe nur geleugnet, um einen Streit zwischen ihm und dem Kardinal zu verhüten. Dessen Gruß aber habe

sie nur aus Höflichkeit erwidert. „Mag sein“, antwortete Girolamo etwas beruhigt; „aber seht Euch in Zukunft vor, ihn zu grüßen noch überhaupt anzublicken; versucht nicht etwa, meine Befehle zu überschreiten, denn es könnte Euch das Leben kosten. Ich befehle Euch, nicht mehr in die Pace zu gehen; wählt eine andere Kirche, um die Messe zu hören; dann werdet Ihr allen Verdacht in mir zerstören und meinem Feind alle Hoffnungen rauben; vor allem aber, wenn Ihr meine Rache meiden wollt, richtet es so ein, daß Ihr ihn nie wiederseht!“

Anna Brocchi versprach, zu gehorchen, und ging nicht mehr in die Kirche della Pace. Der verliebte Kardinal aber ging auch ferner dorthin; und da er die Sängerin nicht mehr erscheinen sah, ergriff ihn eine große Unruhe, und er wollte den Grund ihrer Abwesenheit erfahren. Seine Leidenschaft erreichte ihren Gipfel und ließ ihm keinen Augenblick Ruhe; zuletzt ertrug er's nicht mehr und beschloß, das Geheimnis um jeden Preis zu ergründen. Dies erreichte er auf sehr unverhoffte Weise. Eines Tages erhielt er einen Brief von Anna: sie stellte sich unter seinen Schutz. Longobardi behandle sie mit äußerster Härte und sie beschwöre den Kardinal, sie aus den Händen ihres Tyrannen zu befreien. Aldobrandini war entrüstet über Girolamos Brutalität und seine Liebe erstarkte im Zorn noch mehr. Dann, in heller Freude, sie wiedergefunden zu haben, ließ er Anna sagen, sie möge sich beruhigen, und versicherte sie, daß seine einzige Leidenschaft die sei, ihr zu dienen. Er fing auch sofort an, ein taugliches Mittel zu suchen. Kurze Zeit danach, am Morgen des Ostersonnabends, fand man auf dem Petersplatz, ohne daß man erraten konnte, wie

die Sache sich zugetragen habe, das Haupt des unglücklichen Girolamo, auf einen Spieß gesteckt, mit der folgenden Beischrift:

„Imperasti con troppa tirannia:
Ciò che in altri volesti, a te qui sia“
(Du hast zu tyrannisch gehandelt:
was du anderen antun wolltest, geschehe dir selbst).

Die Verblüffung war in Rom groß; man vermutete bald, daß dieser Streich vom Kardinal Aldobrandini komme, und der Verdacht erschien noch besser begründet nach dem Besuch, den der Kardinal am selbigen Abend der Sängerin abstattete, und dem noch viele andere folgten. Alle wunderten sich über die geringe Tätigkeit, welche die Justiz entfaltete, um den Urheber dieses grausigen Verbrechens zu ermitteln, trotzdem der Papst alles dazu Nötige aufbot.

Tag und Nacht ging Aldobrandini nun in Annas Haus; ohne die geringsten Gewissensbisse: so berauscht war er von dem Besitz dieses Weibes. Das Ärgernis war groß; der Papst konnte nichts wissen: er war von vielen Anhängern des Kardinals umgeben, die dessen Sünde zu verbergen suchten und die Reinheit der Sitten des jungen Kirchenfürsten priesen. Klemens VIII. bewahrte ihm seine Huld und freute sich, daß der Neffe sich so gebessert hatte. Aber die Wahrheit konnte nicht ewig verborgen bleiben. Der Papst erfuhr schließlich alles. Dazu führte ein seltsames Abenteuer, das die Liebschaft des Kardinals stadtbekannt machte.

Aldobrandini hatte einen leidenschaftlichen Haß auf den spanischen Gesandten geworfen. Da der Kardinal den größten Einfluß auf den Geist seines Oheims, des Papstes, be-

saß, war der Gesandte gezwungen, seinen Haß zu verbergen, um die guten Beziehungen, die zwischen Rom und dem spanischen Hof bestanden, nicht zu trüben. Aber er bereitete seine Rache im stillen. Er ließ die geringsten Handlungen seines Feindes heimlich beobachten und wußte bald um seine Liebschaft.

Der Porporato pflegte die Sängerin gegen vier Uhr nachts unter größten Vorsichtsmaßregeln zu verlassen; seine Diener erwarteten ihn mit seiner Karosse ein paar Schritte weit von dem Haus und er ging das Stückchen Wegs allein im Dunkeln. Er war überzeugt, daß so niemand ahne, woher er komme. Der Gesandte schickte nun einen seiner Lakaien zu Anna Brocchi und ließ ihr sagen, daß er an dem und dem Abend zu ihr kommen möchte, um sie singen zu hören. Er bat sie, keinem Menschen etwas davon zu sagen, da er nach keiner Seite hin Verdacht erwecken wolle. Die Sängerin fühlte sich durch den Besuch einer so hohen Persönlichkeit geschmeichelt und glaubte, richtig zu handeln, wenn sie darauf einging.

Der Gesandte schickte ein paar vertraute Diener voraus, die sich im Treppenhaus versteckt halten sollten. Dann ging er gegen vier Uhr nachts zur Brocchi. Der Kardinal, der sich schon lange dort aufhielt, benutzte beim Weggehen eine andere Tür, um nicht gesehen zu werden. Piano, piano stieg er die Treppe im Dunkeln hinab; kaum ist er im Vestibül angelangt: da sieht er schon die Diener des Gesandten brennende Fackeln hervorziehen und riesige Laternen ihm entgegenhalten. Er erschrickt. Trotzdem dankt er ihnen mit all der Ruhe, die er wiedergewinnen kann, für ihre Absicht und erklärt, sich nicht weiter

begleiten lassen zu wollen, da er lieber allein gehe. Die Leute entschuldigen sich; sie müßten ihn unbedingt bis an seinen Wagen begleiten: so sei der Befehl ihres Herrn, des Gesandten. Da gibt der Kardinal nach, um die Situation nicht zu verschlimmern, denn er sieht, daß sie ihn absolut nicht verlassen wollen. Er hüllt sich in seinen Mantel und eilt, so schnell er kann, zu seiner Karosse, vor ihm her stets die Diener ...

Man kann sich die Wut des Kardinal-Nepoten leicht vorstellen. Die Geschichte ward schnell ruchbar, lief durch die ganze Stadt und kam allmählich auch zu den Ohren Klemens' VIII., der nun alles zu wissen verlangte. Darob ergriff ihn solcher Zorn gegen Aldobrandini, der ihn so gut zu täuschen gewußt hatte, daß er ihn seiner Ämter und Titel entkleidete und ihm verbot, den Oheim im Palast ferner anzureden, ja, sogar vor dem Papst zu erscheinen, falls er nicht auch des Kardinalpurpurs verlustig gehen wollte; denn Klemens hegte keinen Zweifel mehr über den Mörder des Girolamo Longobardi.

Seit er einmal in Ungnade gefallen war, ward es dem Kardinal Aldobrandini unmöglich, sich im Herzen seines Oheims zu rehabilitieren. Er hat sich von dem Sturz nie wieder erholt. Auf dem Pontifikat Klemens' VIII., der die mit Recht an seinem Vorgänger geübte Kritik vermeiden wollte, haftet aber ein häßlicher Fleck: der Tod des Girolamo Longobardi blieb ungesühnt.

10. Wirkung des väterlichen Fluches
durch den Tod der Söhne des Marchese Massimi unter der Regierung Klemens' VIII.

Marcantonio Colonna war aus Neapel zurückgekehrt, wo er die Würde des Vizekönigs bekleidet hatte, und brachte seine Geliebte, eine sehr schöne Dame jenes Königreiches, mit nach Rom, um sie nicht in den Händen ihrer Verwandten zu lassen, die sie ermordet hätten. Er räumte ihr in seinem Palast ein ganzes Stockwerk ein, wo sie der Marchese Massimi, ein Hausfreund und Verwandter Colonnas, täglich besuchte. Der alte Marchese verliebte sich heftig in sie, und wie die Flamme in trocknem Holz stärker zu lohen pflegt, faßte er trotz ihres befleckten Namens den Entschluß, sie zu heiraten. Als dies seinen Söhnen zu Ohren kam, begehrten sie auf; da sie aber nichts gegen ihren Vater vermochten, so sannen sie auf Rache. Am Abend nach der Hochzeit zog die schöne Sizilianerin in den Palast ihres Gatten ein. Begierig, ihre Stiefsöhne kennen zu lernen, die sie noch nicht gesehen hatte, sprach sie zu ihrem Gatten:

„Und wo sind Eure Söhne, denn es drängt mich, ihnen meine Unterwürfigkeit zu bezeigen, zumal ich von ihrer feinen Sitte so viel gehört habe.“

Der Marchese sandte einen Diener nach seinen Söhnen, doch diese erschienen nicht und ließen sagen, sie wollten den Hochzeitsabend nicht stören, würden aber am nächsten Morgen ihrer Pflicht gebührend nachkommen. Mit diesem

Bescheide nahmen beide fürlieb, ohne seinen Doppelsinn zu beachten, und begaben sich sorglos ins Brautgemach.

Am nächsten Morgen erhob sich der Marchese, um seiner Gewohnheit nach in den Vatikan zu gehen, denn er war Cameriere di Spada e Cappa beim Papste. Die Söhne hatten einen Spion ausgestellt, der des Vaters Fortgehen melden sollte. Dies geschehen, sandten sie zu der Neuvermählten und ließen ihr melden, daß sie ihr ihre Aufwartung machen wollten. Die Unglückliche empfing sie in liebenswürdigster Weise; sie erwiderten den Gruß mit einem Pistolenschuß in ihre Brust, worauf sie, von Verwandten und Freunden unterstützt, die Flucht ergriffen.

Als der Marchese heimkehrte, fand er das Brautgemach zur Totenkammer verwandelt. Eine Weile stand er wie geistesabwesend, bald aber ergriff ihn der Zorn und brachte ihn wieder zur Besinnung. Er ergriff ein Kruzifix, verfluchte seine vier Söhne und rief Gott an, seinen Fluch zu erhören. Dann umarmte er seinen fünften Sohn Pompeo, der noch ein Knabe war, und flehte des Himmels Segen auf ihn herab. Hiernach ließ er einen Notar kommen, enterbte die Mörder seiner Gattin, soweit ihre Erbfolge nicht durch das Lehnsrecht gesichert war, und übertrug alle seine freien Güter auf Pompeo. Sein Leben war fortan eine stete Klage und er starb nach kurzer Frist.

Die Macht, welche die verbannten Brüder durch ihre Verwandtschaft mit den Colonna hatten, war so groß, daß ihr Attentat ihnen fast gänzlich verziehen ward, weil es zur Wahrung der Ehre begangen war. Der Bann ward von ihnen genommen — nicht aber der väterliche Fluch und der Zorn

des Himmels. Kaum waren sie nach Rom zurückgekehrt, so begann der Teufel Zwiespalt unter ihnen zu säen; Marcantonio, den zweiten, gelüstete es nach der Würde des Erstgeborenen, und er sann darauf, den Marchese Luca, seinen ältesten Bruder, aus dem Wege zu räumen. Er verschaffte sich also ein wirksames Gift, das er zuerst an einem seiner Kutscher ausprobierte; dann gab er es dem Bruder, der in kurzem daran starb.

Niemand wagte das Verbrechen anzuzeigen, doch entstand ein allgemeines Gerede, und die Justiz begann Indizien zu sammeln. Daraufhin ließ der Kardinal Colonna Marcantonio zu sich bescheiden und sprach zu ihm in einem abgelegenen Zimmer also:

„Marcantonio, es geht die Sage, du habest deinen Bruder vergiftet. Bedenke, daß wir einen Papst zum Herrscher haben, der namentlich gegen den römischen Adel streng ist. Wenn also dein Gewissen dich bedrückt, so fliehe jetzt, da es Zeit ist."

„Wie," antwortete jener, „ich bin unschuldig und habe nie eine so niedrige Handlung begangen."

Darauf antwortete der Kardinal: „Ist es wirklich so, daß du unschuldig bist, so fürchte nichts, ich werde dich beschirmen."

Nicht lange darauf spielte der Mörder bei Don Virgilio Orsini in Monte Giordano Ball, als er unter den Zuschauern des Spiels auch den Bargello von Rom erblickte. Er starrte ihn an, ward verwirrt und schien fortan mehr auf den Bargello als auf das Ballschlagen zu achten. Dann spielte er weiter, sah den Bargello abermals mit verstörter Miene an und fragte ihn schließlich, was er da machte.

„Nichts," erwiderte jener, „ich bewundre Euer Spiel.

Belästigt Euch aber meine Gegenwart, so will ich fortgehen." Damit verschwand er.

Der Bargello ging zum Gouverneur von Rom und machte ihm von dem Vorgefallenen Meldung. Der Gouverneur befahl ihm, den Palast des Marcantonio zu umstellen und ihn beim Verlassen desselben gefangen zu nehmen. Er wurde in den Kerker von Tordinona gebracht, aber der Folter einstweilen nicht unterworfen. Der Fiskal ließ ihn indessen vor sich führen und sagte außergerichtlich zu ihm:

„Herr Marchese, Ihr seid ein Ritter von so viel Geist, daß Ihr den Verdacht, den das Gericht gegen Euch hegt, wohl kennt. Ist es also nicht besser, Ihr erspart Euch die Folter?"

Hierauf erwiderte Marcantonio kühnlich, ein Mann seines Ranges sei einer derartigen Missetat gar nicht fähig. Worauf der Fiskal antwortete:

„Herr Marchese, die Indizien sprechen derart gegen Euch, daß Ihr die Wahrheit am Seil werdet erhärten müssen." Damit wies er auf das Folterseil, das hinter ihm hing.

Bei diesem Anblick erschrak der Schuldige und bekannte seine Freveltat mit allen Einzelheiten. O gerechte und unerforschliche Ratschlüsse Gottes: er, der die Folter einst so verachtet hatte, daß er sich von seinem eigenen Diener am Seil hochziehen ließ, um mit seiner Widerstandskraft zu prahlen, erbleichte jetzt davor und ließ Ruf und Leben fahren! Das Verhör und sein freiwilliges Geständnis ward sofort zu Protokoll genommen und dem Papst unterbreitet. Dieser erließ das Todesurteil am 16. Juni 1599. Daß sein Geständnis nicht Feigheit, sondern Gottes Wille gewesen, bewies Marcantonio durch seinen mutigen Tod.

Nachdem er sich mit Gott versöhnt und drei rührende Briefe an den Kardinal Ascanio Colonna und seine zwei Brüder geschrieben hatte, legte er Festkleider an, als ob er zu einem Gastmahl ginge. Als er die Schwelle des Kerkers verließ, erblickte er viele Damen am Fenster der Signora Cecilia de Magistris, deren Schwester er dereinst hatte ehelichen wollen; doch war sie ihm versagt worden wegen des väterlichen Fluches. Er verbeugte sich vor ihnen tief und sagte zu einem seiner Begleiter: „Grüßt mir alle diese Damen und ersucht sie, für meine Seele ein Deprofundis zu beten." Dann nannte er alle bei Namen und verneigte sich von neuem. Aber die Confortatori drängten ihn zur Engelsbrücke. Die Sbirren trieben die dichtgedrängte Menge mit Stockhieben auseinander, wobei viele zu Boden fielen. „Dies ist die letzte Gesellschaft, der ich beiwohne", seufzte er. Vom Scharfrichter ließ er sich nicht anrühren, legte das Haupt selbst unter das Fallbeil und sagte: In manus tuas, Domine, commando spiritum meum." Als das Haupt fiel, schrien alle Zuschauer auf; es war ihnen, als würden sie selbst geköpft.

So endete der unglückliche Edelmann; aber die göttliche Gerechtigkeit ereilte auch die beiden noch lebenden Brüder. Der eine, der Malthefer Ritter geworden war, ward beim Kampf mit einem türkischen Kaperschiff von einer Kanonenkugel getroffen, und noch elender war das Ende des vierten Missetäters. Er hatte sich in eine Dame von vornehmem Stande verliebt und ward von ihr auf eines ihrer Schlösser eingeladen. In Ansehung der Gefahr, die ihm dort drohte, sagte er: „Herrin, das ist fürwahr ein zu verwegenes Wagnis." Worauf sie zur Antwort gab: „So wolltet Ihr um

meinetwegen nicht Euer Leben wagen?" — „Wie, Herrin," erwiderte er, „tausend Leben will ich wagen, um Euch zu dienen."

Der Ärmste hatte recht prophezeit. Er erlustigte sich zwar auf dem Schlosse, aber auf der Heimkehr, als er neben ihrer Sänfte ritt, ward er von einer Arkebusensalve niedergestreckt. — So ging der väterliche Fluch auch an ihm in Erfüllung, und Pompeo ward Gesamterbe des väterlichen Besitzes.

11. Die Nonnen von Bologna

Ich habe nie geglaubt, daß die Klosterfrauen eine andere Liebe als die himmlische in ihrem Busen nähren dürften; denn wenn sie sich der irdischen Liebe hingeben, schänden sie nicht allein ihren Körper, sondern auch ihre Seele und vertreiben die Gottheit, die in ihnen wohnen soll. Doch habe ich von vielen Fällen gehört, wo sie gegen ihren Willen gewaltsam ins Kloster gesperrt wurden und weit entfernt, Gott ihre Keuschheit zu geloben, sich vielmehr dafür schadlos halten wollten, daß man sie von aller Welt abschloß.

Der folgende Fall ereignete sich unter dem Pontifikat des Maffeo Barberini, der als Papst Urban VIII. hieß, in Bo-logna, wo der Neffe des Papstes, der Kardinal Antonio Bar-berini, als Legat residierte. Im Kloster der Konvertiten von Bologna waren damals zwei Nonnen von hervorragender Schönheit und Lieblichkeit; die eine hieß die Teverona und die andere die Rote, wegen ihrer feuerfarbenen Haare. Der Papst führte damals Krieg gegen den Herzog von Parma und andere verbündete Fürsten, und der Kardinal Antonio, ein großer Kriegsmann, hob im Kirchenstaate Milizen aus. Da geschah es, daß der Hauptmann Donato Antonio, der Bruder des Obersten Guarnieri, der in Bologna im Quartier stand, im Kloster der Konvertiten eine Liebschaft mit der Roten an-knüpfte, während Carl Possenti, ein Günstling und Höfling des Kardinals, der Teverona den Hof machte. Der Verkehr wurde sehr intim, und beide kamen überein, die Nonnen zu entführen. Diese willigten ein; sie wurden in weltliche Tracht

gekleidet und zur Nachtzeit nahe bei der Porta Carrese entführt, wozu der Graf Ferdinand Ranucci, ein Freund Possentis, ihnen behilflich war. Sie brachten die Nonnen bei einem anderen Freunde Possentis, namens Pallade, für etliche Tage unter, schafften sie aber von dort, aus Furcht, sie möchten trotz ihrer weltlichen Kleidung erkannt werden, ins Haus des Grafen Alexander Maria Pepoli, eines Busenfreundes des Obersten Guarnieri, und von da in das Haus eines Dieners dieses Grafen.

Inzwischen war eine strenge Untersuchung gegen die Missetäter eingeleitet worden, und der Oberst schickte seinen Bruder schleunigst nach der Romagna ins Quartier, mit dem festen Versprechen, ihm die Note nachzusenden. Possenti war bereits mit der Würde eines Vize-Herzogs von Segni fortgegangen, in der Hoffnung, daß die Sache im Sande verlaufen und er dann seine Geliebte nachkommen lassen könnte. Doch schritt der Prozeß rasch fort und der Oberst, der für das Leben seines Bruders fürchtete, verständigte sich mit dem Grafen Pepoli, die beiden unglücklichen Nonnen zu töten, was dieser aus Gefälligkeit gegen seinen Freund auch tat. Sie wurden im Keller des Dieners begraben, und solange Urban VIII. regierte, wurde dies Verbrechen totgeschwiegen; raunte man doch, daß alles dies auf Betreiben des Kardinals Antonio geschehen sei, der die beiden Nonnen für sich begehrt und sich des Possenti und Guarnieri entledigt hätte, um jene selbst zu besitzen. Nachdem er ihrer satt geworden, hätte er sie, damit die Untat nicht herauskam, weit fortgeschickt.

Nach Urbans VIII. Tode bestieg Innozenz X. (wenngleich mit Hilfe der Barberini) den päpstlichen Thron; alsbald

erhoben sich zahlreiche Feinde der Barberini und klagten den Kardinal vieler während der Regierung seines Onkels begangener Vergehen an; und obwohl der Papst ihm die Tiara verdankte, begann er ihn zu verfolgen. Mittlerweile war Graf Pepoli gestorben und das Haus seines Dieners kam in andere Hände. Die Leichen der beiden Nonnen wurden entdeckt und der Justiz Bericht erstattet. Pallade, der sie zuerst beherbergt hatte, erschrak und suchte sich aus dem Prozeß herauszuziehen, indem er sich durch offenes Geständnis die päpstliche Begnadigung erwirkte. Nun befahl der Papst eine strenge Untersuchung.

Am 30. Juli 1645 wurden im Palast des Kardinals Antonio in Rom der obengenannte Carl Possenti und der Haushofmeister des Kardinals gefangen genommen und nach Bologna geführt, wohin sich auch der Fiskal und der Richter Domenico de Rossi begaben. Auch der Oberst Guarnieri ward gefänglich eingezogen und mit Pallade und Possenti konfrontiert. Dann schritt man zur Folter. Possenti starb elendiglich bei der „Veglia", ohne etwas zu verraten, Guarnieri hielt die Tortur tapfer aus, und der Haushofmeister Bracesi erwies auf der Folter seine Unschuld. Er wurde nach Pataro verbannt, desgleichen der Graf Ranucci.

Angesichts dieser Verhaftungen entfloh der Kardinal nach Frankreich, und zwar am hellen lichten Tage, als wollte er einen Spaziergang machen. Ein Stück vor der Stadt stieg er zu Pferde und ritt mit einem Kämmerer und einem Pagen von dannen, schiffte sich in Fiumicino auf einer von Tobias Pallaviccini bereitgehaltenen Barke ein und gelangte glücklich nach Frankreich. Später, als er sich mit dem Papst wieder aussöhnte, war von jenem grausamen Verbrechen nie mehr die Rede.

12. Innozenz X. und Ludwig XIV.

Großes Aufsehen erregte am römischen Hofe die Flucht der Kardinäle Barberini nach Frankreich und die Bemühungen, die von den Franzosen gemacht wurden, um ihnen die Freiheit und die Würden zurückzugeben, die sie verloren hatten: dem Kardinal Francesco die Cancellerie und dem Kardinal Antonio das Amt des Camerlengho. Der Duc de Valence, Gesandter der französischen Krone, kam zu diesem Zweck nach Rom und überreichte Briefe des Königs, worin Francescos Freisprechung ohne die in dem päpstlichen Monitorium verlangte Rechtfertigung gefordert ward. Der Papst war den Franzosen nicht gewogen, da ihm der allerchristlichste König allerlei Verdruß bereitet hatte, neigte hingegen zur Begünstigung der Spanier, die im Konklave viel zu seiner Erhebung beigetragen hatten, und erwies dem König von Spanien große Ehre, so daß es schien, als wolle er die Zukunft seiner Nepoten auf ihn begründen: dem Wunsche des Königs von Frankreich entsprach er dagegen nicht.

Der Duc de Valence bezog bei seiner Ankunft in Rom den Palazzo Barberini an den Quattro Fontane, den er für einen königlichen Palast erklärte, obwohl er wußte, daß der Papst ihn seinen Erben zuwenden wollte. Ja, um ihn als französischen Besitz respektiert zu wissen, ließ er das französische Wappen an der Fassade anbringen. Der Papst war über dieses Verfahren sehr aufgebracht, drückte aber ein Auge zu, um einen offenen Bruch mit dem König zu vermeiden. Der Duc de Valence brüstete sich mit diesem Erfolge, er

meinte den Papst eingeschüchtert zu haben und drohte ihm, daß, wenn die Barberinis nicht in ihre Würden wieder eingesetzt würden, der allerchristlichste König seine Truppen in Orbitello einmarschieren lassen und den Kirchenstaat besetzen würde.

Um diese Zeit wurden der päpstlichen Regierung zwei Banditen angezeigt, die viele Morde auf dem Gewissen hatten. Einer davon fiel in die Hände der Justiz, der andere war jedoch nicht aufzutreiben, soviel Mühe man sich auch gab. Auch liefen zahlreiche Klagen über neue Bluttaten bei dem Gericht ein, ohne daß man den Schuldigen auf die Spur kam; nur deuteten verschiedene dieser Fälle, die im Rione Capo le Case passiert waren, darauf hin, daß der oder die Täter in einem Hause dieses Bezirks verborgen waren. Eines Tages ging eine geheime Anzeige ein, daß dieser Unterschlupf sich im Palazzo Barberini befand; aber auch als dieses Gerücht stadtbekannt war, fuhr der Verbrecher in seinen Untaten fort. Ein Soldat der städtischen Garnison ward von vielen Stichen durchbohrt aufgefunden, und der Papst erließ schließlich einen öffentlichen Anschlag, der 300 Dukaten auf die Anzeige des Täters setzte. Auch ward dem Anzeiger Geheimhaltung versprochen.

Nun meldete sich ein Mann, der so genaue Auskunft über den Aufenthalt des Banditen geben konnte, daß jedermann ihn für einen Bediensteten des Gesandten hielt, der um den ausgesetzten Preis sich nicht entblödet hatte, seinen Herrn zu verraten. Dieser hatte aus unbekannten Gründen den Banditen in seinem Palast beherbergt und einen großen Schrank bauen lassen, worin er hauste; durch ein Hinterpförtchen ge-

langte er in den Garten, von wo er des Nachts ausrückte, um mit einem Komplizen die Mordtaten zu begehen.

Der Gouverneur teilte dies Ergebnis dem Papste mit. Innozenz X. bewahrte klüglich alles in seinem Herzen, ohne etwas davon verlauten zu lassen, und befahl dem Gouverneur, in dieser Sache nichts ohne ausdrücklichen Befehl mehr zu unternehmen. Er sprach mit den französischen Kardinälen darüber, aber diese wollten keinerlei Aufträge übernehmen, wohl wissend, daß der Kardinal Mazarin, der den Willen seines Herrn und Königs regierte, den Duc de Valence als die geeignetste Person geschickt hatte, um die Sache der Barberini in Rom zu vertreten und die Härte des Papstes gegen die Schützlinge der Krone zu mildern. Aber Gott, der die Gerechtigkeit schirmt, gab einem französischen Kanonikus im Hofstaate den Gedanken ein, dem Papst zu offenbaren, wo der Bandit sich befand und wie er in den Garten gelangte. Jetzt zweifelte der Papst nicht mehr an der Wahrheit dieser Tatsache.

Da er von dem brennenden Wunsche beseelt war, die Nachstellungen des Gesandten loszuwerden, und schon bei dessen unziemlicher Forderung, die Barberini zu begnadigen, nahe daran gewesen war, ihn aus seinem Angesicht zu verbannen, zauderte er nun nicht länger, ihm den Laufpaß zu geben.

Der Gesandte erschien ein Tages wieder in seiner gewohnten herausfordernden Art beim Papst mit Depeschen des Königs, worin wenigstens das eine verlangt wurde, daß Donna Anna Barberini, die Gattin des Präfekten von Rom, den Genuß ihrer Einkünfte wiedererhielte. Sie klagte selbst in Rom darüber, daß sie ganz unschuldig mitverfolgt würde,

und dies auf Betreiben von Donna Olympia, die den Papst anstachelte, die Barberini streng zu bestrafen, weil sie ohne Einwilligung Urbans VIII. der päpstlichen Kammer Millionen entnommen hätten, um die Herzöge von Parma zu bekriegen, wodurch sie die Untertanen des Kirchenstaats schwer geschädigt hätten und sechsundvierzig neue Auflagen gemacht worden seien. Der Papst erklärte dem Gesandten also nach wie vor, die Barberini sollten nach Rom kommen und sich rechtfertigen; dann ging er mit gewohnter Unverblümtheit auf den Fall ein, den er durch Monsignor Francesco, dem Gouverneur, vernommen hatte. Er habe ihm, so sagte er, den Palazzo Barberini, der sich unter Beschlag befand, um die Schulden an die päpstliche Kammer abzutragen, aus Höflichkeit gegen den König belassen und den Beschlagsbefehl suspendiert, und das habe er ihm so gelohnt. Ohne zu erröten, antwortete der Duc de Valence, daß der Papst schlecht unterrichtet sei, daß er jeden Konflikt seines Hofstaates mit der Justiz vermiede und daß er, um Se. Heiligkeit zufriedenzustellen, nicht unterlassen werde, aufs neue strenge Befehle zu erlassen.

„Basta", antwortete der Papst. „Laßt Euch das gesagt sein, und wenn in Eurem Palazzo Leute von schlechtem Wandel sich aufhalten, so entlaßt sie; andernfalls werde ich die Maßregeln, die zur Ruhe der Stadt nötig sind, ergreifen."

Damit verabschiedete er den Gesandten, der sich zwar beklagte, daß die falschen Nachrichten, die der Papst erhalten habe, seinem Rufe Abbruch täten, sich aber aus dessen Ermahnungen nichts machte, da er glaubte, Se. Heiligkeit wollte ihn damit von dem eigentlichen Gegenstand ihrer Uneinigkeit

abbringen. Als er bei einer zweiten Audienz sich wieder aufs Leugnen verlegte, ermahnte ihn der Papst wiederum und sagte: „Laßt Euch gesagt sein, daß wir diese Nachricht haben, daß in Eurem Palazzo Leute von schlechtem Wandel sich aufhalten.“ Damit beurlaubte er ihn und ließ den Gouverneur von Rom zu sich bescheiden und gab ihm einen ausführlichen Auftrag für den Tag, wo der Gesandte die nächste Audienz haben würde.

Als nun der Tag der Audienz herannahte und der Gesandte sich zum Papste begab, ward sein Palast umstellt und der Bargello rückte mit allen verfügbaren Sbirren an. Da er die Tore verschlossen fand, befahl er sie mit eisenbeschlagenen Keulen, die jene unter dem Wams versteckt getragen hatten, einzuschlagen. Nachdem dies in wenigen Minuten geschehen war, drang er in den Palast ein, ließ den Eingang besetzen und alle im Palaste befindlichen Personen verhaften. Mehrere Türen wurden erbrochen; schließlich gelangte er zu dem Zimmer, in dem sich der Schrank und die geheime Tür befanden. Die Sbirren eilten mit Karabinern bewaffnet durch den Garten, fanden eine Tür, die sie erbrachen, und in dem Zimmer, in das sie drangen, den Verbrecher schlafend. Sie zwangen ihn, sich anzukleiden, brachten ihn in den Hof, wo er, gebunden und in Ketten gelegt, auf ein Pferd gesetzt ward.

Gottes Gnade verhütete jeden Widerstand, so daß die in Bereitschaft gestellten Soldaten nicht einzugreifen brauchten und in ihre Quartiere zurückkehrten. Zwei Böllerschüsse verkündeten das Gelingen des Anschlages. Der Verbrecher ward unter den Fenstern des Papstes vorbeigeführt; Se. Heiligkeit, durch die Schüsse benachrichtigt, trat plötzlich ans Fenster und

lud den Gesandten ein, sich den Banditen anzusehen. Gleichzeitig ließ er ihn hart an und nannte ihn einen Lügner und schlechten Kavalier. Der Gesandte stand wie angewurzelt und wagte kein Wort zu erwidern. Worauf der Papst hinzufügte, er habe Rom binnen drei Stunden und den Kirchenstaat binnen sechs Stunden zu verlassen. Der Duc verließ den Papst in höchster Verlegenheit und kehrte in seinen Palast zurück, wo er die seinem Herrn widerfahrene Kränkung erblickte. Er verließ Rom und den Kirchenstaat, schickte aber einen Kurier an den König, der alsbald den Grafen von San Nicola nach Rom sandte und die folgenden Genugtuungen forderte:

1. Das Se. Heiligkeit das Vergangene vergäße und den Duc de Valence wieder in Gnaden annähme.

2. Daß die, welche sich an dem Palast seines Botschafters vergriffen hätten, die gebührende Strafe, nämlich Galgen, träfe.

3. Daß der Gouverneur von Rom einen Sühnebesuch in Paris machte usw.

Der Papst lehnte es schroff ab, einen so hochfahrenden und respektlosen Minister wie den Duc de Valence an seinem Hofe zu haben, und wollte auch von den anderen Punkten nichts wissen. Als der König sah, daß mit Güte nichts auszurichten war, ließ er 12000 Mann in Orbitello einrücken. Darauf wurden Minister, Granden, Kardinäle und Adel beim Papst vorstellig und baten ihn inständigst, sie von der Kriegsgeißel zu verschonen. Nun ging Se. Heiligkeit auf die Vorstellungen des Grafen San Nicola ein und erklärte sich bereit, dem Kardinal Francesco Barberini die Cancellerie wieder zu übertragen, wollte aber von der Begnadigung des Kardinals Antonio nichts hören.

Ein Kurier ward nach Frankreich entsandt, und der König gab die Antwort, daß er statt jeder weiteren Genugtuung sich zufriedengeben wollte, wenn die Kardinäle Barberini beide wieder in Amt und Würden eingesetzt würden. Dies geschah, und die beiden Kardinäle sowie der Präfekt von Rom eilten zu den Füßen des Papstes; auch ward Kardinal Antonio zum Beschützer des französischen Hofes ernannt.

13. Die Giftmischerin

Unter dem Pontifikat Alexanders VII. glücklichen Angedenkens, im Jahre nach der Pest, bemerkte man in Rom voller Entsetzen eine neue Art von Ansteckung; eine Reihe von Personen starb an einer unerklärlichen Krankheit, ohne Fieber, ohne Veränderung, ja, was am meisten Staunen hervorrief, mit den schönsten Gesichtsfarben. Man schloß daraus auf einen gewaltsamen Tod durch irgendein geheimes Mittel; weitere Indizien aber waren nicht zu erbringen. Der Papst schien sehr betrübt darüber und ratschlagte mehrfach mit dem Gouverneur von Rom, Monsignor Baranzone.

Dieser war ein Prälat von großer Verschlagenheit und List, und solange er seines Amtes waltete, entrannen wenige Mörder und Verbrecher den Händen der Justiz. Eines Tages fuhr er an der Kirche San Salvatore delle Capelle vorbei, wo die Leiche des kürzlich verstorbenen Gatten der schönen Cavamacchie aufgebahrt war. An der Tür begegnete ihm ein Hausprälat des Papstes, der ihn begrüßte und ihm erzählte, in der Kirche wäre ein Toter, der an der neuen Krankheit gestorben sei. Der Gouverneur ging hinein und beobachtete an dem Toten alle von den Ärzten beschriebenen Anzeichen. Sobald er heimgekehrt war, ließ er den Bargello rufen und trug ihm auf, das Haus der Cavamacchie durch Spione bewachen zu lassen und festzustellen, was darin ein und aus ging. Der Bargello erstattete bald Bericht, daß unter diesen Personen auch Girolama Spana aus Palermo, genannt die Wahr-

sagerin, war. Von dieser ging die Sage, daß sie Zauberei trieb und allerhand Kräuter sammelte. Sie war ein Jahr vor der Pest nach Rom gekommen und sollte im Bund mit dem Teufel stehen, mit dessen Hilfe sie die Zukunft prophezeite, verlorene Gegenstände wieder entdeckte und Personen von Stand allerlei geheime Dinge offenbarte, wodurch sie in den vornehmsten Häusern von Rom Eingang gefunden hatte. Ihr Geschäft blühte so, daß sie sich binnen kurzer Zeit ein Haus an der Lungara kaufte und sich Dienerschaft hielt.

Dem Gouverneur genügte dieses Verdachtsmoment nicht. Er beauftragte den Bargello, Namen, Alter und Wohnung der bereits verstorbenen Personen zu ermitteln. Dabei stellte sich heraus, daß dieses sämtlich verheiratete Männer waren, deren Frauen sich keines guten Rufs erfreuten und vergnügungssüchtig waren. Auch in diesen Häusern war Girolama Spana aus und ein gegangen. Jetzt war der Gouverneur seiner Sache sicher, und zu ihrer Feststellung nahm er seine Zuflucht zu einem höchst possierlichen Mittel. Er ließ die Frau des Bargello zu sich kommen und sagte ihr folgendes:

„Ihr werdet einen Palazzo im Rione dei Monti beziehen und ihn ohne meine Erlaubnis weder verlassen noch überhaupt mit irgendwem sprechen, außer mit meinen Boten. Sobald ich es befehle, werdet Ihr in einer Karosse mit Dienern ausfahren wie eine Prinzessin. In dieser Karosse, die ich Euch schicken werde, sollt Ihr zu Girolama Spana nach der Lungara fahren und Euch als Marchesa Romanini anmelden lassen, die mit ihr in eiliger Angelegenheit zu sprechen habe. Sobald Ihr vorgelassen seid, werdet Ihr sagen, Ihr seiet eine fremde Dame, die erst seit kurzem in Rom weilt, die ihrem Manne

entflohen ist und mit ihm in schwerem Streit liegt. Bei der eiligen Flucht habet Ihr einen sehr wertvollen Ring verloren, vielleicht auch zu Hause vergessen, und Ihr werdet ihre Wahrsagekunst in Anspruch nehmen, um zu erfahren, wo er ist. Ihr werdet ihr hundert Dukaten als Lohn versprechen und ihr als Angeld für ihre Bemühungen zwei Goldstücke geben. Dann werdet Ihr auf die dringendere Angelegenheit kommen, das heißt, Ihr werdet der Girolama mit geheuchelten Tränen all das Unrecht und die Mißhandlungen klagen, die Ihr von Eurem Gatten erduldet und derentwegen Ihr ihn verlassen habt. Ihr müßt versuchen, sie zu veranlassen, daß sie Euch ihre Hilfe zusagt, und wenn sie darauf eingeht, müßt Ihr Proben verlangen."

Die Bargella tat, wie ihr geheißen, und fuhr an dem bestimmten Tage, von vier Dienern begleitet, bei Girolama vor. Sie schickte einen Diener voraus, um sich anzumelden, und ward von Girolama mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. Auf ihre Bitte wegen des Ringes antwortete sie, daß sie ihr nicht so ohne weiteres sagen könne, wo er wäre; sie müßte darüber nachdenken, würde sie aber bestimmt zufrieden stellen. Dann knüpfte sie unveranlaßt an die Bemerkung von den angeblichen Mißhandlungen ihres Gatten an und fragte sie, ob sie denn zu ihm zurückkehren wolle. Hierauf hielt sich die Bargella ihr Taschentuch vor und sagte weinend, sie habe sich in ihrer Verzweiflung vorgenommen, ihren Peiniger ermorden zu lassen und wenn es ihr tausend Dukaten kostete. Darauf antwortete Girolama, sie habe schon Mittel und Wege, um sie zufrieden zu stellen. Bei diesen Worten fiel die Bargella ihr um den Hals und küßte sie glück-

strahlend. Dann fragte sie nach den Mitteln. Girolama erklärte sich genauer. Sie wollte ihr, wenn sie Verschwiegenheit gelobte, ein Wasser geben, das, je nachdem sie es wollte, in Tagen, Wochen, Monaten oder Jahren wirkte. Darauf antwortete die Bargella, daß sie dies schwerlich glauben könne, da sie dergleichen noch nie gehört habe. „Wenn dies Wasser eine solche Wirkung auf den menschlichen Körper hat," fuhr sie fort, „so muß es doch auch bei einem Tier anschlagen." — „Ganz gewiß", antwortete Girolama. Hierauf erklärte die Bargella, sie wolle die Probe in einem Zimmer ihres Palastes machen, und versprach ihr hundertfünfzig Golddukaten, auf die sie ihr ein Angeld von sechs Dukaten gab. Der Tag ward verabredet, worauf sie sich mit allerhand Komplimenten verabschiedete. Nach Hause zurückgekehrt, wechselte sie die Kleidung und ging zum Gouverneur, um ihm Bericht zu erstatten und das weitere zu verabreden.

Dieser ließ inzwischen die Häuser der Frauen, die ihre Männer mit demselben Gifte getötet hatten, von Spionen bewachen, damit sie während jener Probe von den Sbirren verhaftet werden konnten.

Diese fand an einem Sonntag statt. Am Sonnabend begaben sich Notare und Sbirren nach dem Palazzo der angeblichen Marchesa, um sich während der Probe hinter den Vorhängen des Zimmers, in dem sie stattfand, zu verstecken. Girolama erschien zur besagten Stunde mit ihrer Dienerin Graziosa Farina, die das Wasser mitbrachte. Das Experiment ward mit dem Hunde gemacht, und dieser starb ohne irgendwelche Schwellung oder Veränderung. Darauf verschwand die Bargella plötzlich, und Notare, Sbirren und

Zeugen traten hervor, um sofort ein Protokoll aufzunehmen und beide Frauen ins Gefängnis zu führen.

Inzwischen hatten die Sbirren noch drei andere Frauen eingebracht, denen noch mehrere andere Personen, alle wegen des Giftwassers, nachfolgten, sodaß die Gefängnisse ganz voll von ihnen waren. Girolama gestand sofort, da sie ja nichts leugnen konnte und sich eine unnütze Folter ersparen wollte. Sie bekannte, mit diesem Wasser zweiunddreißig Personen umgebracht zu haben, und das Gericht ließ sie neun Monate lang am Leben, um alle Mitschuldigen mit ihr zu konfrontieren und die von außerhalb kommenden abzuwarten. Inzwischen wurden die Schuldigen bei Trompetenschall auf Karren durch Rom gefahren und der Trompeter verkündete allem Volk ihr Verbrechen.

Als der Todestag herankam, wollte keine sich dem Schicksal beugen; alle machten mannigfache Einwände und wollten den Kerker um keinen Preis verlassen, wiewohl sie gebeichtet hatten und zum Tode vorbereitet waren. Als vollends der Henker ihnen den Strick um den Hals legen wollte, begannen sie allesamt zu rasen, blieben taub gegen die Ermahnungen der Confortatori und erfüllten die Straßen mit Geschrei und Wehklagen. Sie wurden auf dem Campo di Fiori an den Galgen geknüpft. Die eine stieß sich verzweifelt selbst von der Leiter ab, ehe der Henker ihr den Stoß gab, aber die anderen wehrten sich noch, als man ihnen Hände und Füße band. Am nämlichen Tage erschien ein Edikt, das ein Gegengift gegen die Acqua di Gran Tafania angab; trotzdem kamen noch manches Jahr hindurch ähnliche Fälle im Kirchenstaat vor, ohne daß man irgend etwas entdeckte.

14. Die Brüder Missori

Der Marchese del Monte, Minister der Königin Christine von Schweden, hatte zu Günstlingen die beiden Gebrüder Missori. Sie schalteten ungehindert in dem Stadtviertel, das die Königin in Rom bewohnte. Diese setzte blindes Vertrauen in sie und billigte alle ihre Handlungen um so nachsichtiger, als sie beabsichtigte, eine Freistätte aus diesem Viertel zu machen, das von der Porta di Santo Spirito bis zur Porta Settignana und von da zur Porta della Scala reichte. Auf diese Weise konnten die Gerichtsbeamten nicht in das Viertel dringen, und alle, die es versuchten, wurden getötet oder in den Tiber geworfen. Die Frauen, die ihre Männer verlassen hatten, sei es aus Laune oder aus anderen Gründen, fanden dort eine sichere Zufluchtsstätte.

Jahrelang hielt die hochmütige, gewalttätige und rachsüchtige Fürstin diese maßlosen Ansprüche aufrecht und zog sich allgemeine Verachtung zu, indem sie sich auf jene Mordgesellen stützte. Mehrere Kardinäle versuchten, ihr die Augen zu öffnen, und baten sie auf Veranlassung des Papstes inständigst, diese Verbrecher, die ihre eigenen Vertrauten waren, zu strafen. Sie bezeigte ihr Erstaunen und Bedauern; unglücklicherweise erfuhren ihre Ratgeber von diesem Schritt, der ihre Wut erweckte. Es gelang ihnen, ihr einzureden, daß die Kardinäle ihr den Verzicht auf ihre Herrschaft entreißen wollten, und so hintertrieben sie es, daß die Königin dem Papst seine Jurisdiktion wiedergab.

Innozenz selbst zauderte; er wollte nicht die nötigen Befehle zur Ergreifung der Missori geben und wiederholte ein über das andere Mal: „Der höchste Richter wird Abhilfe finden.“ Seine Schwäche begünstigte die Verwegenheit der beiden Brüder, und neue Schandtaten traten zu den ersten. Es zeigte sich, daß sie so weit gegangen waren, Kinder zu schänden. Das Gericht erhielt täglich neue Klagen; schließlich befahl der Papst dem Gouverneur, sich der Missori zu bemächtigen; aber diese Gefangennahme war ihm nicht erlaubt, da sie den Titel Schützen der Königin (Lanze spezzate) trugen. Man mußte sie also außerhalb des Bannkreises von Christines Macht ergreifen, um einen Aufstand ihrer Partei zu vermeiden, die sich außer dem Volke auch aus einer großen Anzahl von Edelleuten und Fürsten zusammensetzte.

Die Missori erfuhren davon und verließen das Viertel nicht mehr. Ein Spion, der an der Porta di Santo Spirito von den Bravi der Königin erkannt ward, wurde geprügelt und für tot liegen gelassen. Ein anderer an der Porta Farnese wurde durch einen Pistolenschuß verletzt; zwei Sbirren, die den Versuch machten, Nicolo zu verhaften, warf man in den Tiber. Der Marchese del Monte erhöhte die Wachmannschaft des Viertels um fünfundzwanzig Mann. So blieb der Palast ein Asyl für Menschen von schlechtem Wandel und viele neue Fälle gelangten zur Anzeige.

Ein Kardinal, ein Busenfreund des Gouverneurs und der Königin und einer von denen, die sich für ihren Verzicht auf die Jurisdiktion verwendet hatten, begab sich zu Ihrer Majestät mit dem Rat, ihre Günstlinge fortzuschicken, um Unruhen zu vermeiden, da sie stets bewaffnet durch Rom gingen, gefolgt

von Bravi, die gleich ihnen Waffen trugen. Er setzte hinzu, daß der Papst formelle Befehle erlassen hätte, und daß mehrere Häscher sich verkleidet hätten und ihnen nachstellten. Die Königin folgte diesem Rat, und die Missori verließen Rom, bis an die Grenzen des Kirchenstaates von einer zahlreichen Bedeckung eskortiert. Nicolo wollte die Straße nach Neapel einschlagen, aber Bernadino widersetzte sich dem mit dem Grunde, daß sie im Großherzogtum Toskana bessere Aufnahme finden würden. Der Großherzog sei eng befreundet mit der Königin; er würde ihnen seinen Schutz gewähren, sobald Ihre Majestät geruhte, seine Gunst für sie zu erbitten.

Der Papst erhielt sofort Kenntnis von der Abreise der Missori und dem Orte, wohin sie sich begaben; er sandte dem Großherzog einen Kurier, ohne einen Moment zu verlieren. Dieser erreichte Florenz sechs Tage bevor der Empfehlungsbrief der Königin eintraf. Der Papst bat den Fürsten, seinen Boten, die schon unterwegs seien, zwei junge Leute auszuliefern, die von Rom nach Toskana gereist wären. Er hätte gewichtige Gründe, sie in Händen zu haben, und er hoffte, der Großherzog würde ihm diesen Dienst nicht verweigern. Cosimo III. wußte nicht, daß diese jungen Leute die Günstlinge der Königin von Schweden waren. Er befahl, sie bei ihrer Ankunft in Livorno in Gewahrsam zu nehmen und sie den Vollziehern des Papstes auszuhändigen. So geschah es, und die beiden Brüder machten unter guter Bedeckung die Reise nach Rom prompt zurück; dort wurden sie in der Engelsburg eingekerkert. Die Briefe der Königin von Schweden trafen endlich ein. Der Großherzog antwortete ihr, daß es

ihm sehr leid täte, ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, und ließ sie die List des Papstes wissen.

Man gab Bernardino bis zur Fertigstellung seiner Zelle ein bequemes Zimmer; das eine der beiden Fenster ward vermauert, das andere mit Stangen vergittert. Nicolo ward im neuen Gefängnis untergebracht. So sahen sich die beiden Brüder, die sich zärtlich liebten, zwar leiblich, aber nicht geistig getrennt. Nach Verlauf einiger Tage erschienen sie vor dem Tribunal, um konfrontiert zu werden; sie wurden mit mehreren jungen Leuten von dem gleichen Alter und Aussehen konfrontiert. Sie warfen sich einander weinend in die Arme und bekundeten die zärtlichste Zuneigung.

Damit sie unter den anderen jungen Leuten nicht auffielen, hatte man ihnen den Bart scheren müssen, der seit ihrer Gefangenschaft mächtig gewachsen war. Der Ältere kannte diesen Brauch der Justiz, während dessen den Gefangenen Handschellen angelegt werden, und widersetzte sich ihm mit allen Kräften. Er zog es vor, eine Rasiersalbe anzuwenden. Der Jüngere hingegen erklärte, er sei ein guter Christ, wiewohl er gefangen sei, und wollte nicht wie ein Jude enthaart werden. Er ließ sich die Handschellen anlegen und unterzog sich allem, was man verlangte. Man hatte ihnen Fußeisen von 25 Pfund angelegt, dann wurden sie von einem Lastträger durch die Ausfalltreppe hinabgetragen.

Bei ihrem ersten Verhör hatten sie beständig geleugnet, Nicolo und Bernardino Missori zu heißen, noch überhaupt Brüder zu sein, doch wurden sie von zahlreichen Zeugen erkannt, unter anderen von einem jungen Manne, dessen Schwester sie geschändet hatten. Übrigens hatte ihr System keine

Aussicht auf Erfolg, aber sie hofften, daß Christine Mittel und Wege finden würde, sie zu befreien, indem sie durch Fürsprache der Kardinäle ihre Begnadigung erwirkte. Die Königin tat Schritte in diesem Sinne, erhielt aber einen abschlägigen Bescheid; der Kardinal Cebo war nicht glücklicher. Da begab sich Ihre Majestät selbsteigen nach dem Palaste von Montecavallo, aber sie ward nicht angenommen; sie wandte sich an den Staatssekretär, ohne mehr Erfolg zu haben. Der Papst wollte, daß die Missori stürben, sobald sie wiedererkannt waren, selbst ohne Geständnis aus ihrem Munde, und er setzte die Worte hinzu: Causis nobis notis (aus uns bekannten Gründen). Alle Hoffnung war also verloren. Innozenz XI. trieb den Gouverneur jedesmal an, wenn er in den Palast kam, und war erstaunt, daß es so vieler Zeit bedurfte, um Persönlichkeiten festzustellen, die in Rom geboren und erzogen waren.

Nach der Konfrontation in seine Zelle zurückgeführt, begann Bernardino, über die Ereignisse dieses Tages nachzudenken, und da er sich mit Ketten an den Füßen sah, glaubte er fest, daß sein Tod nahe wäre. Der unglückliche Jüngling konnte keine Ruhe finden; er ward von unerträglicher Angst erfüllt. Trotz seiner schweren Ketten schleppte er sich zur Tür, rief die Wache und sagte in außerordentlicher Erregung: „Um Gottes willen, tut mir die Liebe und holt den Kerkermeister! Ich muß ihn unbedingt sprechen.“ Die Kerkertür ward im Beisein des Leutnants Marzio und der Wachtsoldaten geöffnet, und Pietro, der Kerkermeister, trat ein. „Bruder,“ begann Bernardino sehr erregt, „bei Euerem Seelenheil, gebt mir Antwort! Warum hat man mir den Bart geschoren und Eisen

an die Füße gelegt? Wenn ich morgen sterben soll, so laßt es mich doch wenigstens aus Erbarmen wissen, damit ich mich auf den Tod vorbereiten kann! Laßt mich nicht so in Ungewißheit!" Pietro antwortete ihm, daß er nichts zu fürchten hätte; das alles seien Maßregeln, die die Justiz erheischte, und keine Vorbereitungen zur Hinrichtung. „Ich glaube," sagte Missori etwas beruhigt, „daß ich in den Händen der Justiz und nicht der Türken bin. Ich hoffe, daß meine Sache wohl geprüft und erwogen wird, ehe man eine Entscheidung trifft." Der Leutnant Marzio antwortete, daß man im gegenteiligen Falle ganz anders gehandelt haben würde. Der junge Mann gewann seine Ruhe ein wenig zurück; als aber die Herrichtung seiner Zelle beendet war, und er bei der Rückkehr in sie das eine Fenster vermauert sah, rief er seufzend aus: „O, warum habt ihr mir nicht ein wenig Luft gelassen! Doch Geduld! Alles Ding muß ein Ende haben."

Die beiden Brüder waren schon mehrfach wiedererkannt worden, als plötzlich ein Ritter von San Stefano, der sie gut zu kennen behauptete, erklärte, er könne sie unter den jungen Leuten, die ihm vorgeführt wurden, nicht erkennen. Sie schöpften daraus ein wenig Hoffnung, aber ihre Freude war kurz. Trotz der Fürsprache des heiligen Kollegiums und des Großherzogs von Toskana hatte der Papst ihren Tod beschlossen. Als auch die Bruderschaft des enthaupteten Sankt Johannes für sie um Gnade bat, unterzeichnete er, durch diese ewige Fürsprache gelangweilt, am 13. Januar 1685 das Urteil, demgemäß sie enthauptet werden sollten, was für ein Vorrecht galt.

Am Sonntag den 14. Januar 1685 begab sich der Marchese

Strozzi nach der Engelsburg, um sich mit dem Marchese Massimi, dem Kommandanten der Festung, über die Vorbereitungen zur Hinrichtung zu verständigen. Als man Nicolo sein Abendbrot brachte, drehte er sich nach den Soldaten um und sagte zu ihnen: „Bitte, sprecht mir von meinen Angelegenheiten und sagt mir: wer ist heute nach der Engelsburg gekommen?" Man erwiderte ihm, daß es nichts Neues gäbe, aber er fuhr seufzend fort: „O, lieber Gott! Ich kann nicht glauben, daß mein Herz mich täuscht; es hat mich noch nie betrogen, und doch weissagt es mir durch sein beständiges Pochen, ich weiß nicht welches Verhängnis. Gebe Gott, daß es heute lügt!" Die Nahrung wollte er nicht anrühren und blieb schwermütig und voller Bangigkeit.

Auch Bernardino fragte den Kerkermeister, indem er ihn fest ansah: „Sagt mir, ob die Folterinstrumente in der Engelsburg sind?" Der Leutnant Marzio antwortete ihm, daß er seit zwanzig Jahren auf der Festung sei, und daß er nie welche gesehen hätte. Die Folter würde stets im neuen Gefängnis angewandt. Da seufzte Bernardino tief und bat um ein wenig Tabak. Der Kerkermeister gab ihm, soviel er wollte, und man überließ ihn dem furchtbaren Kampf seiner Gedanken.

Die fünfte Nachtstunde hatte geschlagen, als die Sbirren ankamen, die die Verurteilten zur Richtstätte geleiten sollten. Um die zehnte Nachtstunde[12] erschienen der Fürst von Palestrina, der Duca Strozzi, der Marchese Flavi und der Signor de Rossi, die von der Misericordienbrüderschaft als Confortatori gesandt waren. Sie begaben sich alsbald zu Nicolo. Als dieser die Tür zu einer ungewöhnlichen Stunde gehen

hörte, erriet er den Grund. Er sprang unmittelbar von dem Bett empor, auf das er sich angekleidet und mit den Fesseln an den Füßen geworfen hatte, ergriff eine der Planken und hob sie mit unglaublicher Kraft hoch. In dem Augenblick, wo der Kerkermeister die Tür öffnete, ließ er die Planke auf ihn fallen und verletzte ihn leicht am Kopfe, obwohl dieser Mann sich schnell zu Boden geworfen hatte. Die Soldaten stürzten sich auf ihn und suchten seinen Widerstand im Keim zu ersticken. „Halt, Signor Nicolo! Wir sind nicht gekommen, Euch ein Leids zu tun, wir wollen Euch nach dem neuen Gefängnis überführen, weil Ihr hier zu schlecht untergebracht seid. Der Wagen wartet auf Euch." — „Ach," antwortete Missori kopfschüttelnd, „dieses Gefängnis ist mir nicht zur Last. Glaubt ihr, ich hätte heute nacht nicht das Klopfen auf der Engelsbrücke gehört? Glaubt Ihr, ich hätte alle die Vorbereitungen nicht gehört? Ich habe alles gehört, nur zu gut!" Dann seufzte er schmerzvoll und ließ sich seine Fesseln abnehmen und die Handschellen anlegen. Darauf sagte er: „Vorwärts also! Wir werden ja sehen, wohin ihr mich führt."

Er stieg die Ausfalltreppe hinab, und als er viele Soldaten mit Musketen erblickte, rief er ihnen zu: „Ihr Herren Soldaten. Ich dank' euch und bitt' euch um Vergebung. Betet zu Gott für mich!" Und indem er sie höflich grüßte, schritt er unerschrocken auf den Paradeplatz zu, wo eine große Anzahl von Zuschauern versammelt war. Er blickte um sich und sagte mit bitterem Lächeln: „Wo ist denn der Wagen? Ich sehe ihn nicht. Ich wußt' es ja," setzte er hinzu, „daß mein Herz mich nicht täuschen konnte." Als er unter den

Portikus trat, sah er die Confortatori, die ihn mit dem Kreuz erwarteten. „Ah, ah," rief er aus, „ist das der neue Kerker, den ihr mir bereitet habt?" Er drehte sich um und erblickte die Sbirren, die nähergekommen waren. „Weicht aus meinem Angesicht!" rief er wütend. „Und ihr Herren Confortatori, spart euch eure Mühe, denn es ist unmöglich, daß ich in Ergebung sterbe!" Als er sah, daß die Sbirren immer noch in seiner Nähe weilten, fuhr er fort: „Ich hab' euch schon einmal gesagt, ich will euch nicht sehen!" Dann rief er aus: „Ich muß also sterben! O Gott des Himmels, ich muß sterben!" Man sagte zu ihm: „Signor Nicolo, Ihr müßt sterben, so will es die Gerechtigkeit". Er antwortete: „Ich werde in Verdammnis sterben, ich kann nichts anderes erwarten, ich bin verdammt."

Da traten die Confortatori näher, und einer von ihnen sprach also zu ihm: „Signor Nicolo, was hör' ich da? Ein junger Mann Eures Standes, ein römischer Bürger, ein so kluger Mann weiß sich in solcher Lage nicht zu benehmen? Ach, schaut doch unseren Erlöser an! An ein Kreuz genagelt, öffnet er voller Güte seine Arme und erwartet Euch, um Euch zu umschlingen. Süße Umarmungen, holde Rufe: Was habt Ihr zu fürchten?" — „Ach, Signore," antwortete der Jüngling kopfschüttelnd, „Ihr wißt gut zu reden; auch ich wäre imstande, anderen Mut zuzusprechen, aber es ist mir unmöglich, mich selbst zu bestärken." Auf dem Wege zur Kapelle schüttelte er in einem fort das Haupt und blickte nach allen Seiten voller Unruhe und Bangigkeit; dann, als er die Sbirren immer noch in seiner Nähe sah, rief er wutschnaubend: „Ich geb' euch Fußtritte in den Bauch, Hundsfötte!

Ihr hört mich nicht, und ihr wollt mich um meine Geduld bringen, Briganten!" Die Confortatori winkten den Sbirren, sich fernzuhalten, um ihn nicht noch mehr zu reizen, aber aus der Entfernung auf ihn acht zu geben. Sie betraten die Kapelle, und Nicolo fragte, nach allen Seiten schauend: „Wo ist mein Bruder? Ich sehe ihn nicht. Signori, wo ist mein Bruder?" — „Er wird gleich kommen, beruhigt Euch." Aber als er ihn nicht kommen sah, begann er von neuem: „Signori, ich will meinen Bruder, laßt ihn zu mir kommen!" — „Ihr werdet ihn im Augenblick sehen!" — „Vielleicht ist er tot, da er nicht kommt?" — Man erklärte ihm, daß es länger dauerte, die Haupttreppe mit den Soldaten hinabzusteigen, und er beruhigte sich ein wenig.

Mittlerweile hatte man sich zu Bernardino begeben, um ihm seine Überführung in das neue Gefängnis anzukünden. Er glaubte dies um so fester, als er nicht wähnte, man könnte ihn ohne Beichte zum Tode führen. Er ließ sich also die Fesseln abnehmen und die Handschellen anlegen. Als sie jedoch hinabgestiegen waren, geriet er in Verwirrung. „Wo ist denn der Wagen?" rief er. „Ah, ihr habt mich betrogen!" Man gab ihm zur Antwort, daß er etwas weiter hielte, und er nahm seinen Weg vertrauensvoll wieder auf. Als er jedoch auf dem Paradeplatze die Misericordienbrüder erblickte, begann er laut zu schreien und wollte niemanden hören. „Ich soll also sterben!" rief er. „O Ungerechtigkeit des Himmels und der Erde! Hab' ich denn meine Mitbürger beraubt? Die Wanderer ermordet? Hab' ich die Sakramente verleugnet? Für was verdient' ich diesen Tod, diese Schande, diese Ungerechtigkeit? O meine armen Schwestern,

o meine teuren Brüder, wo seid ihr denn jetzt? Was seht ihr denn nicht dieses Unrecht?"

Und er begann zu lästern und auch zu weinen; er wiederholte immerfort, es sei eine Ungerechtigkeit, und als man ihm sagte, daß das, was der Papst befehle, gerecht sei, antwortete er kopfschüttelnd: „Der Papst ist der Herr, aber dies ist eine Ungerechtigkeit." Am Portikus angelangt, mußte er eine kleine Marmortreppe ersteigen. Er blieb stehen, wich drei oder vier Schritte zurück und ließ sich mit aller Gewalt nach rechts auf die Stufen fallen; aber statt sich die Schläfen zu zerschmettern, zerquetschte er sich nur schrecklich die Backe. Er wollte den Versuch wiederholen, aber die Sbirren und Soldaten verhinderten ihn prompt daran und führten ihn in die Kapelle, in der Nicolo sich schon befand. Als Bernardino ihn erblickte, rief er aus: „In welchem Zustand sehen wir uns wieder, Bruder! Ich will nicht, daß wir sterben!" „Doch," antwortete Nicolo, bereits in Gott gefaßt durch die Ermahnungen des Fürsten von Palestrina, Don Maffeo Barberino, seines Confortatore, „doch, Bruder, wir müssen sterben. Wir waren unzertrennlich im Leben, wir werden es auch im Tode sein." — „Wir müssen dieses Unrecht also erdulden?" entgegnete Bernardino. Und Nicolo antwortete: „Es ist nicht Unrecht, es ist die Gerechtigkeit des Himmels und der Erde, Gottes und der Menschen; es bleibt uns keine Hoffnung mehr." Und sich zu den Confortatori wendend, fragte er lächelnd: „Signori, bleibt uns keine Hoffnung mehr auf Leben?" Und alle antworteten wie mit einer Stimme, daß keine Hoffnung mehr für ihren Leib wäre, daß sie sterben müßten, aber daß man ihnen die Mittel verschaffen würde, ihre Seele zu retten.

„Komm, komm, Bernardino," sagte Nicolo, „fassen wir Mut! Gedenken wir daran, daß dies Leben nur ein Traum ist, und daß es kein völliges Glück gibt! Haben wir je einen Augenblick der Ruhe gehabt? Wie vieles Ungemach haben wir nicht ertragen, wie viele Gefahren nicht geteilt, wie viele Ängste nicht ausgestanden, um den Tod zu erwerben! Und wir sollten jetzt nicht geduldig den Tod erleiden, der sich uns bietet, um uns die ewige Seligkeit zu geben? O ja, mein teuerster Bruder, den ich mehr liebe als mich selbst, hinterlassen wir kein schlechtes Gedächtnis! Sühnen wir durch unseren guten Tod unser verworfenes Leben! Legen wir jetzt eine Generalbeichte unserer Sünden ab mit reinem und aufrichtigem Herzen, wie Leute, die zur Hinrichtung schreiten, ohne Gnade zu erwarten! Zeigen wir, daß eine unerschrockene und wahrhaft christliche Seele den Mut verleiht, selbst den Schrecken eines unwürdigen Todes zu trotzen!" Sie warfen sich einander in die Arme und umschlangen sich mit Inbrunst. Dann wandte sich Bernardino wieder zu den Confortatori und sprach: „Wenn unsere Gefühle sich ehedem gegen die Vernunft gesträubt haben, so wollen wir nun mit Gottes Hilfe, daß unsere Seele aus unserem unwürdigen Körper wieder aufersteht und in die himmlische Herrlichkeit eingeht. Meine Schuld war es, daß Nicolo dahin kam, wo er ist. Ich erkenne es, ich bekenne es und bereue es, es schmerzt mich; aber nun, da es keine Abhilfe mehr gibt, bleibt mir nichts mehr, als ihn demütig um Vergebung zu bitten. Es bleibt uns nichts mehr, als das Erbarmen Gottes anzurufen, den wir durch unsere schrecklichen Sünden am allermeisten gekränkt haben. Er wird es uns vielleicht anrechnen, daß wir in der

Blüte der Jahre sterben müssen. Wo ist der Beichtvater? Verlieren wir die kostbare Zeit nicht, und benutzen wir die wenigen Augenblicke, die uns zum Leben bleiben!"

Sie beichteten beide mit großer Frömmigkeit und zeigten sich, so hochfahrend sie bisher gewesen, als Muster von Ergebung und Reue. Sie baten kniend alle um Vergebung, hörten zwei Messen und empfingen weinend das Abendmahl. Sie ließen den Gouverneur bitten, die satirischen oder obszönen, wenn auch sehr geistreichen Inschriften austilgen zu lassen, die sie mit Kohle an die Wände ihres Kerkers gemalt hatten; dann harrten sie geduldig der Stunde des Hochgerichts, indem sie Gebete, geistliche Lieder und andere fromme Übungen hersagten.

Endlich kam der schicksalvolle Augenblick. Es war am 15. Januar 1685. Die Misericordienbrüderschaft betrat die Engelsburg und machte am Casone dei Canoni Halt; dort erwartete sie mit dem heiligen Kruzifix die Verurteilten, die langsamen Schrittes daherkamen, umgeben von ihren Confortatori. Die beiden Brüder küßten die heiligen Wunden Christi, und Nicolo sprach: „Mein geliebter Erlöser! Sieh, ich bin bereit, den Tod zu erleiden, ich würde tausend Leben hingeben, wenn ich sie hätte, um meine Sünden zu büßen. O mein Schöpfer, ich sehe deinen Leib ans Kreuz genagelt, aber ich hoffe zu deiner Güte und deinem Erbarmen, daß ich dich bald erschauen und der himmlischen Glorie teilhaftig werde." Dann stand er auf und folgte Bernardino, der festen Schrittes zum Tode ging.

Auf beiden Seiten standen Soldatenabteilungen. Der Platz vor der Engelsbrücke war besetzt mit einer großen Zahl

von Sbirren aus Stadt und Land, da man befürchtete, die Königin würde versuchen, ihre Günstlinge zu retten. Die Kanonen waren nach dem Platz gekehrt und mit Kartätschen geladen; auch war befohlen worden, bei dem geringsten Rufe, bei der kleinsten Bewegung zu feuern.

Die Missori kamen herbei und sprachen: „Ihr Herren Soldaten! Ein Paternoster und ein Ave um Gottes Willen!" Bernardino, der Ältere, ging voran, umgeben von seinen Confortatori. Unter dem Fenster der Marchesa Massimi sagte er: „Herrin, ein Ave für meine arme Seele; habt Erbarmen mit ihr." Seine sanfte Stimme rührte ihr Herz; sie weinte und trocknete sich die Augen. Der junge Mann zählte sechsundzwanzig Jahre, er war von hohem Wuchse und schönem Äußeren. Seine Haare und Augen waren schwarz, die Haut olivenfarbig. Sein Bruder folgte ihm festen Schrittes und mit ruhiger Miene. Er war drei Jahre jünger, hatte kastanienbraune Haare und einen ins Rote spielenden Bart, weiße Haut und lebhafte Augen. Beide trugen ein gemsfarbenes Wams, hellseidene Strumpfhosen und weiße Schuhe; ein grauer Mantel mit pfauenfarbenem Futter reichte ihnen vom Hals bis auf die Füße. Unter den Zuschauern erblickte Bernardino einen seiner Freunde und sprach zu ihm: „Mein lieber Freund! In welcher Lage siehst du mich wieder! Ich empfehle dir meine Seele, die bald ihren Körper verlassen wird." Bei diesen Worten fiel der Jüngling in Ohnmacht und kam erst, als sie beide schon tot waren, wieder zu sich.

Sie kamen schließlich zur Kapelle an der Engelsbrücke, wo sie ihre Herzen nochmals Gott weihten. Seit dem Morgen des vorigen Tages hatten sie keine Nahrung zu sich genommen;

man versuchte, ihnen Essen beizubringen. Bernardino wies es ab, aber Nicolo nahm aus Gehorsam einen in Wein getauchten Zwieback. Der erste, der in den Tod ging, war Nicolo. Als Bernardino seinen geliebten Bruder scheiden sah, fiel er in Ohnmacht; man brachte ihn schleunigst wieder zu sich. Mittlerweile ward Nicolo hingerichtet. Ein Kanonenschuß begleitete den Fall des Fallbeiles, der die Zuschauer erstarren machte. Dann sah man Bernardino erscheinen, der das Volk noch bat, für ihn zu beten. Die Abnahme der Handschellen währte lange; bei seinem Sturz auf der Treppe hatte das Schloß sich verbogen, und um ihm die Hände auf den Rücken zu tun, mußte man einen Schlosser rufen.

Bernardino legte mit äußerster Ruhe sein Haupt selbst auf den Block. In dem Augenblick, wo sein Kopf fiel, ertönte ein neuer Kanonenschuß. Diese Schüsse wurden aus besonderer Gnade des Papstes abgefeuert, der während der Hinrichtung im Palast von Montecavallo in seinem Schlafgemach auf den Knien lag und tränenden Auges zu Gott für das Seelenheil der Verurteilten betete. Bei jedem Kanonenschuß sandte er ihnen seinen großen päpstlichen Segen in articulo mortis[13].

15. Die Tochter Gustav Adolfs

Nach jahrelangem Aufenthalt in Rom entschloß sich die Königin von Schweden[14], der Einladung des Königs Ludwigs XIV. entsprechend, nach Frankreich zu reisen. Sie verließ Rom mit einer großen Suite von Kavalieren, Pagen und großem Hofstaat. Der allerchristlichste König hatte für seinen erlauchten Gast einen königlichen Palast mit allem erdenklichen Prunk ausschmücken lassen und ihrem Hofstaat ein Kavalierhaus angewiesen.

In ihrem Gefolge befanden sich zwei Kavaliere, die sich beide gleichermaßen ihrer höchsten Gunst erfreuten: der Marchese Monaldeschi und der Marchese Santinelli, die Tag und Nacht um sie waren. Ersterer war ein witziger Modepoet im Stil des Marini und überschüttete den ganzen Hof zum höchsten Ergötzen der Königin mit seinen Satiren. Sie gewann ihn so lieb, daß sie ihn schließlich zum Vertrauten der geheimsten Dinge machte. Dadurch fühlte Santinelli sich zurückgesetzt und begann seinen Rivalen zu beneiden, wiewohl die Königin sich alle Mühe gab, beide gleich huldvoll zu behandeln. Monaldeschi, der von der Eifersucht seines Nebenbuhlers erfuhr, wollte sich allein die Gunst seiner Herrin erhalten und ließ am Hofe Briefe mit verstellter Handschrift erscheinen, in denen vertraute Mitteilungen der Königin an Santinelli und ihre Handlungen auf das respektloseste ausgeplaudert und bloßgestellt wurden. Sie fielen auch Santinelli in die Hände, der die verstellte Handschrift erkannte, denn er besaß noch mehrere Briefe von derselben Hand. Er beschloß, seinen Gegner zu

vernichten, und brachte die Königin eines Tages, als er mit ihr im Garten lustwandelte, auf jene Briefe, die am Hofe allgemeines Ärgernis erregten. Die Königin wollte sie sehen und lesen, unterdrückte aber ihren Groll und bat Santinelli freundlich, er möge nicht darüber reden. Monaldeschi setzte den gewohnten Verkehr mit der Königin fort. Bald traf wieder ein Schmähbrief am Hofe ein, zwar nicht in derselben Handschrift, aber im gleichen Stil, der die Beziehungen der Königin zu Santinelli herabzog. Nun beschloß die Königin, ihm die verdiente Strafe zu geben, aber sie befand sich in Frankreich, wo strenge Gesetze jede Gewalttat verboten.

Diese Gesetze waren erst kürzlich vom Kardinal Richelieu erlassen worden, um den zahlreichen Bluttaten Einhalt zu tun. Der König wünschte, daß sie nicht allein von Edelleuten, einheimischen wie fremden, sondern auch von Mitgliedern des Königshauses geachtet würden, und hatte, um seine Untertanen abzuschrecken, die geringsten Verstöße dagegen mit dem Tode bestraft. Die Königin mußte also befürchten, durch Ermordung Monaldeschis den König sehr zu verletzen; andererseits stand ihre Ehre auf dem Spiel, da die besagten Briefe überall bekannt geworden waren und allgemeines Ärgernis erregten. Sie entschloß sich, ihren Verleumder zu strafen.

Eines Tages also, als Monaldeschi wieder zu ihr kam, fragte sie ihn nach Neuigkeiten vom Hofe; dann legte sie einen der mit verstellter Hand geschriebenen Briefe vor und ließ ihn denselben lesen.

„Wessen Hand mag das sein?“ fragte sie. „Ich kenne sie nicht.“

Und als Monaldeschi ihr keinen Bescheid gab: „Welche Strafe verdient der Schreiber dieser bissigen Satire?"

„Ohne Zweifel den Tod," antwortete Monaldeschi, „und zwar den, welchen Eure Majestät auswählen wird."

„Den Tod", wiederholte die Königin. „Wohlan, ich werde mich Eures Urteils erinnern; gedenkt daran."

Nach dieser Unterredung geriet der Marchese Monaldeschi in große Furcht, er möchte entdeckt oder von seinem Gegner angeschuldigt sein; auch entsann er sich, daß dieser einige seiner Satiren in seiner Handschrift besaß. In seiner Angst wandte er sich an seinen Gegner Santinelli, um zu erfahren, ob die Königin irgendwelchen Verdacht gegen ihn hätte. Aber dieser beruhigte ihn, und so ging er blind in seinen Tod.

Die Königin ging eines Tages zu ungewohnter Stunde in den Garten hinab und ließ einen Edelmann ihrer Leibwache rufen. Diesen beauftragte sie, am nächsten Morgen in einem abgelegenen Gartenzimmer den Marchese Monaldeschi heimlich und ohne jeden Lärm mit einem Degenstich ins Herz zu töten. Auch ließ sie einen Mönch holen, der den Marchese auf ein christliches Ende vorbereiten sollte. Der Mönch empfand die ganze Schwere dieses Auftrages und flehte die Königin an, ihm denselben zu erlassen, da er sonst in Ungnade beim König fiele. Die Königin gab ihm ihr königliches Wort, daß dies nicht der Fall sein würde, und versprach ihm eine Belohnung.

Am nächsten Tage, als der Beichtiger schon gekommen war, ließ sie Monaldeschi in den Garten rufen und zeigte ihm im Spazierengehen einen anderen Brief; dann hielt sie seine Handschrift dagegen, so daß er seine Tat nicht leugnen konnte.

Monaldeschi stand wie vom Donner gerührt; er fiel der Königin zu Füßen und flehte sie um Gnade an. Darauf antwortete die Königin: „Was Euer Seelenheil betrifft, so habe ich Euch Gottes Huld empfohlen; was mich betrifft, so verzeihe ich Euch. Eure Sache habt Ihr selbst gerichtet, und Euer Urteil soll vollstreckt werden.“ Damit drehte sie ihm den Rücken und kehrte in ihre Gemächer zurück. Monaldeschi wollte ihr nachstürzen, da ward er von zwei Schergen festgenommen, die ihn in ein Zimmer führten, angeblich, um ihn dort gefangen zu halten; aber dort fand er den Mönch, der ihn zum Tode vorbereiten sollte und der ihm auf Befehl der Königin den Urteilsspruch verkündete.

Monaldeschi drang in den Mönch, er möge die Königin bitten, ihm das Leben zu schenken; aber die rachsüchtige Frau blieb stumm gegen alle Bitten des Mönches und beharrte auf seinem sofortigen Tod. So blieb dem Mönch nichts, als ihn mit aller Güte zu ermahnen, er möge sich zum Tode vorbereiten und seine Sünden beichten, zumal die Schergen schon ungeduldig wurden und drohten, ihn ohne Beichte niederzumachen. Aber der Unglückliche weigerte sich zu beichten und lief erregt und mit den Füßen stampfend auf und ab — als die beiden Schergen über ihn herfielen und der eine mit dem Degen nach ihm stach; aber die Degenspitze glitt an seinem Wams ab. Ein zweiter Stich, den er mit der Hand abwehren wollte, durchbohrte diese und verletzte ihn am Kopfe. Jetzt erst, wo er aus zwei Wunden blutete, verlangte der Unglückliche zu beichten, und dies ließen die beiden Mordgesellen nur mit knapper Not zu, durch die Bitten und Tränen des Mönches bewogen, der, von diesem Anblick entsetzt, nicht wußte,

in welcher Welt er sich befand. Nachdem er die Absolution empfangen hatte, wollte er sein Wams ablegen, um einen Stoß ins Herz zu bekommen, aber während er es auszog, erhielt er schon zwei Degenstiche durch den Hals und verschied mit etlichen Seufzern. Sein letztes Wort war „Jesus". Sein Leichnam ward in eine Decke eingewickelt und verschnürt und in einer nahen Kirche kläglich begraben, damit sein Tod nicht ruchbar wurde. Aber die häufigen Reden darüber im Palaste der Königin kamen schließlich doch zu Ohren des Königs von Frankreich, der genaue Aufklärung wünschte. Nachdem er die Wahrheit erfahren hatte, ergrimmte er so gegen die Königin, daß er nahe daran war, ihr den Laufpaß zu geben.

Sie sollte es bald merken, als der erste Staatsminister eines Tages unverblümt mit ihr sprach und unter Hintansetzung alles Respektes sie von seiten des Königs bedrohte. Dieser ordnete an, daß der Leichnam des Ermordeten wieder ausgegraben und mit allem Trauerpomp beigesetzt würde, damit jedermann die Grausamkeit dieses hochfahrenden und blutdürstigen Weibes erführe. Bisher hatte der König sie oft mit Besuchen beehrt, aber seit jener Bluttat brach er jeden Verkehr ab, und die Königin, die hierin eine Beleidigung sah, rüstete sich zur Abreise, doch ohne die gebührenden Förmlichkeiten, in der Meinung, ihre Mißachtung gegen Frankreich dadurch auszudrücken. Aber der König hatte den Tag ihrer Abreise erfahren und stattete ihr an diesem nämlichen Tage einen Besuch ab; dann verabschiedete er sich kurz von ihr und befahl den Soldaten, sie einige Meilen bis hinter Paris zu eskortieren. Dies sah wie eine überflüssige Ehre aus, in Wahrheit aber geschah es, um sie zu strafen, denn sie ward begleitet wie eine Gefangene ...

So verließ die Königin Frankreich nicht sehr zu ihrer Freude. Als sie nach Rom zurückkehrte, ließ man eine Menge Spottgedichte gegen sie los; auch verlor sie fast jeden Verkehr mit den römischen Adligen, die sich fürchteten, einer so hochfahrenden und jähzornigen Dame fürderhin zu dienen. Vor allem aber übten die Federn unermüdliche Rache an dieser grausamen und barbarischen Hinschlachtung.

16. Pompilia Comparini

Der Abbate Paolo Franceschini, aus Arezzo in Toskana gebürtig, war von edler Abkunft, aber arm an väterlicher Habe. Da er Geist genug besaß, um sein Glück zu versuchen, begab er sich nach der Hauptstadt der Christenheit und ward vom Kardinal Lauria in seinem Hofstaat als Sekretär angestellt. Die angeborene Gewecktheit seines Geistes erwarb ihm die Gunst des Kardinals, der wegen seiner Gelehrsamkeit im heiligen Kollegium hohes Ansehen genoß. Diese schöne Gelegenheit, sein Glück zu machen, wollte Paolo nicht verfehlen; er gedachte seinem Bruder eine Frau zu suchen und durch eine reiche Heirat den Glanz seines Hause zu erhöhen.

Dieser Bruder, Giulio Franceschini, stand schon in reiferen Jahren und war von unansehnlichem Äußern und geringerer Begabung. Er hatte die gleiche Stellung wie sein Bruder beim Kardinal Nerli bekleidet; aber sei es, daß er weniger Glück hatte oder daß er weniger Geschick besaß als dieser, er hatte sie verloren, was für die Heiratspläne des Abbate sehr nachteilig war. Indes schmeichelte der sich, die Mängel seines Bruders durch die Vorzüge der eigenen Persönlichkeit wieder wett machen zu können. Nachdem er sich nach zahlreichen Standesheiraten umgetan hatte, richtete er sein Augenmerk schließlich auf Francesca Pompilia, die einzige Tochter Pietro Comparinis und seiner Gattin Violante, die ein Fideikommiß von zwölftausend Scudi zu erwarten hatte[15]. Diese Heirat schien ihm um so leichter zu bewerkstelligen, als die Familie der seinen kaum ebenbürtig war.

Als Mittelsperson diente ihm eine Friseurin, die im Hause der Comparini arbeitete und sich dort mit der diesen Weibsleuten eigenen Vertraulichkeit aufführte. Nachdem er ihr mehrere Arbeiten aufgetragen hatte und ihr von seinen Heiratsplänen erzählt hatte, vertraute er ihr schließlich an, daß die einzige Tochter der Comparinis wegen ihrer standesgemäßen Mitgift das wäre, was er suchte, und daß er ihr für die Vermittlung dieser Ehe eine Belohnung von 50 Goldgulden geben würde. Die Friseurin verlor keine Zeit; sie sprach mit Violante, und diese versprach, im Interesse ihrer Tochter wie im eigenen mit ihrem Gatten zu reden. Denn der Nießbrauch blieb der Familie nur, wenn direkte Nachkommen vorhanden waren. Der alte Comparini erklärte sich der Partie nicht abgeneigt, wenn die Angaben über ihren Besitzzustand zuträfen, welche die Franceschinis unter Nennung von ihm bekannten Gewährsmännern machten.

Da der Abbate Paolo fürchtete, der Fang möchte ihm entgehen, so drang er auf Eile; ja er ließ den Ehekontrakt von seinem Herrn, dem Kardinal Lauria, aufsetzen, wozu dieser sich aus Gefälligkeit gegen einen Mann hergab, den er seines Geistes wegen schätzte. Inzwischen hatte sich Comparini über den Adel und Besitz der Franceschinis anderweitig erkundigt, aber die Auskünfte über beides lauteten recht anders als die der Gewährsmänner des Abbate. Es kam hierüber zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Frau, die durchaus auf der Heirat bestand. Sie sagte, daß Neider das Glück beider Familien stören wollten, indem sie behaupteten, daß der Adel der Franceschinis nicht so weit her sei und daß ihr Besitz nicht richtig angegeben wäre, und er möchte deshalb

auf seinem ersten Entschluß beharren. Aber je mehr Violante sich erhitzte, um so kühler ward ihr Gatte, denn er sagte sich mit Recht, daß er bei dieser Verheiratung, wenn auch nichts gewinnen, so doch wenigstens nichts verlieren wollte.

Aber wie schlecht fährt doch jeder Mann, der sich von seinem Weibe beherrschen läßt! Pietro liebte seine Frau so zärtlich, daß er ihr vom ersten Tage an alles zu Willen tat. Trotzdem fürchtete Violante, er möchte in einem so wichtigen Schritt mehr auf die guten Ratschläge der Freunde als auf ihre Schmeicheleien hören, und so entschloß sie sich, diese Heirat ohne Vorwissen ihres Mannes durchzusetzen. Die Tochter, die ihren Geboten stets höchst folgsam war, erklärte sich einverstanden. So verabredete sie sich mit Guido, ging frühmorgens in die Kirche San Lorenzo in Lucina, zu deren Parochie sie gehörte, und ließ ihre Tochter trauen.

Als Pietro dies erfuhr, war er höchst ungehalten darüber. Aber die Sache war nicht mehr gut zu machen; deshalb unterdrückte er seinen Ärger, und um diesen zu verschmerzen, veranstaltete er die Hochzeit in seinem Hause. Er setzte seiner Tochter eine Mitgift von fünfundzwanzig Luoghi di Monte[16] aus und machte sie zur nachmaligen Erbin. Schon am Tage der Hochzeit kam es zwischen ihm und den Brüdern zum Streit über die Vorteile, die beiden Häusern aus dieser Vereinigung erwuchsen, und es wurde verabredet, daß die Comparinis nach Arezzo übersiedeln und mit ihrer Tochter im Hause der Franceschinis den Rest ihrer Tage verleben sollten. Auch überließ Comparini seinem Schwiegersohn die Verwaltung seines ganzen Besitztums.

Bei seiner Ankunft in Arezzo wurde er und seine Frau

von den alten Franceschinis und der ganzen Sippe mit aller Liebenswürdigkeit aufgenommen, wie dies in solchen Fällen der Brauch ist. Aber es dauerte nicht lange, so kam es zu Zerwürfnissen und schließlich zu offener Feindschaft. Guidos Mutter war eine hochmütige und geizige Frau, die despotisch im Hause schaltete und die Hausgenossen sehr kurz hielt. Auf Comparinis Vorstellungen antwortete Guido zuerst mit abschätzigen Worten und schließlich mit Drohungen, und das empörte Violante, die ein gutes Teil der den Weibern angeborenen Anmaßung besaß. Sie begann Pietro zu quälen und verfluchte den Tag, wo sie nach Arezzo gezogen waren, ja sie lud auf ihn alle Schuld, die sie selber hatte. Pietro gehörte zu den Männern, die zwei Weibertränen betören; anstatt seiner Frau vorzuhalten, daß sie die Ehe gegen sein Wissen und Wollen geschlossen hätte, bat er sie zärtlich, diese Unannehmlichkeiten hinzunehmen; vielleicht würden die Franceschinis sich durch Zureden begütigen lassen.

Inzwischen verstarb in Rom der Kardinal Lauria, und Paolo ward vom Maltheserorden zum Sekretär in Rom ernannt, wodurch der Hochmut der Franceschinis ins Ungemessene stieg. Violante war selbst zu sehr gewohnt zu herrschen, als daß sie diese Überhebung länger ertragen hätte. Sie quälte ihren Mann, nach Rom zurückzukehren, und die Franceschinis gaben ihnen zu diesem Zweck eine hinreichende Summe Geldes, um die Reisekosten und die Anschaffung des notwendigsten Mobiliars zu bestreiten.

Kaum waren die Comparinis in Rom angelangt, so setzte Pietro zum allgemeinen Erstaunen eine gerichtliche Denkschrift auf, worin er nachwies, daß Francesca Pompilia gar nicht

seine leibliche Tochter war, und daß er folglich nicht verpflichtet war, die Mitgift herauszugeben. Violante, so führte er aus, habe sich schwanger gestellt und ein Kind, das die Hebamme für 150 Scudi gekauft hätte, untergeschoben, um ihrer Familie den Nießbrauch der fünfundzwanzig Luoghi di Monte zu erhalten. Sie hätte ihren Gatten geschickt zu hintergehen gewußt, ihn und den Diener am Tage der angeblichen Entbindung aus dem Hause geschickt und schließlich bei seiner Rückkehr einen Schwächeanfall simuliert, so daß er sich hätte täuschen lassen.

Diese tückische Handlung Pietros ward in kürzester Zeit stadtbekannt und erregte mehr Tadel als Verwunderung, weil man voraussah, daß die Franceschinis durch diese Denkschrift sich aufs tiefste verletzt fühlen würden. Doch hielten diese ihre Rache hintenan, in der Hoffnung, daß, wenn Pompilia kein leibliches Kind war, man die Ehe annullieren und damit den verletzten Ruf wiederherstellen könnte. Sie holten hierüber den Rat verschiedener Rechtsgelehrter ein; da aber deren Meinungen auseinandergingen, so getrauten sie sich nicht, einen so zweifelhaften Prozeß auszufechten, zumal sie dann ja die Unterschiebung Pompilias voraussetzen mußten und somit der Mitgift verlustig gingen. Sie setzten daher für Pompilia die Anerkennung ihrer ehelichen Geburt und die Übertragung der ihr geschenkten Luoghi durch. Dagegen appellierte Pietro beim päpstlichen Gerichtshof und wußte es so zu wenden, daß die Franceschinis nur die Ausgaben für die Übertragung, nicht aber die Nutznießung des Fideikommisses hatten.

Der Groll über diesen ganzen Handel entlud sich auf die

unglückliche Pompilia, die allein in Arezzo zurückgeblieben war und dort den Haß des Gatten, der Schwiegereltern und der ganzen Sippe ertragen mußte. Von den eigenen Eltern tödlich gekränkt, ward sie von ihrem Gatten täglich und stündlich mit dem Tode bedroht, ein Zustand, der die Widerstandskraft einer Frau gebrochen hätte, geschweige denn die eines sechzehnjährigen Mädchens, das in seiner Unschuld von den Betrügereien der Mutter und den Kniffen des Vaters nichts wußte und wegen seiner guten Eigenschaften Zärtlichkeit, aber nicht Härte verdiente.

Pompilia ertrug diese Tyrannei so gut sie konnte. Als ihre Bedrängnis aber immer ärger ward und sie keinen Ausweg sah, rief sie mehrmals die Vermittlung des Gouverneurs von Arezzo an, doch ohne Erfolg. Schließlich warf sie sich dem Bischof zu Füßen. Dieser ließ Guido zu sich kommen und ermahnte ihn zur Versöhnlichkeit; aber die öffentliche Beschwerde erboste ihn vollends, und er bedrohte sein Weib mit dem Tode, falls sie es wagte, sich nochmals zu beklagen. So sah die unglückliche junge Frau nirgends mehr eine Aussicht auf Ruhe und Frieden. In ihrer Verzweiflung wandte sie sich an den Kanonikus Conti, einen Schwager ihres Mannes, der ihr Elend aus eigener Anschauung nur zu gut kannte, und bat ihn, ihr das Leben zu retten, da es fortwährend bedroht sei. Der Kanonikus erbarmte sich ihrer, aber da er ihr einziges Heil in der Flucht sah und zu dieser nicht persönlich behilflich sein wollte, um sich nicht die Feindschaft der ganzen Sippe auf den Hals zu laden, empfahl er ihr, sich an den Kanonikus Caponzacchi zu wenden, einen Busenfreund und entfernten Blutsverwandten der Franceschinis, der wegen

seiner Klugheit im Übernehmen schwieriger Verpflichtungen erprobt war. Pompilia folgte unverzüglich dem Rat des Kanonikus Conti und vertraute sich Caponzacchi an. Dieser machte zunächst Einwendungen; handelte es sich doch um nichts Geringeres, als eine Frau ihrem Manne zu entführen, wenn auch mit dem alleinigen Zweck, sie zu ihren Eltern zurückzubringen. Als er jedoch über die Unbill, die sie von Guido und den Seinen zu erdulden hatte, Näheres erfuhr, siegte das Mitleid über alle anderen Rücksichten, und er nahm die Verpflichtung schließlich auf sich. Pompilia, die das Ende ihrer Qual herbeisehnte, bestürmte ihn mit Briefen und Schmeichelworten, ohne sich jedoch ihrer ehelichen Pflicht zu begeben, wie es ihre Briefe später dargetan haben. In einem derselben lobte sie die Bescheidenheit Caponzacchis, und in einem anderen tadelte sie ihn, daß er ihr gewisse, wenig ehrbare Gedichte gesandt habe, und ermahnte ihn, seinen lobenswerten Edelmut lauter und rein zu erhalten.

Der Tag zur Flucht ward verabredet; sie bestiegen beide unter Beihilfe des Kanonikus Conti den Reisewagen und fuhren so schnell wie möglich von dannen, nur so lange rastend, als die Pferde zum Ausruhen bedurften. So erreichten sie am nächsten Tage bei Morgengrauen Castel Nuovo, und da der Wirt ihnen nur ein Bett zu bieten vermochte, so setzte sich Pompilia in einen Ruhesessel, während der Kanonikus in den Stall hinabging, um den Kutscher anzutreiben.

Kurz nachdem die Flucht erfolgt war, erwachte Guido und sah das Lager seiner Gattin leer. Er sprang wütend auf und entdeckte, daß der Juwelenschrank offen stand und eine Geldsumme, die er darin aufbewahrte, fehlte. Er ahnte sofort den

Zusammenhang, warf sich auf ein gutes Pferd und eilte den Flüchtlingen auf der Straße nach Rom nach. Eine Stunde nach ihrer Ankunft in der erwähnten Herberge holte er sie ein. Als Caponzacchi Guidos Ankunft merkte, trat er ihm entgegen und schalt ihn einen Tyrannen und Verräter. Guido war auf alles andere vorbereitet als darauf, Caponzacchi mit seiner Frau zu finden. Bei dessen Ansehen und seiner Entschlossenheit entfiel ihm aber der Mut; er drehte um und ritt heim, wandte sich jedoch ans Gericht und ließ jenen einkerkern, worauf er ihn wegen Flucht und Ehebruch mit seiner Ehefrau verklagte. Auf diese Weise glaubte er seine Pflicht getan und die Mitgift gewonnen zu haben!

Der Abbate Paolo, Guidos Bruder, erhob laute Beschwerden beim Papst Innozenz XII. (Pignatelli)[17] und überreichte dem Gouverneur von Rom, Monsignor Pallavicini, Bittschriften, er möge den Kanonikus Caponzacchi als Entführer seiner Schwägerin und Ehebrecher erklären und seinem Bruder die gesamte Mitgift zusprechen.

Der Prozeß ward mit aller Strenge geführt, ergab aber nichts Belastendes für das entflohene Paar, außer dem Briefwechsel zwischen beiden, der nahe Beziehungen zur Zeit der Flucht offenbarte, ferner der Flucht selbst und der Aussage des Kutschers, der sie mehrfach, wenn er sich umdrehte, Wange an Wange gelehnt gesehen hatte. Indes mochte der klägliche Zustand der Straße und die rasche Fahrt der Grund hiervon sein. Trotzdem wurden umfangreiche Akten in criminalibus geschrieben, die zusammen vier dicke Folianten bildeten, und nach zahlreichen Verhören und Sitzungen verfügte das Gericht, daß der Kanonikus Caponzacchi auf drei Jahre nach

Civitavecchia verbannt würde, weil er, wenn auch in guter Absicht, einer Frau zur Flucht von ihrem Manne verholfen hatte. Pompilia wurde mit Zustimmung der Franceschinis in loco carceris nach dem Kloster delle Scalette an der Lungara gebracht, wo Guido ihren Unterhalt zu bestreiten hatte. Indessen konnte sie ihrer bald offenkundigen Schwangerschaft wegen nicht lange an diesem heiligen Orte bleiben, und der Gouverneur von Rom verfügte, daß sie gegen Hinterlegung von 500 Scudi ins Elternhaus übersiedeln sollte, mit welchem Tage auch die Alimentierung durch den Gatten ein Ende nahm.

Über alles dies ward in der Stadt so viel geredet, daß der Maltheserorden sich genötigt sah, den Abbate Paolo seines Amtes zu entheben. Dieser Verlust einer so angesehenen Stellung gab den bösen Zungen reichen Stoff zu übler Nachrede, und Paolo schämte sich fortan, vor Prälaten und Standespersonen sich zu zeigen. In seiner Bedrängnis entschloß er sich, Rom zu verlassen und ein Land aufzusuchen, wohin kein Gerücht von der Unehre, die ihn betroffen, dringen konnte. Er teilte Guido seine Absicht mit und hinterließ ihm die Pflicht, die Ehre seines Hauses wiederherzustellen. Guido überlegte sich, daß er, wenn er gleichfalls freiwillig in die Verbannung ging, damit jene niedrige Gesinnung bewahrheitete, die man ihm bereits vorwarf, weil er nicht eigenhändig an Ort und Stelle seine Rache vollzogen hatte, als er sein Weib mit dem Kanonikus überraschte.

Als die Zeit herannahte, gebar Pompilia einen Sohn, der den Namen Moschio erhielt und von den Comparinis zur Pflege aus dem Hause gegeben ward. Alle Welt, und insbesondere Violante, glaubte, daß die Regung des Blutes

Guido jetzt zur Versöhnung mit seinem Weibe führen würde, und daß die Freunde der Comparinis noch einen glimpflichen Vergleich zustande bringen könnten, ungeachtet der Erklärung, daß Pompilia nicht ihre Tochter sei. Aber Guido hegte andere Gedanken, die er auch in Abwesenheit seines Bruders beständig nährte; er wollte seine Ehre mit dem Blute Pietros, Violantes, Pompilias, und, wenn es sein mußte, noch anderer reinwaschen.

Er hatte einen Feldarbeiter, einen Menschen von schlechtem Wandel; diesem klagte er die seinem Hause von den Comparinis widerfahrene Schmach mit mancherlei Übertreibungen und vertraute ihm seine Absicht an. Der Arbeiter ging darauf ein und erbot sich, zur Ausführung des Anschlags vier oder fünf sichere Leute zu besorgen. So zogen alle fünf verkleidet nach Rom und pochten um zwei Uhr nachts an die Tür der Comparinis. Einer der Mörder erklärte, er habe einen Brief des Kanonikus Caponzacchi aus Civitavecchia zu bestellen; aber die Frauen, die große Angst vor Guido hatten, rieten Pietro, nicht zu öffnen und den Boten am nächsten Morgen wiederkommen zu lassen. Comparini, der auf den Brief neugierig war, öffnete nach langem Hin- und Herreden schließlich die Tür, und Guido stürzte mit zweien der Gedungenen hinein, während zwei andere draußen Posten standen. Er erdolchte den armen Greis, ehe dieser einen Laut von sich geben konnte, dann stieß er Violante und die unglückliche Pompilia mit vielen Dolchstößen nieder, indem er sie mit Schmähungen überhäufte und mit Füßen trat. Da er sich in seiner Wut selbst nicht traute, gebot er dem einen der Helfershelfer, nachzusehen, ob sie auch wirklich tot sei. Dieser hob sie an den

Haaren hoch und ließ sie dann hinfallen, worauf er erklärte, daß sie völlig tot sei. Darauf zahlte Guido den Mördern den bedungenen Lohn und wollte sich dann schnell von ihnen trennen; aber sie ließen es nicht zu, daß er oder ein anderer fortginge, aus Furcht, es möchte einer den anderen ermorden, um das Verbrechen zu verschleiern, wie es bisweilen vorkommt. So schlugen sie miteinander die Straße nach Arezzo ein, und zwar zu Fuß, weil sie keine Postpferde hatten nehmen können.

Pietro und Violante waren den zahlreichen Dolchstößen erlegen, nicht so Pompilia, obwohl sie die meisten bekommen hatte. Gott hatte sie ihrer Unschuld wegen geschützt, und sie hatte sich so gut tot zu stellen gewußt, daß sowohl Guido wie die Mörder sich dadurch täuschen ließen. Sobald diese verschwunden waren, rief sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte um Hilfe, und die Nachbarn kamen herbeigelaufen. Da sie dem Tode nahe schien, wurden ihr zuerst die geistlichen Heilmittel verabreicht, und nach und nach auch die leiblichen. Die erhaltenen Wunden waren zwar nicht sofort tödlich, ließen die Hoffnung auf Rettung aber nicht aufkommen. Alle Anverwandten und alle, die davon erfuhren, bewunderten die Standhaftigkeit, mit der sie die Schmerzen der Kur erduldete. Statt die Grausamkeit des Gatten zu beklagen, bat sie den Himmel oftmals um Vergebung für ihn und verstarb schließlich eines seligen Todes, indem sie bis zuletzt ihre Unschuld beteuerte.

Dank der göttlichen Gerechtigkeit, die so furchtbare Missetaten nicht ungeahndet läßt, wurden die Delinquenten wenige Miglien von Rom in einer Hütte aufgegriffen, wo sie sich, müde von der Reise, am Herd niedergelegt hatten. Sie wurden von den Sbirren gebunden nach Rom geführt und in die

neuen Kerker eingeliefert. Guido leugnete beim Verhör, aber beim bloßen Anblick der Folter gestand er alles. Er habe, sagte er, seine Tat nur zur Wiederherstellung seiner öffentlich verletzten Ehre begangen und sie nur geleugnet, um seine Gefährten nicht bloßzustellen. Jeder Plebejer hätte ebenso gehandelt wie er, wie viel mehr also ein Edelmann! Das Urteil lautete für seine Mitschuldigen auf den Tod durch den Galgen, für ihn durch das Beil, eine Rücksicht, die mehr wegen des geistlichen Standes seines Bruders als aus anderen Gründen genommen ward[18].

Die besten Advokaten Roms und der Armenanwalt schrieben Bände voll zur Verteidigung der Verurteilten, und Monsignor Lancetta gab eine berühmte Schrift heraus, die auch in die Hände des Papstes kam; aber dieser bestand auf ihren Tod. Guido hatte sich wie so mancher Verurteilte geschmeichelt, sein Leben durch Ausspielen des Ehrpunktes retten zu können. Als er das unverhoffte Urteil vernahm, geriet er nicht in Wut, wie die meisten bei so schmerzlicher Botschaft es tun. Eine Weile stand er wie entgeistert da, weinte und seufzte tief, dann sagte er schließlich:

„Zwar fürchtete ich eine strenge Strafe, aber doch nicht den Tod. Mein Vergehen ist groß, aber die Ehre gebot es mir. Das Gericht hat es verurteilt. Dieses steht bei mir in solcher Verehrung, daß mir nichts bleibt, als mich dem Erbarmen Gottes zu empfehlen; denn ohne seinen Willen hätte ich nicht dieses schreckliche Ende genommen. Nun soll es mir ein Trost und keine Strafe sein, damit ich durch völlige Ergebung in seinen Willen einige Vergebung verdiene."

Dann überwältigten ihn wieder die Tränen, und er warf

sich in die Arme der Misericordienbrüder und zeigte solche Zerknirschung, daß seine Gebete mehr von ihren Tränen als von Mahnungen zur Frömmigkeit begleitet wurden. Nicht so leicht ergaben sich seine Mitschuldigen in ihr Schicksal; sie waren ob ihrer niedrigen Geburt unzugänglich für Vernunftgründe und wollten sich von der verdienten Strafe nicht überzeugen lassen. Der älteste und der jüngste waren am widerspenstigsten, jener, weil sein Herz durch so viele Jahre schlechten Wandels verstockt war, und dieser, weil er in seiner großen Jugend die Strafe als zu hart empfand, zumal er keinen Tropfen Blut vergossen hatte und sein ganzes Verbrechen darin bestand, daß er sich hatte bereden lassen, vor der Tür Posten zu stehen, in welche die Mörder eingedrungen waren. Je näher die Stunde des Gerichts rückte, um so verstockter wurden die beiden, und die Confortatori verzweifelten schon an ihrer Bußfertigkeit. Aber zuletzt erleuchtete die göttliche Gnade, die oft Wunder wirkt, wo keiner mehr hofft, ihre Herzen, so daß sie bereuten und sich in Gottes Willen schickten.

Das Blutgerüst ward auf der Piazza del Popolo aufgeschlagen, und zur Seite waren in gleichen Abständen die Galgen errichtet. Der ganze Platz war bis zum letzten Winkel mit Tribünen besetzt, die mit Teppichen und anderen Stoffen verkleidet waren, also daß der Schauplatz mehr einer Festspielbühne als einer Richtstätte glich. Eine ungeheure Volksmenge begleitete den Zug von den neuen Kerkern bis zu seinem Ziel. Guido ging als letzter hinter seinen Mitschuldigen, die auf vier einzelnen Karren saßen, gefolgt von den Misericordienbrüdern. Vor der Kirche der Agonizanti, wo an Richttagen das heilige Sakrament ausgestellt wird, machten sie Halt.

Guido kniete nieder und betete das Miserere. Den Vers „Averte faciem tuam a peccatis meis et omnes iniquitates“ sprach er mit so tiefer Reue, daß alles Volk Tränen vergoß. Auch die anderen empfingen den Segen mit gleicher Andacht; aber seltsam war das Gebaren des Jüngsten, der so von göttlicher Liebe entbrannt war, daß seine verzückten Reden seine frommen Begleiter verwirrten.

Nie sah Rom einen größeren Volksauflauf bei einer Hinrichtung, noch entsann man sich eines Falles, über den so viel geredet und von Advokaten, Prokuratoren[19] und Rechtsgelehrten so viel geschrieben worden ist. Manche verteidigten die Comparinis wegen der erlittenen Unbill, andere die Franceschinis mit der Wahrung ihrer Ehre, aber wenn man die Tatsachen betrachtete, erschienen beide Teile gleich schuldig. Nur die arme Pompilia, die von der Wahrheit nichts wußte, hatte keine andere Schuld, als daß sie die Ehe ohne Erlaubnis und Vorwissen des Vaters auf Befehl der Mutter eingegangen, und daß sie, von ihrem Gatten oftmals mit dem Tode bedroht, von diesem entflohen war.

Die Verbindung der beiden Familien war auf Unredlichkeit begründet worden. Die Franceschinis hatten einen Besitz vorgespiegelt, den sie nicht hatten, und die Comparinis hatten eine Kindesunterschiebung entweder begangen oder behauptet. Beide Male war die Erbschaft der Anlaß des Betruges, von der einen Seite, um sich den Nießbrauch zu sichern, und von der anderen Seite, um zu Wohlstand zu kommen, wider göttliches und menschliches Recht. Woraus zu schließen, daß ein schlechter Anfang ein schlechtes Ende nach sich zieht, wie es soeben erzählt ward.

Zweiter Teil

Nachgelassene Novellen

Vorbemerkung

Von den nachfolgenden Novellen Beyle-Stendhals erschienen zu seinen Lebzeiten in Zeitschriften:

Erinnerungen eines römischen Edelmannes, in der Revue Britannique, 1826, VIII, 250 ff.

Die Truhe und das Gespenst, in der Revue de Paris, 1830, XIV, 80 ff.

Der Liebestrank, ebenda, 1830, XV, 24 ff.

Vannina Vannini, ebenda, 1829, IX, 101 ff.

Nach seinem Tode erschien:

San Francesco a Ripa, in der Revue des deux Mondes, 1853, 1. Juli, S. 166 ff.

Die Novellen gingen später in Beyles posthume Werke über: „Erinnerungen eines römischen Edelmannes" und „San Francesco a Ripa" in „Romans et Nouvelles" (1854).

„Vannina Vannini" in „Chroniques italiennes" (1855).

„Der Liebestrank" und „Die Truhe und das Gespenst" in „Mélanges d'art et de littérature" (1867).

„Filippo Ebreo", der als Fragment überhaupt nicht in Zeitschriften erschienen ist, in „Nouvelles inédites" (1855).

Diese Novellen schließen sich — in der von mir gewählten Reihenfolge — dem Inhalt nach chronologisch an die „Chroniken aus der italienischen Renaissance" an, die den ersten Teil dieses Bandes bilden: die letzte von diesen spielt an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, die erste der nachfolgenden im Beginn desselben. Dann erfolgt ein Sprung bis zur Jugendzeit Beyles: den Tagen der Revolution und des Kaiserreichs.

Die „Erinnerungen eines römischen Edelmannes" (1826) ist die erste Arbeit Beyles auf dem Gebiet der schönen Literatur, der sich bis dahin nur in Kunst- und Musikkritik sowie in der Psychologie des menschlichen Herzens („Über die Liebe") betätigt hatte. Daß schon dieser Erstling Stil und Ton einer Chronik anschlägt, ist bedeutsam und bezeichnend für Beyles Produktionsweise. Da die erste Veröffentlichung der Novelle in der „Revue Britannique" stattfand, so läßt Beyle seinen Helden in der Restaurationszeit füglich nach England fliehen, und sie klingt in ein Kompliment auf die englische Freiheit aus.

Den „Liebestrank" gibt Beyle, wie so manche andre eigne Arbeit, als Übertragung aus dem Italienischen an und nennt als deren Autor einen — natürlich fiktiven — Silvio Malaperta.

Das Fragment „Filippo Ebreo" trägt folgende, für Beyles Produktionsweise charakteristische Randglosse: „Da ich nichts zu lesen habe, schreibe ich. Es ist ein Vergnügen gleicher Art, nur intensiver. Der Ofen bereitet mir Pein. Kalte Füße und Kopfweh. Triest, den 14. und 15. Januar 1831."

Die Novelle entstand also während Beyles kurzem Konsulat in Triest, das er alsbald mit dem Fiebernest Civita-

vecchia vertauschte. Beyle zeigt sich hier von einer ganz neuen Seite: als geduldiger Kleinmaler des Ghettotreibens. Man meint eine Ghettogeschichte von Israel Zangwill zu lesen, so fein und eindringlich ist die Beobachtung. Das Fragment ist deshalb von hoher Bedeutung für Beyles künstlerisches Gesamtbild, und man muß ihm das Fehlen des Schlusses zugute halten: es hat gleich den Torsen großer Bildhauer den geheimnisvollen und wehmütigen Reiz alles Unvollständigen.

Die übrigen Novellen gliedern sich durchaus in Beyles gewohntes Schaffensbereich ein: glühende südliche Leidenschaft, Mantel- und Degencoups; daneben zergliedernde Psychologie des Individuums wie der Rasse, mit einem gelegentlichen scharfen Seitenhieb auf die „eitlen" und „unbesonnenen" Franzosen. In diesem Sinne ist besonders „San Francesco a Ripa" stark herausgearbeitet: diese Erzählung, die nach Beyles Angabe auf einer alten Chronik fußt, ist wie eine Sammellinse, die alle die mannigfachen Anlagen Beyles zusammenfaßt; sie ist wohl die geschlossenste novellistische Schöpfung Stendhals.

Haben die bisherigen Veröffentlichungen der deutschen Ausgabe den großen Romancier, Psychologen und Analytiker, den tiefen Kenner der italienischen Renaissance ins Licht gestellt, so möchte die zweite Abteilung dieses Bandes den Novellisten Stendhal zu Ehren bringen, der über seinen mannigfachen anderen Hervorbringungen bisher nur zu leicht übersehen wurde.

F. v. O. B.

1. San Francesco a Ripa

Es war im Jahre 1726, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. Alle Mißbräuche des Nepotismus standen damals zu Rom in Blüte. Nie war der römische Hof glänzender gewesen. Benedikt XIII. (Orsini) regierte, oder vielmehr sein Neffe, der Fürst von Campobasso, leitete in seinem Namen alle Geschäfte, große wie kleine. Von überall strömten die Fremden zu; italienische Fürsten, vornehme Spanier, damals noch reich vom Golde der neuen Welt, kamen in Menge. Jeder Reiche und Mächtige stand über den Gesetzen. Galanterie und Prunk schienen die einzige Beschäftigung so vieler hier vereinigter Fremden und Eingeborenen.

Die beiden Nichten des Papstes, die Gräfin Orsini und die Fürstin Campobasso, teilten sich in die Macht ihres Onkels und in die Huldigungen des Hofes. Ihre Schönheit wäre selbst in den untersten Gesellschaftsklassen aufgefallen. Die Orsini, wie man in Rom familiär sagte, war fröhlich und aufgeräumt (disinvolta), die Campobasso zart und fromm. Aber diese zarte Seele war der heftigsten Wallungen fähig. Ohne erklärte Feindinnen zu sein, obwohl sie sich täglich beim Papst trafen und sich oft besuchten, waren die beiden Damen Nebenbuhlerinnen in allem: Schönheit, Ansehen, Reichtum.

Die Gräfin Orsini war die weniger Schöne; aber sie war glänzender, leichtsinniger, tätiger, intriganter. Um ihre Liebhaber kümmerte sie sich nicht, und sie herrschten immer nur einen Tag. Ihr Glück bestand darin, zweihundert Menschen in ihren Sälen zu empfangen und unter ihnen als Königin

zu erscheinen. Über ihre Kusine, die Campobasso, hielt sie sich sehr auf, seit diese ihre Beständigkeit so weit getrieben hatte, sich drei Jahre lang mit einem spanischen Granden überall zu zeigen, um ihm schließlich sagen zu lassen, er möge Rom binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, wenn ihm sein Leben lieb sei. „Seit dieser großen Unternehmung," sagte die Orsini, „hat meine erhabene Kusine nicht mehr gelächelt. Seit Monaten ist es offenbar, daß die Ärmste vor Langeweile oder Liebe umkommt, und ihr gewitzigter Gatte läßt diese Langeweile in den Augen unseres Onkels, des Papstes, als große Frömmigkeit erscheinen. Eines Tages wird diese Frömmigkeit sie zu einer Wallfahrt nach Spanien treiben."

Die Campobasso war weit entfernt, sich nach ihrem spanischen Herzog zu sehnen; er hatte sie während seiner Herrschaft tödlich gelangweilt. Hätte sie Sehnsucht empfunden, so hätte sie ihn holen lassen, denn sie gehörte zu jenen in Rom nicht seltenen Charakteren, die in der Gleichgültigkeit wie in der Leidenschaft gleich natürlich und naiv sind. Obgleich kaum dreiundzwanzig Jahre alt und in der ganzen Blüte ihrer Schönheit, war sie von übertriebener Frömmigkeit. Es geschah, daß sie sich ihrem Onkel zu Füßen warf und um seinen päpstlichen Segen flehte, der, wie man nicht genugsam weiß, von allen Sünden absolviert, auch ohne Beichte, mit Ausnahme von zwei oder drei Todsünden. Der gute Benedikt XIII. weinte vor Rührung. „Stehe auf, meine Nichte," sprach er, „du bedarfst meines Segens nicht; du bist mehr in den Augen des Herrn als ich."

Hierin freilich täuschte sich Seine Heiligkeit trotz seiner Unfehlbarkeit, desgleichen ganz Rom. Die Campobasso war

wahnsinnig verliebt; ihr Liebhaber teilte ihre Leidenschaft, und doch war sie sehr unglücklich. Seit mehreren Monaten sah sie bei sich fast täglich den Chevalier de Sénécé, den Neffen des Duc de Saint-Aignan, dermaligen Gesandten Ludwigs XV. in Rom.

Der junge Sénécé war als Sohn einer der Maitressen des Philipp von Orléans der Gegenstand der ausgesuchtesten Ehren. Obwohl kaum zweiundzwanzig Jahre alt, war er seit geraumer Zeit Oberst. Sein Benehmen war etwas dünkelhaft, aber nicht anmaßlich. Heiterkeit, Vergnügungssucht bei allem und jederzeit, Unbesonnenheit, Mut, Gutmütigkeit bildeten die hervorragendsten Eigenschaften dieses eigenartigen Charakters, und man konnte zum Lobe seiner Nation sagen, daß er ein mustergültiger Vertreter von ihr war. Dieser Charakter hatte die Campobasso vom ersten Moment an bestochen. „Ich traue Ihnen nicht", hatte sie ihm gesagt. „Sie sind Franzose; aber eines sage ich Ihnen im voraus: an dem Tage, wo Rom erfährt, daß ich Sie manchmal heimlich sehe, ist meine Liebe aus."

So faßte die Campobasso, mit der Liebe spielend, eine wütende Leidenschaft. Auch Sénécé hatte sie geliebt; aber ihr Einvernehmen hatte schon acht Monate gedauert, und die Zeit, welche die Leidenschaft einer Italienerin verdoppelt, tötet die eines Franzosen. Die Eitelkeit tröstete den Chevalier etwas über seine Langeweile; er hatte schon zwei oder drei Porträts der Campobasso nach Paris gesandt. Übrigens war er mit allen Glücksgütern und Vorzügen gleichsam von der Wiege aus so überhäuft, daß sich die Sorglosigkeit seines Charakters selbst in Fragen der Eitelkeit nicht verleugnete,

die doch sonst die Herzen seiner Landsleute so ungeduldig schlagen läßt.

Sénécé begriff den Charakter seiner Geliebten nicht im mindesten; infolgedessen belustigte ihn bisweilen ihre Seltsamkeit. Sehr oft auch hatte er am Festtag der Heiligen Balbina, der ihr Namenstag war, die Aufwallungen und Gewissensbisse einer glühenden und aufrichtigen Frömmigkeit zu bekämpfen. Sie hatte über ihrer Liebe die Religion nicht vergessen, wie dies bei gewöhnlichen Frauen in Italien vorkommt; er hatte sie mit Gewalt besiegt und der Kampf wiederholte sich oft.

Dies Hindernis war das erste, das dieser von allen Gaben des Zufalls überschüttete Jüngling in seinem Leben gefunden hatte; es hielt ihn in der Gewohnheit, gegen die Prinzessin zart und aufmerksam zu sein: von Zeit zu Zeit hielt er es für seine Pflicht, sie zu lieben. Sénécé hatte nur einen Vertrauten, das war sein Gesandter, der Duc de Saint-Aignan, dem er durch die Campobasso, die alles wußte, einige Dienste leistete. Andrerseits fühlte er sich durch die Wichtigkeit, die er in den Augen des Gesandten erhielt, eigenartig geschmeichelt. Die Campobasso war auch darin ganz verschieden von ihm, daß die gesellschaftlichen Vorzüge ihres Liebhabers sie ganz kalt ließen. Geliebt oder nicht geliebt werden war für sie alles. „Ich opfre ihm mein ewiges Heil", sagte sie sich oft. „Er ist ein Ketzer, ein Franzose; er kann mir nichts dergleichen opfern." Aber wenn der Chevalier erschien, so erstaunte und bezauberte seine Lustigkeit, die so liebenswürdig und doch so ungezwungen war, die Seele der Campobasso. Bei seinem Anblick vergaß sie alles, was sie

sich vorgenommen hatte, ihm zu sagen, und alle ihre finsteren Gedanken verloren sich. Sie fand schließlich, daß sie ohne Sénécé nicht denken, nicht leben konnte.

Die Mode, die in Rom zweihundert Jahre lang die Spanier bevorzugt hatte, begann sich damals schon den Franzosen zuzuwenden. Man fing an, ihren Charakter zu begreifen, der Freude und Glück überall hinträgt, wo er sich zeigt. Diesen Charakter gab es dermalen nur in Frankreich, und seit der Revolution von 1789 ist er nirgends zu finden. Denn eine so beständige Lustigkeit bedarf der Sorglosigkeit, und es gibt in Frankreich für niemand mehr eine sichere Laufbahn, nicht einmal für das Genie, wenn es eins gibt. Zwischen den Angehörigen von Sénécés Kaste und dem Rest der Nation herrscht Kriegszustand. Auch Rom war damals recht anders als wie man es heute sieht. Man ahnte im Jahre 1726 nichts von alledem, was sich siebzig Jahre später dort zutragen sollte, als das Volk, von einigen Pfaffen bestochen, den Jakobiner Basseville umbrachte, als er die Hauptstadt der Christenheit, wie er sagte, zivilisieren wollte.

Bei Sénécé hatte die Campobasso zum ersten Male die Vernunft verloren, hatte sich entweder im Himmel oder furchtbar unglücklich gefühlt durch Dinge, die der gesunde Menschenverstand nicht gutheißt. Bei diesem strengen und ehrlichen Herzen mußte, sobald Sénécé einmal die Religion besiegt hatte, die für sie weit mehr, etwas ganz anderes war als die Vernunft, die Liebe sich jäh bis zur zügellosesten Leidenschaft steigern.

Die Prinzessin hatte einen Monsignore Ferraterra ausgezeichnet und sich vorgenommen, sein Glück zu machen. Wie

ward ihr nun, als Ferraterra ihr eines Tages meldete, daß Sénécé nicht allein öfter als sonst zur Orsini ginge, sondern daß er auch der Grund wäre, weshalb die Gräfin ihrem offiziellen Liebhaber seit mehreren Wochen den Laufpaß gegeben hatte!

Unsere Geschichte beginnt an dem Abend, wo die Campobasso diese schicksalsvolle Meldung erhalten hatte.

Sie saß regungslos in einem riesigen Lehnstuhl von vergoldetem Leder. Neben ihr, auf einem schwarzen Marmortischchen, standen zwei große silberne Lampen mit hohem Fuß, Meisterwerke des berühmten Benvenuto Cellini, die das Dunkel eines riesigen Saales im Erdgeschoß ihres Palastes erhellten oder besser erkennen ließen. An den Wänden hingen vom Alter geschwärzte Bilder, denn die Zeit der großen Maler war damals schon lange vorüber.

Gegenüber der Prinzessin, fast zu ihren Füßen, auf einem kleinen Ebenholzstuhl, der mit massiven Goldornamenten verziert war, saß die elegante Gestalt des jungen Sénécé. Die Prinzessin blickte ihn an; seit er den Saal betreten, hatte sie, statt ihm entgegenzueilen und in seine Arme zu fliegen, noch kein Wort an ihn gerichtet.

Im Jahre 1726 war Paris bereits die Königin der Eleganz und des Schmuckes. Sénécé ließ durch die Post regelmäßig alles von dort kommen, was die Anmut eines der hübschesten Franzosen jener Zeit erhöhen konnte. Trotz der Sicherheit, die bei einem Manne seines Ranges so natürlich ist — hatte er sich seine Sporen doch bei den Schönheiten am Hofe des Regenten und unter der Anleitung seines Onkels, des berühmten Canillac, eines der Roués des Prinzen, verdient

—— war eine gewisse Verlegenheit in Sénécés Zügen zu lesen. Das schöne blonde Haar der Prinzessin war ein wenig in Unordnung; ihre großen, tiefblauen Augen starrten ihn mit zweifelhaftem Ausdruck an. Sann sie auf eine tödliche Rache? Oder war es nur der tiefe Ernst der leidenschaftlichen Liebe?

„Also Sie lieben mich nicht mehr!“ stieß sie endlich hervor.

Langes Schweigen folgte dieser Kriegserklärung.

Es fiel der Prinzessin schwer, die bezaubernde Anmut dieses Mannes zu verlieren, der, wenn sie ihm keine Szene machte, stets bereit war, ihr hundert Torheiten zu sagen; aber sie war zu stolz, um die Aussprache hinauszuschieben. Eine gefallsüchtige Frau ist eifersüchtig aus Eigenliebe, eine leichtlebige aus Gewohnheit; eine Frau, die ehrlich und leidenschaftlich liebt, hat das Bewußtsein ihrer Rechte. Diese Art des Blicks, die der römischen Leidenschaft eigentümlich ist, belustigte Sénécé; er fand Tiefe und Ungewißheit darin; man sah die Seele sozusagen nackt. Die Orsini besaß diesen Reiz nicht.

Trotzdem dauerte das Schweigen über die Maßen, und der junge Franzose, der in der Kunst, die verborgenen Geheimnisse eines italienischen Herzens zu ergründen, kein Meister war, nahm eine ruhige und besonnene Miene an, die ihm sein Wohlbehagen wiedergab. Übrigens hatte er in diesem Augenblick einen Kummer: beim Durchschreiten der Keller und Souterrains, die aus einem Nachbarhaus in diesen niedrigen Saal des Palazzo Campobasso führten, waren auf der nagelneuen Stickerei seines reizenden, gestern frisch von Paris angekommenen Rockes ein paar Spinnweben haften geblieben. Diese Spinnweben verdrossen ihn, zumal er vor Spinnen einen Abscheu hatte.

Sénécé glaubte Rache im Auge der Prinzessin zu lesen und wollte darum eine Szene vermeiden; er gedachte dem Vorwurf auszuweichen, statt ihn zu beantworten. Aber da das Unbehagen, das er empfand, ihn ernst stimmte, sagte er sich: „Böte sich hier nicht ein günstiger Anlaß, um die Wahrheit durchscheinen zu lassen? Sie stellt die Frage selbst; damit ist schon der halbe Verdruß beseitigt. Ich muß gewiß nicht für die Liebe geschaffen sein. Ich habe nie etwas so Schönes gesehen wie diese Frau mit ihren seltsamen Augen. Sie hat schlechte Manieren, sie läßt mich durch abscheuliche Keller schlüpfen, aber sie ist die Nichte des Souveräns, zu dem mich mein König gesandt hat. Mehr noch: sie ist blond in einem Lande, wo alle Frauen dunkel sind: das ist ein großer Vorzug. Tag für Tag höre ich ihre Schönheit in den Himmel heben, und dies von Leuten, deren Zeugnis unverdächtig ist, und die nicht im entferntesten ahnen, daß sie mit dem glücklichen Besitzer so vieler Reize reden. Was die Macht betrifft, die ein Mann über seine Geliebte haben kann, so hege ich in dieser Hinsicht keine Besorgnis. Ich brauche mir nur die Mühe zu geben, ein Wort zu sagen, und ich entführe sie aus ihrem Palast mit den goldenen Möbeln, von ihrem gekrönten Onkel fort nach Frankreich, um ihr Leben irgendwo in der Provinz auf einem meiner Güter zu vertrauern. Meiner Treu, die Aussicht auf diese Hingebung flößt mir nichts als den Entschluß ein, sie nie von ihr zu fordern. Die Orsini ist lange nicht so hübsch; sie liebt mich, wenn sie mich liebt, ein klein wenig mehr als den Kastraten Butafoco, dem sie gestern auf meine Veranlassung den Laufpaß gab; aber sie hat Lebensart; man kann bei ihr im Wagen vorfahren. Und ich

habe mich wohl vergewissert, daß sie mir nie eine Szene machen wird; dazu liebt sie mich nicht genug."

Während dieses langen Stillschweigens hatte die Prinzessin ihren starren Blick nicht von der hübschen Stirn des jungen Franzosen abgewandt.

„Ich werde ihn nicht wiedersehen", sagte sie sich. Und plötzlich warf sie sich in seine Arme und drückte heiße Küsse auf diese Stirn und diese Augen, die nicht mehr vom Glück des Wiedersehens erglühten. Der Chevalier hätte sich verachtet, hätte er nicht augenblicklich alle Pläne, mit ihr zu brechen, vergessen; aber seine Geliebte war zu erregt, um ihre Eifersucht zu vergessen; wenige Augenblicke später blickte Sénécé sie erstaunt an; Tränen der Wut rannen rasch über ihre Wangen. „Wie?" sagte sie halblaut zu sich, „ich erniedrige mich so weit, von seiner Untreue zu sprechen; ich werfe sie ihm vor, ich, die mir geschworen hatte, mir nie etwas davon anmerken zu lassen! Ja, noch nicht genug der Niedrigkeit; ich muß auch noch der Leidenschaft nachgeben, die mir dies reizende Gesicht einflößt! Ach ich niedrige, niedrige, niedrige Prinzessin! ... Ich muß ein Ende machen!"

Sie trocknete ihre Tränen und schien sich zu fassen. „Chevalier," sagte sie ziemlich sanftmütig, „wir müssen ein Ende machen. Sie gehen oft zur Gräfin" ... Hier erbleichte sie ... „Wenn du sie liebst, gehe jeden Tag hin, gut; aber komm nicht wieder zu mir" ... Sie hielt an, gleichsam wider Willen; sie wartete auf ein Wort des Chevaliers. Aber dies Wort fiel nicht. So schloß sie mit einem unmerklichen Krampf und als ob sie die Zähne aufeinanderbisse: „Das ist mein Todesurteil und Ihres."

Diese Drohung gab in der schwankenden Seele des Chevaliers den Ausschlag. Bis jetzt war er nur erstaunt gewesen über diesen plötzlichen Sturm nach so viel Hingabe. Er begann zu lachen.

Eine plötzliche Röte bedeckte die Wangen der Prinzessin. Sie wurde scharlachrot. „Der Zorn erstickt sie fast," dachte der Chevalier; „sie kriegt einen Schlaganfall." Er eilte auf sie zu, um ihr das Kleid zu öffnen; sie stieß ihn zurück, mit einer Entschlossenheit und einer Kraft, die er nicht gewohnt war. Er erinnerte sich später, daß er sie während des Versuchs, sie in seine Arme zu nehmen, hatte Selbstgespräche führen hören. Er trat etwas zurück, eine vergebliche Diskretion, denn sie schien ihn nicht mehr zu sehen. Halblaut, mit gepreßter Stimme, sagte sie zu sich, als ob er hundert Meilen entfernt wäre: „Er beschimpft mich, er bietet mir Trotz. Gewiß, in seinen Jahren und bei der in seinem Lande herrschenden Indiskretion sagt er der Orsini alle Nichtswürdigkeiten, zu denen ich mich erniedrige ... Ich bin meiner selbst nicht mehr sicher; ich habe nicht einmal mehr die Macht über mich, vor diesem reizenden Kopf fühllos zu bleiben" ... Nun folgte ein neues Schweigen, das dem Chevalier sehr langweilig schien. Endlich erhob sich die Prinzessin und wiederholte in noch finstererem Tone: „Wir müssen ein Ende machen."

Sénécé, der über der Versöhnung den Gedanken an eine ernste Erklärunng vergessen hatte, sagte ihr ein paar scherzhafte Worte über ein Abenteuer, von dem in Rom viel gesprochen wurde ...

„Lassen Sie mich, Chevalier", unterbrach ihn die Prinzessin. „Mir ist nicht wohl ..."

„Diese Frau langweilt sich," sagte Sénécé, indem er sich beeilte, zu gehorchen, „und nichts ist so ansteckend, wie die Langeweile." Die Prinzessin folgte ihm mit den Augen bis zum Ausgang ...

„Und ich wollte das Geschick meines Lebens so blindlings entscheiden", sagte sie mit bitterem Lächeln. „Zum Glück haben seine unangebrachten Scherze mich erweckt. Welche Torheit von diesem Manne! Wie kann ich ein Wesen lieben, das mich so wenig versteht? Er will mich durch einen Scherz erheitern, wo mein und sein Leben auf dem Spiel steht! ... Ach, darin erkenne ich jene finstere und unheilvolle Anlage, die mein Unglück ist!" Sie stand wütend von ihrem Lehnstuhl auf. „Wie schön waren seine Augen, als er mir dies Wort sagte! Und das muß man zugeben: die Absicht des armen Chevaliers war liebenswert. Er kannte das Unglück meines Charakters; er wollte mich über den düsteren Kummer hinwegtrösten, der mich quälte, statt nach seinem Grunde zu fragen. Liebenswürdiger Franzose! In der Tat: kannte ich das Glück, ehe ich ihn liebte?"

Und sie begann mit Wonne den Vorzügen ihres Geliebten nachzudenken. Allmählich faßte sie auch die Reize der Gräfin Orsini ins Auge. Ihre Seele begann alles schwarz zu sehen. Die Qualen der schrecklichsten Eifersucht ergriffen ihr Herz. In Wahrheit quälte sie eine finstere Vorahnung seit zwei Monaten; erträgliche Augenblicke hatte sie nur in Gegenwart des Chevaliers, und doch sprach sie fast immer, wenn sie nicht in seinen Armen lag, bittere Worte zu ihm.

Dieser Abend war für sie furchtbar. Erschöpft und gleichsam ein wenig beruhigt durch den Schmerz, faßte sie den

Gedanken, mit dem Chevalier zu reden. „Denn schließlich hat er mich aufgebracht gesehen, aber den Grund meiner Klagen kennt er nicht. Vielleicht liebt er die Gräfin nicht. Vielleicht geht er nur zu ihr, weil ein Fremder die Gesellschaft des Landes, in dem er weilt, aufsuchen muß, insonderheit die Familie des Herrschers. Vielleicht wenn ich mir Sénécé vorstellen lasse, wenn er öffentlich zu mir kommen kann, bleibt er stundenlang bei mir wie bei der Orsini."

„Nein," rief sie rasend, „ich erniedrige mich, wenn ich spreche; er wird mich verachten und weiter gewänne ich nichts. Der flatterhafte Charakter der Orsini, den ich in meiner Tollheit oft verachtet, ist in der Tat dem meinen vorzuziehen, zumal in den Augen eines Franzosen. Ich bin dazu gemacht, um mich mit einem Spanier zu langweilen. Was gibt es Widersinnigeres, als stets ernst zu sein, als ob die Ereignisse des Lebens nicht schon ernst genug wären! ... Was soll aus mir werden, wenn ich meinen Chevalier nicht mehr habe, um mir Leben zu geben, um dies Feuer, das mir mangelt, in mein Herz zu werfen?"

Sie hatte jedermann den Eintritt verweigern lassen, ausgenommen dem Monsignore Ferraterra, der ihr Bericht erstatten kam von dem, was sich bei der Orsini bis ein Uhr nachts zugetragen hatte. Der Prälat hatte der Prinzessin in ihrer Liebesangelegenheit ehrlich gedient; aber seit diesem Abend zweifelte er nicht mehr, daß Sénécé in Bälde auf bestem Fuß mit der Orsini stehen würde, wenn dies nicht schon der Fall war...

„Die Prinzessin", dachte er, „wird mir nützlicher sein, wenn sie fromm ist, wie als Dame der großen Welt. Dort wird

sie immer einen haben, den sie mir vorzieht, ihren Liebhaber; und wenn dieser Liebhaber eines schönen Tages ein Römer ist, kann er einen Onkel haben, der Kardinal werden kann. Bekehre ich sie, so wird ihr erster Gedanke der an den Leiter ihres Gewissens sein, und bei ihrem leidenschaftlichen Charakter ... was kann ich da von ihr bei ihrem Onkel nicht alles erhoffen!" ... So wiegte sich der ehrgeizige Priester in einer köstlichen Zukunft; er sah die Prinzessin sich ihrem Onkel zu Füßen werfen und ihn um den Kardinalshut anflehen. Der Papst würde sich für sein Vorhaben erkenntlich erzeigen ... Sobald die Prinzessin bekehrt wäre, wollte er Benedikt XIII. unwiderlegliche Beweise ihres Verhältnisses zu dem jungen Sénécé vor Augen führen. Fromm, ehrlich und voller Abscheu gegen die Franzosen, wie der Papst war, würde er dem ewige Dankbarkeit bewahren, der eine Sr. Heiligkeit so mißliebige Geschichte aus der Welt geschafft hätte. Ferraterra gehörte zum hohen Adel von Ferrara; er war reich und über fünfzig Jahre. Durch die nahe Aussicht auf den Kardinalshut angefeuert, tat er Wunder. Er wagte seine Rolle bei der Prinzessin plötzlich zu verändern. Sénécé selbst anzuzeigen, wäre seit den zwei Monaten, wo dieser die Prinzessin vernachlässigte, vielleicht gefährlich gewesen, denn der Prälat, der von seinem Charakter wenig verstand, hielt ihn für ehrgeizig.

Dem Leser dürfte das Zwiegespräch zwischen der jungen, liebes- und eifersuchtstollen Prinzessin und dem ehrgeizigen Priester zu lang erscheinen. Ferraterra begann mit dem ausführlichsten Geständnis der traurigen Wahrheit. Nach einem so aufregenden Anfang war es ihm ein leichtes, alle Gefühle

der Religion und leidenschaftlichen Frömmigkeit, die im Herzensgrund der jungen Römerin schliefen, neu zu beleben; denn sie hatte einen aufrichtigen Glauben. „Jede gottlose Leidenschaft muß mit Unglück und Unehre enden“, sagte der Prälat. Es war heller Tag, als er den Palazzo Campobasso verließ. Er hatte der Neubekehrten das Versprechen abgefordert, Sénécé an diesem Tage nicht zu sehen. Dieses Versprechen war der Prinzessin nicht schwer gefallen; sie hielt sich für fromm und fürchtete tatsächlich, sich in den Augen des Chevaliers durch ihre Schwäche verächtlich zu machen.

Ihr Entschluß hielt bis vier Uhr an; dies war die Stunde, wo der Chevalier sie zu besuchen pflegte. Er kam durch die Straße hinter dem Garten des Palazzo Campobasso, sah das Zeichen, daß sie sich nicht sehen könnten, und ging, höchst zufrieden mit dieser Wahrnehmung, zu der Orsini.

Die Campobasso fühlte, wie der Wahnsinn über sie kam. Die seltsamsten Pläne und Entschlüsse jagten sich in ihrem Hirn. Plötzlich lief sie die große Treppe ihres Palastes wie wahnsinnig herunter, stieg in einen Wagen und rief dem Kutscher zu: „Palazzo Orsini“.

Das Übermaß ihres Unglücks trieb sie gleichsam wider Willen, ihre Kusine zu sehen. Sie fand sie in einer Gesellschaft von fünfzig Personen. Alles, was in Rom Geist und Ehrgeiz hatte und im Palazzo Campobasso keinen Zutritt fand, strömte zum Palazzo Orsini. Das Erscheinen der Prinzessin erregte großes Aufsehen; alles zog sich ehrerbietig zurück; aber sie merkte es gar nicht, sie blickte nur ihre Rivalin an und bewunderte sie. Jeder Reiz ihrer Kusine war ein Dolchstoß in ihr Herz. Nach den ersten Höflichkeitsphrasen nahm die Or-

sini, da sie ihre Kusine schweigsam und befangen sah, ihre glänzende und aufgeräumte Unterhaltung wieder auf.

„Wie viel besser paßt ihre Lustigkeit zu dem Chevalier als meine tolle und langweilige Leidenschaft!“ sagte sich die Campobasso.

Und in einer unerklärlichen Aufwallung von Bewunderung und Haß warf sie sich der Gräfin an den Hals. Sie hatte für nichts Augen, als für die Reize ihrer Kusine; aus der Nähe wie aus der Entfernung schienen sie ihr gleich bewundernswert. Sie verglich ihre Haare mit den eigenen, ihre Augen, ihren Teint. Nach dieser seltsamen Prüfung begann sie sich selbst zu verabscheuen. Alles an ihrer Rivalin schien ihr anbetungswürdig und ihr überlegen.

Unbeweglich und düster saß die Campobasso mitten unter dieser lärmenden, gestikulierenden Menge wie eine Basaltstatue. Man kam und ging; all dieser Lärm belästigte und verletzte sie. Aber wie geschah ihr, als sie plötzlich Herrn von Sénécé melden hörte! Sie hatten zu Beginn ihrer Beziehungen ausgemacht, daß er in Gesellschaft wenig mit ihr reden solle und so, wie es einem fremden Diplomaten geziemt, der die Nichte des Souveräns, bei dem er beglaubigt ist, nur zwei- oder dreimal im Monat sieht.

Sénécé begrüßte sie mit gewohntem Respekt und Ernst; dann begab er sich wieder zur Gräfin Orsini und schlug wieder den lustigen, fast vertraulichen Ton an, wie man ihn einer Frau von Geist gegenüber anwendet, die einen wohl aufnimmt und die man fast täglich sieht. Die Campobasso war niedergeschmettert. „Die Gräfin zeigt mir, wie ich hätte sein können“, sagte sie sich und ging fort, auf dem höchsten Gipfel des

Unglückes angelangt, den ein menschliches Wesen zu erklimmen vermag, fast entschlossen, Gift zu nehmen. Alle Wonnen, die Sénécés Liebe ihr hätte einflößen können, reichten nicht an das Übermaß von Unglück, in dem sie sich eine ganze lange Nacht verzehrte. Man möchte sagen, die Römerinnen haben zum Leiden Schätze von Energie, die andere Frauen nicht kennen.

Am nächsten Tag kam Sénécé wieder vorbei und sah das ablehnende Zeichen. Er ging fröhlich von dannen; trotzdem war er beleidigt. „So hat sie mich also neulich verabschiedet? Ich muß sie in Tränen sehen", sagte sich seine Eitelkeit. Er empfand eine leise Liebesregung bei dem Gedanken, eine so schöne Frau, die Nichte des Papstes, für immer zu verlieren. Er kroch durch die schmutzigen, unterirdischen Gänge, die ihm solches Unbehagen verursachten, und drang mit Gewalt durch die Tür in den großen Saal des Erdgeschosses, wo die Prinzessin ihn zu empfangen pflegte.

„Wie, Sie wagen es, hier zu erscheinen!" rief die Prinzessin erstaunt.

„Dieses Erstaunen ist geheuchelt", dachte der junge Franzose. „Sie betritt diesen Saal nur, wenn sie mich erwartet."

Der Chevalier ergriff ihre Hand; sie zitterte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen; sie erschien dem Chevalier so hübsch, daß er einen Augenblick an Liebe dachte. Sie vergaß ihrerseits alle Schwüre, die sie seit zwei Tagen dem Glauben geleistet hatte, und warf sich in seine Arme. „Und das Glück soll künftig die Orsini genießen!" ... Sénécé, der wie gewöhnlich die römische Seele mißverstand, wähnte, sie wollte sich von ihm in guter Freundschaft trennen, sie wolle einen

Bruch unter Wahrung der Formen. „Es ziemt sich für mich als Attaché der königlichen Botschaft nicht, die Nichte des Souveräns, bei dem ich beglaubigt bin, zur Todfeindin zu haben (denn das würde sie sein).“ Höchst stolz auf das glückliche Ergebnis, zu dem er da gelangte, begann Sénécé, ihr Vernunft einzureden. Sie würden im angenehmsten Verein leben; warum sollten sie nicht sehr glücklich sein? Was wäre ihm denn eigentlich vorzuwerfen? Die Liebe würde einer guten und zärtlichen Freundschaft Platz machen. Er bäte inständigst um das Vorrecht, von Zeit zu Zeit an diesen alten Ort zurückzukehren; ihre Beziehungen würden immer zarte bleiben ...

Zuerst verstand die Prinzessin ihn nicht. Als sie endlich zu ihrem Entsetzen begriff, stand sie aufrecht, unbeweglich, mit stierem Blick. Schließlich, bei dem letzten Streich von den zarten Beziehungen, unterbrach sie ihn mit einer Stimme, die aus der Tiefe ihrer Brust zu kommen schien, und sagte langsam Wort für Wort:

„Das heißt, Sie finden mich im Grunde hübsch genug, um Ihnen wie eine Dirne zu Diensten zu sein.“

„Aber liebe und teure Freundin,“ antwortete Sénécé, nunmehr selbst voller Staunen, „ist die Eigenliebe denn verletzt? Wie kann es Ihnen in den Sinn kommen, sich zu beklagen? Zum Glück ahnt ja niemand etwas von unseren Beziehungen. Ich bin ein Ehrenmann; ich gebe Ihnen von neuem mein Wort, nie soll ein lebendes Wesen von dem Glück, das ich genossen, erfahren.“

„Auch die Orsini nicht?“ fuhr sie mit kaltem Ton fort, der den Chevalier noch in seiner Verblendung bestärkte.

„Habe ich Ihnen je die Personen genannt," antwortete der Chevalier naiv, „die ich etwa geliebt habe, bevor ich Ihr Sklave wurde?"

„Trotz aller meiner Hochachtung und Ihrem Ehrenworte will ich diese Gefahr doch nicht laufen", sagte die Prinzessin mit entschlossener Miene, die den jungen Franzosen doch schließlich etwas in Erstaunen setzte. „Adieu, Chevalier . . ." Und als er etwas unentschieden ging: „Komm, umarme mich!"

Sie wurde sichtlich gerührt; dann sagte sie mit festem Ton: „Adieu, Chevalier . . ."

Die Prinzessin schickte zu Ferraterra. „Es gilt, mich zu rächen", sagte sie zu ihm. Der Prälat war entzückt. „Sie will sich bloßstellen; sie ist mein für immer."

Zwei Tage danach ging Sénécé, da die Hitze erdrückend war, um Mitternacht auf den Korso, um Luft zu schöpfen. Ganz Rom war auf den Beinen. Als er seinen Wagen wiederhaben wollte, konnte sein Diener ihm kaum antworten: er war betrunken. Der Kutscher war verschwunden; der Lakai meldete ihm stotternd, der Kutscher hätte einen Streit mit einem Feinde.

„Ach, mein Kutscher hat Feinde!" lachte Sénécé.

Bei der Heimkehr, als er kaum zwei oder drei Straßen über den Korso hinaus war, merkte er, daß er verfolgt wurde. Vier oder fünf Männer blieben stehen, sobald er stehen blieb, und nahmen ihren Weg wieder auf, wenn er weiterging. „Ich könnte einen Haken schlagen und auf einer anderen Straße zum Korso zurückkehren", dachte Sénécé. „Dieses Gesindel ist nicht der Rede wert, ich bin gut bewaffnet." Er nahm einen blanken Dolch in die Hand.

In diesem Gedanken durchschritt Sénécé zwei oder drei abgelegene, menschenleere Straßen. Er hörte die Männer ihre Schritte verdoppeln. In diesem Augenblick sah er gerade vor sich eine kleine Kirche, die den Franziskanermönchen gehörte. Aus den Fenstern kam ein seltsamer Glanz. Er stürzte auf die Türe und schlug sehr stark mit seinem Dolchgriff dagegen. Die Männer, die ihm nachgegangen waren, befanden sich fünfzig Schritt von ihm. Sie kamen auf ihn zugelaufen. Ein Mönch öffnete die Tür; Sénécé stürzte in die Kirche; der Mönch schlug die Tür schnell zu. Im selben Augenblick traten die Mörder mit den Füßen gegen die Tür. „Die Ruchlosen!" sagte der Mönch. Sénécé gab ihm eine Zechine. „Gewiß wollten sie mir ans Leben", sagte er.

Die Kirche strahlte von mindestens tausend Kerzen.

„Wie, Messe zu dieser Zeit?" fragte er den Mönch.

„Eccellenza, es ist ein Dispens von Seiner Eminenz, dem Kardinal-Vikar."

Die ganze enge Vorhalle der kleinen Kirche San Francesco a Ripa [20] war in ein prächtiges Mausoleum verwandelt; man sang die Totenmesse.

„Wer ist gestorben?" fragte Sénécé. „Ein Fürst?"

„Ohne Zweifel," antwortete der Priester, „denn es ist nichts gespart; aber das alles heißt Geld und Kerzen vergeuden. Der Herr Diakon hat uns gesagt, daß der Entschlafene unbußfertig gestorben ist."

Sénécé trat näher. Er sah ein Wappenschild in französischer Form. Seine Neugier wuchs; er trat ganz dicht heran und erkannte sein eigenes Wappen mit einer lateinischen Inschrift.

Nobilis homo Johannes Norbertus Senece eques decessit Romae.

„Der edle Herr Jean Norbert de Sénécé, Chevalier, gestorben zu Rom."

„Ich bin der erste", dachte Sénécé, „der die Ehre hat, seiner eigenen Leichenfeier beizuwohnen. Ich wußte nur vom Kaiser Karl V., daß er sich dies Vergnügen leistete. Aber es tut nicht gut, in dieser Kirche zu bleiben."

Er gab dem Sakristan eine zweite Zechine. „Laßt mich durch eine Hintertür Eures Klosters hinaus, frommer Vater", bat er.

„Sehr gern", entgegnete der Mönch.

Kaum war Sénécé auf der Straße, so begann er, in jeder Hand eine kleine Pistole, rasend zu laufen. Bald hörte er hinter sich seine Verfolger herstürmen. Als er vor sein Haus kam, sah er die Tür geschlossen und davor einen Menschen.

„Jetzt heißt es stürmen", dachte der junge Franzose und wollte den Mann durch einen Pistolenschuß niederstrecken, als er merkte, daß es sein Kammerdiener war.

„Mach' die Tür auf!" schrie er.

Sie war offen. Sie eilten hinein und schlossen sie hinter sich zu.

„Ach, gnädiger Herr, ich habe Sie überall gesucht; das sind traurige Nachrichten. Der arme Jean, Ihr Kutscher, ist von Messerstichen durchbohrt. Die Mörder spien Verwünschungen gegen Sie aus. Gnädiger Herr, man will Ihnen ans Leben." . . .

Wie der Diener noch sprach, schlugen acht Schüsse von Blunderbüchsen durch ein Fenster, das auf den Garten ging.

Sénécé stürzte tot nieder neben seinem Kammerdiener; sie waren beide von mehr als zwanzig Kugeln durchbohrt.

Zwei Jahre danach ward die Prinzessin Campobasso in Rom als das Muster der höchsten Frömmigkeit verehrt, und Monsignor Ferraterra war seit geraumer Zeit Kardinal.

2. Erinnerungen eines römischen Edelmannes

Ich bin in Rom geboren. Meine Eltern waren von Rang; aber als ich drei Jahre alt war, hatte ich das Unglück, meinen Vater zu verlieren, und meine Mutter, die noch in der Blüte der Jahre stand, ging eine zweite Ehe ein. So wurde ein kinderloser Onkel mit meiner Erziehung betraut. Er nahm dies Angebot gern, ja begierig an; denn er war entschlossen, seinen Neffen zu einem ergebenen Anhänger der Priester zu machen, und hoffte für sich selbst etwas dabei herauszuschlagen.

Nach dem Tode des Generals Dufaon, dessen Geschichte zu allgemein bekannt ist, als daß ich hier darauf eingehen möchte, verbreiteten die Priester angesichts des drohenden Nahens der französischen Heere die Mär, man sähe die Holzstatuen des Heilands und der Madonna die Augen öffnen. Das leichtgläubige Volk nahm diese fromme Lüge für wahr; man veranstaltete Prozessionen, illuminierte die Stadt, und alle Gläubigen trugen flugs ihre Opfergaben zur Kirche. Mein Onkel wollte sich das Wunder, von dem so viel geredet wurde, selbst ansehen und zog mit seinem ganzen Hausstande in Prozession hin. Er selbst schritt in Trauerkleidung, ein Kruzifix in der Hand, und ich begleitete ihn mit einer brennenden Fackel. Wir gingen alle barfuß, in der festen Überzeugung, je mehr Demut wir bewiesen, desto mehr Mitleid würden die Madonna und ihr Sohn mit uns haben und darum geneigt sein, uns ihre Augen zu öffnen. In dieser Prozession zogen wir nach der Kirche San Marcello, vor der wir eine unge-

heure Menge fanden, die unausgesetzt rief: „Evviva Maria! Evviva Maria ed il suo divino Creatore!“ Ein Soldatenaufgebot stand vor der Kirchentür und ließ nur die Prozessionen hinein, während es die Volksmasse auf dem Platz vor der Kirche zurückhielt. Der Eintritt wurde uns ohne Schwierigkeiten gestattet und wir gelangten bald bis zur Altarschranke, wo wir uns vor den Bildern der Jungfrau und ihres Sohnes niederwarfen. Das Volk rief: „Seht, sie haben die Augen geöffnet!“ Die meisten standen so, daß sie überhaupt nichts sehen konnten, aber sie wiederholten vertrauensvoll, was ihre Nachbarn riefen; und was die Ungläubigen betrifft, so hüteten sie sich wohl, ihren Unglauben kundzugeben, denn man hätte sie ohne Erbarmen umgebracht. Mein Onkel blickte unverwandt auf die Heiligenbilder und rief verzückt: „Ich habe es gesehen. Sie haben zweimal die Augen geöffnet und geschlossen.“ Ich armes Kind war so müde vom Stehen und dem langen Wege, den ich barfuß zurückgelegt hatte, daß ich zu weinen begann. Mein Onkel gab mir eine Ohrfeige, damit ich schwiege, und befahl mir, daß ich mich mit der Madonna und nicht mit meinen Füßen beschäftigen sollte. Wir waren noch in der Kirche, als wir einen Schneider, namens Badaschi, mit seiner Frau und einem hinkenden Kinde daher kommen sahen; das Kind konnte sich kaum auf seinen Krücken weiterschleppen, so verkrüppelt war es. Die guten Eltern stellten es auf die Plattform vor dem Altar und begannen zu rufen: „Grazie! Grazie!“ Nachdem sie so eine halbe Stunde getan, sagte die Mutter zu ihrem Kinde: „Glaube nur, mein Kind! Glaube!“ Dann überließen sie das arme Geschöpf der Vorsehung und riefen im Fortgehen: „Glaube nur, Kind!

Wirf deine Krücken fort!" Das arme Ding gehorchte, und als es seine Stütze verloren hatte, fiel es vier Stufen herunter und schlug mit dem Kopf auf die Steine. Die Mutter eilte herbei, als sie es fallen hörte, und brachte es sofort nach dem Hospital della Consolazione, um seine Verletzung zu heilen. So bekam das arme Kind zu seiner Lahmheit noch eine Beule. Nach diesem Zwischenfall verließen wir die Kirche, und unsere Prozession schlug den Heimweg ein, indem sie die üblichen Rufe ausstieß. Nach unserer Rückkehr fragte ich meinen Onkel sehr bescheiden: „Warum hat die Madonna denn gelitten, daß das unschuldige Geschöpf so schrecklich gefallen ist?" Worauf er zur Antwort gab: „Meinst du denn, mein Sohn, daß Gott und die heilige Jungfrau an jedermann Wunder tun müssen? Glaube das ja nicht. Um so großer Gnade teilhaftig zu werden, muß man ein reines und makelloses Gewissen haben."

Wenn ich mich über das Kapitel „Wunder" verbreiten wollte, so würden mehrere Bände nicht ausreichen, um den Gegenstand zu erschöpfen. Nur ein Beispiel. Auf der Piazza Pollarola in Rom steht eine Statue, die man die Madonna del Saponaro nennt. Ihre ewige Lampe wurde, so hieß es, nicht mit Öl, sondern mit der Milch der Jungfrau selbst gespeist, und damit das Volk diesen Betrug glaubte, war das Kristall der Lampe mit einer weißlichen Mischung gefüllt. Priester im Ornat nahmen die Rosenkränze in Empfang, die das Volk ihnen brachte, und tauchten sie in das heilige Naß. Auch wir zogen mit meinem Onkel in Prozession zu dieser Madonna, um ihr zu huldigen, und benutzten diesen Umstand, um den Priester anzureden und ihm unsere Rosenkränze zu

geben; nach langem Sträuben nahm er sie und gab sie uns dann wieder, nicht in Milch getaucht, wohl aber in ein so fettiges Öl, daß man lange warten mußte, bis wir sie wieder einstecken konnten.

Im Jahre 1797 besetzte das französische Heer Rom, um die Republik einzuführen, und es ward sofort eine Nationalgarde organisiert. Mein Onkel, der nach seinem Gefühl und seinen Ansichten weit entfernt war, mit denen der Sieger zu sympathisieren, sah sich zu seinem großen Leidwesen gezwungen, seine Opposition zu verbergen und sich um eine Kapitänsstelle zu bewerben. Dies versetzte ihn in die traurige Notwendigkeit, an den Vorbereitungen zum Verbrüderungsfeste teilzunehmen und mich zu der Prozession zu schicken, die dieser republikanischen Feier voranging. Sie selbst fand auf dem Petersplatz statt. Ich war antik gekleidet wie die anderen Kinder, auf dem Haupt einen Kranz und um den Hals Girlanden von Lorbeer. Diese patriotische Neuerung machte mir weit mehr Vergnügen als die Prozessionen zur Madonna; meine Gefährten teilten meine Freude, und unser Glücksrausch war um so lebhafter, als die Zeremonie mit einem glänzenden Festessen auf dem Petersplatz schloß. Jedoch verdarben mir die Vorstellungen meines Onkels nachträglich allen friedlichen Genuß. Als wir heimkehrten, hielt er mir Predigten, um mir einen heiligen Schauder vor diesen gotteslästerlichen Festen einzujagen; sie seien, sagte er, von den Heiden übernommen, und ihr wahrer Zweck wäre der, Laster und Leichtsinn in der Hauptstadt der Christenheit zur Herrschaft zu bringen. „Solche Feste“, setzte er hinzu, „sind Siegestage für den Teufel; uns bleibt nichts, als den Himmel um Vergebung anzuflehen, daß

wir uns an dieser Gottlosigkeit beteiligt haben." Der Tod schien ihm besser als so viel Schande, und er schloß mit der Beteuerung, daß er uns fortan nicht mehr unter den Schuldigen dulden würde, welche Gewaltmaßregeln man auch anwenden würde, uns dazu zu zwingen. Er hielt sein Wort mannhaft; und bald setzte das wechselnde Kriegsglück, das die Franzosen zum Rückzug nötigte, seiner Besorgnis ein Ende und gab ihm die holde Genugtuung, daß das päpstliche Regiment wiederhergestellt wurde. Nach diesem Umschwung, der seinen liebsten Hoffnungen die Krone aufsetzte, ließ er einen Lehrer kommen, der mich in den Anfangsgründen des Lateinischen unterwies; denn ich konnte keine öffentliche Schule besuchen, das heißt keine Schule in Rom, ohne wenigstens die Elemente dieser Sprache zu kennen. Ich machte sehr geringe Fortschritte, was ich der Langsamkeit seiner abscheulichen Methode und der Überlastung meines armen Schülerhirns mit Predigten und Gebeten zu danken hatte. Wehe dem, der sich Fragen erlaubt, die über das Begriffsvermögen seiner Lehrer hinausgehen! Nachdenken ist ein Verbrechen, und alles, was ein Priester sagt, ist ein Glaubensartikel! Nach zwei Unterrichtsjahren empfing ich die erste Kommunion; ich mußte mich durch dreimonatliche Buße darauf vorbereiten. Nach dieser grausamen Prüfung kehrte ich in das Haus meines Onkels und meiner Tante zurück; diese fragten wenig nach meinen Fortschritten im Unterricht, und waren, so sagten sie, einzig um mein Seelenheil besorgt. Sie umarmten mich tränenden Auges und beglückwünschten mich, daß ich den Weg des Glaubens so fromm betreten hätte. Doch ach! ich hatte den der Wissenschaft verlassen, und als ich in die Schule zurückkehrte,

hatte ich das bißchen, was mir meine ersten Lehrer beigebracht **hatten**, gänzlich vergessen.

In der Schule gab es eine religiöse Vereinigung, die so**genannte** Bruderschaft des Hl. Ludwig. Alle Schüler mußten **an** Festtagen früh eine Predigt hören, beichten und kommuni**zieren.** Dann gingen sie zum Essen und kamen nach zwei **Stunden** wieder. Nun wurden sie von einigen Priestern in **einen** Garten vor der Stadt geführt, um Ball zu spielen, und **jede** Partie wurde mit zehn Vaterunsern bezahlt, die wir mit **den** Händen auf den Knien sprachen. War die Spielzeit verstrichen, so kehrten wir zur Stadt zurück, wo abermals eine Predigt unser harrte; danach wurden wir von zwei Priestern gegeißelt, und die Lichter wurden ausgelöscht, damit die Frömmsten sich nackt weitergeißeln lassen konnten. Bei Beginn des Psalms M i s e r e r e m e i, D o m i n e! traten alle Geißeln in Tätigkeit, und diese Bußübung währte, bis der Gesang verstummte. Als der Psalm beendet war, sanken die Geißeln wieder, und denen, die sich ausgekleidet hatten, ließ man soviel Zeit, um ihre Nacktheit wieder zu verhüllen; dann wurden die Lampen von neuem angezündet und nach langen Gebeten wurden wir entlassen, alle windelweich aus Furcht vor Hölle und Teufel. Woche für Woche kehrte diese Zeremonie ein oder zweimal wieder, zu Nutz und Frommen unserer Seele, aber auf Kosten unseres Geistes. An unserem Unterricht lag unseren Lehrern gar nichts; sie legten es vielmehr darauf ab, uns in Unwissenheit zu erhalten und in unserem Herzen durch die ungerechte Härte der Züchtigungen den Keim aller Tugenden zu ersticken. Zu meinem Glück setzte diese Übertreibung des Bösen meinen Leiden bald ein Ende. Eines

Tages, als ich zu spät zum Unterricht kam und ganz gegen die Gewohnheit meine Aufgabe nicht am Schnürchen konnte, ließ mein Pedant sofort den Korrektor kommen, eine Art Schuldiener, der von der Regierung damit betraut war, die von den Lehrern verhängten Strafen auszuführen. Ich bekam zwanzig Schläge auf die Hände, die mich furchtbar schmerzten, und nach der Züchtigung setzte ich mich wieder auf die Schulbank, ohne meinen Schmerz und meine Entrüstung unterdrücken zu können. Das war aber gerade das Verkehrte, denn der Lehrer ließ mir in Ansehung meiner Aufsässigkeit eine neue Züchtigung angedeihen. Diese Zusatzstrafe war nicht nach meinem Geschmack; ich weigerte mich, sie über mich ergehen zu lassen; aber mein Richter drohte, Gewalt anzuwenden, wenn ich in meinem Trotz beharrte. Bei dieser Drohung blieb mir keine andere Rettung als die Flucht. Um der Gefahr zu entrinnen, ergriff ich heftig Federn, Papier, Federmesser, Tintenfaß und warf alles zusammen dem Pedanten an den Kopf, der mit dem Schrecken davonkam. So sagte ich ihm Lebewohl. Meine Mitschüler wieherten vor Lachen. Doch setzten sie mir auf Befehl des Lehrers nach; und ich in meiner Furcht, erwischt zu werden, rettete mich in eine Kirche, ein in Italien unverletzliches Asyl. So war ich jeder weiteren Verfolgung enthoben. Nach diesem Streich überlegte ich, was ich nun tun sollte. Rief ich meinen Onkel, so machte er zweifellos gemeinsame Sache mit meinen Feinden. So wandte ich mich lieber an meine Mutter, die allein meine Verteidigung übernehmen konnte. Sie erschien bald sehr erschrocken und fest überzeugt, daß ich ein großes Verbrechen begangen hätte; ich erzählte ihr mein Abenteuer, und meine Darstellung be-

ruhigte sie etwas. Sie führte mich in das Haus meines Stiefvaters, und nach vielen Schritten, die zur Beilegung meiner Angelegenheit gemacht wurden, setzte man bei dem Gekränkten durch, daß er mir verziehe, wenn ich öffentlich kniend um Verzeihung bäte und einen Monat im Kloster San Giovanni e Paolo Buße täte, einer Art von Zuchthaus, wo die Gefangenen sich selbst beköstigen müssen. Mein Onkel war selig über diesen Kompromiß und hoffte, daß die Lektionen der Klosterbrüder einen heilsamen Einfluß auf meinen Geist haben würden. „Gott wartet Deiner," sagte er oft, „nutze sein Entgegenkommen und gedenke daran, daß die Hölle offen steht, um Dich zu verschlingen." Er empfahl mich dem Prior und übergab diesem etwas Geld, um Messen für mich zu lesen; dann verließ er mich. Ich kann nicht alles aufzählen, was ich von den Mönchen, die mich mit Gott aussöhnen wollten, zu erdulden hatte; sie bewiesen mir klipp und klar, daß ich verdammt und daß mein Verbrechen unsühnbar wäre. Jung und leichtgläubig, wie ich war, traute ich ihren Reden und meine Reue war tief und aufrichtig. Allmorgendlich bot ich meinen Rücken demütig zur Geißelung dar, und damit die Sühne dem Ärgernis entsprach, das ich verursacht hatte, trug ich gewöhnlich ein Büßerhemd, das mit kleinen Eisenspitzen gespickt war. Ich unterwarf mich allem willig und wähnte stets, wie meine Ratgeber es mir vorbeteten, ich hätte den Teufel im Nacken sitzen. Diese Furcht war so lebhaft, daß mein Schlaf allnächtlich von schrecklichen Visionen gestört ward. Ich mußte eine Generalbeichte ablegen und gestand, daß meine Schulgefährten mir oft höchst bedenkliche Bücher geliehen hatten. Der Prior versicherte mir, daß ich

verdammt sei und daß der Böse mich mit Leib und Seele davontragen würde, wenn ich mich durch Gebet und Almosen nicht dagegen wehrte. So mußte ich wohl oder übel alles hergeben; ich leerte meine Börse in die Hände des guten Paters, und um ja dem Teufel zu entrinnen, unterwarf ich mich dem Fasten und allen Kasteiungen der Buße. „Siehst Du, mein Sohn," sagte mein Beichtiger, „für die vier Scudi, die Du mir gegeben hast, werde ich vier Messen an einem von Sr. Heiligkeit, dem Papst Pius V. geweihten Altar lesen; Deine Seele wird sich dadurch erleichtert fühlen; aber kasteie auch Deinen Körper." Das versprach ich, und ich hielt Wort. Zum Glück näherte sich meine Bußzeit ihrem Ende. Am Tage vor meiner Befreiung empfing ich das Sakrament, und während der ganzen Zeremonie zerfloß ich in Tränen. Am nächsten Morgen erschien mein Onkel. Er verbarg die Überraschung, die ihm die Magerkeit meiner Wangen bereitete, und sagte: „Die frommen Übungen sind Dir zum Segen gediehen; Du lebst nicht mehr im Stande der Todsünde und Dein Ausdruck ist sanfter und zarter geworden." Wir verließen das Kloster und fuhren zusammen in die Schule, wo ich öffentlich vor meinem Lehrer niederkniete und Abbitte tat. Der Lehrer benutzte diese Gelegenheit, um seine Schüler zu vermahnen, welche Rücksichten sie seinem Charakter und seiner Würde schuldeten. Nach einigen Formalitäten dieser Art nahm mich mein Onkel wieder mit zu sich, und seine Frau rief, als sie mich sah: „Was hat er denn getan, daß er so abgemagert ist?" — „Er hat seine Sünden gebüßt", entgegnete ihr Gatte. Mein Vormund hätte mich gern wieder zur Schule geschickt, aber ich weigerte mich, und da ich bei meiner

Weigerung verharrte, entschloß er sich, mich zum Advokaten Burner zu geben, der die päpstlichen Breves für Spanien ausfertigte. Dieser Mann war seit zwei Jahren durch die Gicht ans Haus gefesselt und seine Arbeit beschränkte sich darauf, etliche Schriftstücke zu unterzeichnen, die ein paar Greise für ihn schrieben. Als ich mit dem Unterricht bei ihm begann, lebte er allein mit einem Dienstboten. Meine alte Tante leistete ihm oft Gesellschaft, und des Abends, wenn ich meine Arbeiten gemacht hatte, gingen wir zusammen nach Hause. Der unglückliche Advokat, durch seine Schmerzen ewig ans Bett gefesselt, lästerte Gott und die Heiligen und sagte, wenn die Vorsehung gerecht wäre, so hätte sie Leiden und Freuden in gleichem Maße verteilen müssen. Meine fromme Tante war über diese Lästerungen sehr verletzt, und eines Tages machte sie dem Kranken Vorwürfe darüber, aber er nahm ihre frommen Ratschläge sehr übel auf. Als wir heimkehrten, verbot mir die Gute, unseren Gichtkranken weiter zu besuchen. „Mein Gewissen", sagte sie, „verbietet mir, seine Lästerungen fortan mitanzuhören, und wenn ich die Besuche bei ihm aufgebe, so mußt Du meinem Beispiel folgen, denn aus dem Unterricht eines Gottlosen kannst Du nichts lernen." — „Ich habe keine Angst davor", antwortete ich. Wenn mein Onkel von diesem Zwischenfall erfahren und mir den Unterricht bei Burner verboten hätte, wäre ich sehr betrübt gewesen, denn während unseres Beisammenseins klärte mich der Ungläubige über manches auf, wovon ich dank der Vorsicht meiner Lehrer keine Ahnung hatte; auch lieh er mir treffliche Bücher, deren Lektüre mich entzückte, und ich wußte nicht, wie ich die Lehren der Priester mit den Grundsätzen des Advokaten

vereinbaren sollte, dessen triftige Gründe mir von Tag zu Tag mehr einleuchteten. Inzwischen hatte meine Tante ihre Besuche wieder aufgenommen. Eines Tages litt Burner schrecklich an einem Gichtanfall; sie beschwor ihn, all seine Leiden um Gottes Willen zu tragen; aber der Kleingläubige wies diese frommen Ratschläge im Übermaß seines Schmerzes mit so heftigen Lästerungen zurück, daß meine arme Tante in größter Eile aufbrach, ohne sich die Zeit zu nehmen, Hut und Schal anzutun. Sie machte zwanzig Kreuze und schwur, keinen Fuß mehr in dies verruchte Haus zu setzen. Am Abend erzählte Burner mir lachend dieses Ereignis, und als ich heimkehrte, sagte meine Tante mir kein Wort von dem, was vorgefallen war. Am folgenden Sonntag ging sie zur Beichte und ihr Seelsorger, ein Dominikaner von der Inquisition, verweigerte ihr die Absolution, wenn sie den Gotteslästerer nicht zuvor denunzierte. Am Montag erstattete sie dem Hl. Offizium Anzeige, dann kehrte sie zu ihrem Beichtiger zurück und empfing die Absolution zum Lohne für ihren Gehorsam.

Vierzehn Tage danach wurde ich vor das Inquisitionstribunal geladen; ich war aufs höchste entsetzt darüber, denn ich wähnte, irgendein falscher Freund hätte mich als Leser verbotener Bücher denunziert. Ich hütete mich wohl, meinem Onkel das geringste von der Vorladung zu erzählen, und verbrachte Tag und Nacht in tödlicher Unruhe; man wird zugeben, daß meine Lage heikel war und daß die ganze Sache geeignet war, einen jungen Menschen zu verwirren, der in seinem Leben von der Welt und ihren Ränken noch nichts erfahren hatte. Der Schicksalstag nahte heran, ich stellte mich dem heiligen Tribunal, man ließ mich eine Stunde im Vor-

zimmer warten, mein Herz klopfte gewaltig; endlich ward ich in einen schwarz ausgeschlagenen Saal geführt: drei Dominikanerbrüder saßen vor einem mit schwarzem Tuch bedeckten Tische; dieser Anblick verdoppelte mein Entsetzen; zum Glück machte der Sekretär der drei Inquisitoren, ein braver Abbate, den ich kannte, mir heimlich ein Zeichen des Einverständnisses, was mich etwas beruhigte. Ich atmete freier und ehe noch mein Verhör begann, hatte ich Zeit, mich zu fassen. Zu Häupten der Inquisitoren sah ich ein großes Kruzifix hängen; auf dem Tisch stand ein zweites, kleineres neben einem aufgeklappten Buche: es war das Neue Testament. Der erste Inquisitor fragte mich nach Namen und Vornamen und ob ich schon einmal vor dem Hl. Offizium gestanden hätte, was ich verneinte. „Kennen Sie", fragte er weiter, „den Advokaten Burner?" — „Ja." — „Haben Sie ihn bisweilen Gott lästern hören?" Ich antwortete, daß er grausame Schmerzen auszustehen hätte und daß ich zu ihm ginge, um zu arbeiten, und nicht, um zu hören, was er mir etwa erzählte. Ein schiefer Blick begegnete meiner Antwort, und der Inquisitor bedrohte mich mit schwerer Züchtigung, falls ich nicht alles, was ich wüßte, ohne Umschweife gestände. Dann forderte er mich im Namen der Dreieinigkeit und der Heiligen Schrift auf, alle Lästerungen, die der Schuldige vor mir gemacht, zu denunzieren. „Haben Sie," fügte er hinzu, „keine privaten Unterhaltungen mit diesem Menschen geführt?" — „Niemals." — „Ich empfehle Ihnen, die Gesellschaft dieses Gottlosen zu fliehen; seine Seele ist den Qualen der Hölle preisgegeben; wir werden alles daransetzen, daß er Gnade vor Gott findet, aber wir hoffen auf keinen Erfolg. Gehen

Sie, junger Mann, schwören Sie auf dies Kruzifix, niemandem zu sagen, daß Sie vor unser Tribunal geladen wurden, noch weshalb dies geschah." Ich gelobte alles, was man von mir verlangte, und ward mit den üblichen Formalitäten entlassen. Beim Fortgehen bemerkte ich im Vorzimmer die beiden armen Greise, deren Schriftstücke mein Advokat unterzeichnete; die Unglücklichen bebten an allen Gliedern und beteuerten ihre Unschuld: sie hätten nie im Leben mit der Inquisition zu tun gehabt. Ich befreite sie aus ihren Ängsten, indem ich ihnen sagte, weswegen sie geladen seien. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich die ganze Geschichte meinem Onkel, der seiner Frau wegen ihres Geschwätzes die lebhaftesten Vorwürfe machte. Sie rechtfertigte sich, indem sie sich auf den Befehl ihres Beichtvaters berief, dem sie hätte Folge leisten müssen.

Am selbigen Abend machte ich unserem Ungläubigen den gewohnten Besuch. Ich fand ihn sehr erbost und fragte ihn nach dem Anlaß. „Ich habe keinen Grund zum Lachen", sagte er. „Man hat mich der Inquisition denunziert; was wollen sie von einem armen Gichtbrüchigen? Ich erwarte sie in meinem Bette." Nach einiger Zeit erschien ein Inquisitor und begann ein Verhör, das vier Stunden währte; aber alle Listen des Dominikaners scheiterten an der Kaltblütigkeit des Angeklagten.

Ein Monat war seit jener Szene verflossen, als unser Advokat den Besuch des Großinquisitors empfing. Aber dieser hatte nicht mehr Glück, als sein Bevollmächtigter, und ging mit der Drohung, den Kranken in seinem Bett ins Gefängnis schleppen zu lassen. Als er fort war, sagte Burner zu

mir: „Was wollen sie denn eigentlich? Ich bin ein besserer Theologe als alle unter ihnen; sie können mich einkerkern, foltern, schön; aber nie werden sie mich zwingen, mein Gewissen zu verleugnen.“ Und meine Hand ergreifend, fuhr er fort: „Mein Freund, die Inquisition ist gut fürs Volk, aber sie vermag nichts bei gebildeten Leuten, gegen die ist ihre Logik ohnmächtig.“ Zwei Monate später ward ein Verhaftbefehl gegen ihn erlassen, da er jedoch schwer krank war, mußte die Ausführung des Befehls verschoben werden; und da das Leiden rapide Fortschritte machte, so starb Burner wenige Tage später eines unbußfertigen Todes.

Kaum hatten die Franzosen die alte Hauptstadt der Welt anno 1807 von neuem besetzt, als die römische Jugend sich von den schönen Versprechungen Napoleons täuschen ließ. Ich hätte in erster Reihe unter den Genarrten gestanden und hatte die schönste Anwartschaft darauf; da ich jedoch noch unter der Vormundschaft meines Onkels stand, eines, wie ich schon betonte, überzeugten Papisten, so war mein guter Wille dazu eine Zeitlang umsonst. Ich lebte stets unter den Augen meines Vormunds; als er jedoch in Geschäften eine kleine Reise machen mußte, ließ er mich in Rom mit der Weisung, nie das Haus zu verlassen, niemanden zu sehen als einen Priester, den er mir zum Mentor erkoren hatte, und vor allem, mich nie in die Politik einzulassen, die unerschöpfliche Quelle aller Pein und aller Verrechnungen. Ohne Zaudern versprach ich alles, was er von mir verlangte: eitle Schwüre! Kaum war er einige Miglien von Rom entfernt, als ich mich schon bei meinen Freunden über den Stand der Dinge erkundigte. Einige von ihnen waren in die neuen Regimenter

eingetreten; andere hatten gute Stellen in der Verwaltung erlangt, und alle drängten mich um die Wette, meinen Onkel zu verlassen und das Waffenhandwerk zu ergreifen, denn ich könnte leicht ein Patent als Unterleutnant erhalten. Ich machte Einwände und hielt ihnen den Bannfluch entgegen, mit dem der Papst alle die träfe, die der französischen Regierung ihre Dienste anböten. Meine Skrupel brachten meine Freunde zum Lachen. „Dein Onkel", sagten sie, „hat dich in Unwissenheit erzogen und deine Lehrer haben sein Werk vollendet; komme zu uns und du wirst bald wissen, was der Bann wert ist." Mein Widerstand hielt ihren Ratschlägen und dem Wunsche, mich an der Spitze einer Kompagnie zu sehen, nicht stand; ich war überzeugt, daß mein Onkel beim Anblick meiner Epauletten nachgeben würde, und da ich wußte, daß er erst in zwei Tagen wiederkehrte, faßte ich unverzüglich meinen Entschluß; ich kaufte mir auf meine Kosten eine Uniform, und meine Freunde erlangten beim General Miollis, dem Gouverneur von Rom, ein Offizierspatent für mich. Meines neuen Waffenkleides stolz, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als mich mit der ganzen Eitelkeit eines Emporkömmlings überall blicken zu lassen; aber da ich die Freiheit erst seit einem Tage genoß, so überließ ich mich ihren noch unbekannten Reizen nur mit Zurückhaltung. Am nächsten Tage meldete ich mich im Paradeanzuge beim General Miollis, um ihm für die erwiesene Gunst zu danken und dem Kaiser den Treueid zu leisten. Der General empfing mich herzlich und versicherte mir, die französische Regierung werde den Eifer derer, die als erste zu ihren Fahnen geeilt seien, nach Verdienst zu würdigen wissen; dann schickte er mich zu

Cesare Marucchi, Bataillonskommandeur in der ersten Legion, der mir sofort meinen Dienst anwies. Mein Onkel erfuhr von meinen Schritten und erledigte seine Geschäfte in größter Eile, um nach Rom zurückzukehren. Ich würde umsonst versuchen, sein Erstaunen und seine Wut zu schildern; als er sah, daß die Dinge so weit gediehen waren, erklärte er mir sofort, ich müsse sein Haus verlassen, denn einen Rebellen, einen Exkommunizierten würde er nie unter seinem Dache dulden! Ich versuchte, seine Heftigkeit zu dämpfen, indem ich ihm die Beweggründe meiner Handlung darlegte und ihm beteuerte, daß man sehr wohl Napoleon dienen und doch ein guter Katholik bleiben könne. Umsonst bot ich alle meine Beredsamkeit auf. „Nein," rief er, „nein, man kann nicht zweien Herren dienen; verzichte auf deine Pläne, brich eine verbrecherische Verpflichtung, noch ist es Zeit; gehe aufs Land, um dich den Verfolgungen der Schändlichen zu entziehen". Ich blieb unerschütterlich; ich hatte die Welt und ihre Freuden kennen gelernt und diese kurze Probe hatte mich in meinem Entschluß bestärkt. Trotzdem wagte mein Onkel nicht, Gewalt anzuwenden, aus Furcht, der französischen Regierung verdächtig zu werden; er gab klein bei und war sogar erbötig, mir monatlich vier Scudi Zulage zu geben, unter der Bedingung, daß ich auswärts wohnen sollte, was ich auch vom nächsten Tage an tat.

Kaum waren die Franzosen in Rom eingerückt, als sie Ausschreitungen begingen, ungeachtet der Briefe, in denen der Staatssekretär des Papstes unablässig gegen diesen Mißbrauch der Gewalt protestierte. Der französische Gouverneur antwortete mit Ausflüchten und traf nach wie vor alle Maßnahmen, die seinen Absichten dienlich waren. Er begann damit, sich

der Mehrzahl der Klöster zu bemächtigen, um sie in Kasernen zu verwandeln. Die pontifikate Regierung verwahrte sich offen gegen diese Verletzung der Menschenrechte, aber der General Miollis achtete nicht darauf. Von der Fruchtlosigkeit seiner Gegenvorstellungen überzeugt, faßte der Papst den Entschluß, alle zu exkommunizieren, die mit den Franzosen gemeinsame Sache machten, und seine Bannbullen waren nachts an den gewohnten Stellen in Rom und im ganzen Kirchenstaat angeschlagen. Der General beantwortete diese feindlichen Demonstrationen damit, daß er die Schweizer, die den Palast von Monte Cavallo [21] bewachten, durch Franzosen ersetzte und jedermann den Zutritt verbot.

Als der Heilige Vater seine Autorität mißachtet und sich selbst gefangen sah, ließ er die Tore des Palastes schließen und verzichtete auf jede Verbindung mit der Außenwelt. Überzeugt, daß die Franzosen Vorbereitungen träfen, um ihn zu entführen, ließ er seinen vollen Ornat bereitlegen, für den Fall, daß ein Verwegener sein Hausrecht verletzte, und entschlossen, ein Todesurteil gegen den zu schleudern, der seine heilige Person mit ruchloser Hand antastete. Als das Volk von dem Vorhaben der Franzosen erfuhr, geriet es in Aufruhr, und der General Miollis hielt es trotz der Menge von Soldaten, die er kommandierte, für angezeigt, die Entführung des Papstes in tiefstem Geheimnis zu vollführen. Auch unterließ er keine der nötigen Vorsichtsmaßregeln, um das Gelingen dieses Planes zu sichern, der fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot in einem Lande, wo das Volk nichts als die Religion kennt und den Papst nicht nur als Herrscher, sondern als einen Gott auf Erden verehrt. Drei Tage, ehe dieses Drama sich abspielte,

erschienen alle Notabeln von Trastevere, den Monti, Santa Maria del Popolo und dem Borgo an den Pforten des Palastes, unter dem Vorwand, Sr. Heiligkeit einen Stör von riesiger Größe und einem Gewicht von dreihundert römischen Pfunden zu verehren. Der Befehl, der den Zutritt zum Palast verbot, war nicht widerrufen; trotzdem ließen die Franzosen es geschehen, da sie fürchteten, den Argwohn des Volkes zu vermehren, wenn sie sich diesem Schritt widersetzten. Die Deputation wurde also mit ihrem Riesenfisch zum Papste gelassen; dieser nahm die Huldigung an und dankte den Notabeln für diesen Beweis ihrer Anhänglichkeit an ihren Herrscher, den die Feinde der Kirche bedrohten. Danach ergriff einer der Deputierten das Wort, um den Papst von dem wahren Zweck ihres Besuchs in Kenntnis zu setzen. „In dieser schweren Zeit", begann er, „haben wir unsere Zuflucht zur List genommen, um die Wachsamkeit der Kerkermeister Ew. Heiligkeit zu täuschen. Zwanzigtausend Menschen haben für Ihre Befreiung zu den Waffen gegriffen und sind bereit, Sie aus den Händen Ihrer Feinde zu befreien; zählen Sie auf ihre Ergebenheit; und wenn sie den letzten Tropfen Blut für Ew. Heiligkeit verspritzen sollten, so werden sie sich glücklich schätzen, als Märtyrer einer so schönen Sache zu sterben." Der Papst selbst täuschte sich über Frankreichs Pläne und ahnte die drohende Gefahr nicht: er begnügte sich also damit, der Deputation alle seine Dankbarkeit zu bezeugen. „Zieht Euch zurück," sagte er, „die Zeit zum Handeln ist noch nicht gekommen. Wenn ich Eurer Dienste bedarf, werde ich es Euch wissen lassen. Haltet Euch ruhig, ich werde Euch nicht verlassen; niemals wird man wagen, sich an meiner Person zu

vergreifen.“ Damit gab er ihnen seinen Segen, und nachdem er ihren Fußkuß entgegengenommen, entließ er sie.

Der General Miollis sah die Symptome der Volksbewegung mit Besorgnis. Um die Widerstandspläne, die unter seinen Augen gediehen, zu vereiteln, beschloß er, die Entführung des Papstes zu beschleunigen, und betraute mit dieser heiklen Mission den General Radet, den Kommandeur des Gendarmeriekorps. Da der Handstreich nächtlicherweile geschehen sollte, ordnete er an, daß alle Polizeikommissare auf ihrem Posten sein sollten, daß hundert Polizeiagenten die Nacht unter den Waffen verbringen sollten, ebenso fünfzig Gendarmen und hundert Nationalgardisten, die mit Leitern am Fuße der päpstlichen Gärten bereitstehen sollten. Der Gouverneur ließ den mit der Ausführung betrauten Soldaten einen Tagesbefehl verlesen, worin jeder mit dem Tode bedroht ward, der im Innern des Palastes die geringsten Ausschreitungen beginge. Um Mitternacht erschien der General Radet in Begleitung des Gendarmie-Wachtmeisters Bonom, beide in Zivil. Die Ersteigung der Gärten sollte in folgender Weise geschehen: erst die Polizeiagenten, dann die Nationalgarden und schließlich der General mit etlichen Gendarmen. Ein Nationalgardist, ein feuriger Patriot, namens Mazzolini, dürstete nach der Ehre, die Leiter als erster zu ersteigen; sein Ehrgeiz kam ihm teuer zu stehen, denn er fiel und brach sich das Bein: dieser Fall kühlte den Eifer seiner Kameraden ein wenig ab; sie sahen in seinem Unfall ein Gottesgericht. Die Polizeiagenten, unwissende Leute, die man zwangsweise herbeigeführt hatte, weigerten sich, hinaufzusteigen. Da wandte sich der General an die Gendarmen. „Nun, Ihr Braven,

zeigt doch diesen Leuten, ob es ein Gottesgericht oder ein Zufall war. Marsch." Die Gendarmerie erkletterte sofort die Mauer; die Nationalgarde folgte mit dem General und die Polizeiagenten beschlossen den Zug. Zum Führer nahm der General einen Mann, der die Gänge im Souterrain kannte, die aus den Gärten ins Innere des Palastes führten. In beiden Händen Pistolen, durchschritten sie diesen Zugang; am Ende fanden sie einen Mitverschworenen, der ihnen die Tür öffnete, durch die sie in den großen Palasthof gelangten. Hier sammelte der General sein Häuflein und befahl ihm, die Schweizergardisten zu entwaffnen; fünfzehn Mann genügten zur Ausführung dieses Befehls. Nachdem dieser Anfang gemacht war, kehrten die Gendarmen zum Sammelpunkt zurück und versicherten dem General, daß die päpstlichen Garden keinen Widerstand leisten würden. Der General befahl seiner Mannschaft, die größte Stille zu wahren und ließ sich durch den Führer in Begleitung des Wachtmeisters zum Schlafgemach des Papstes führen. Sie erreichten ihr Ziel, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Der General klopfte zweimal an. Beim zweitenmal fragte der Papst: „Wer ist da?" — „Ich bin der General Radet, vom Kaiser Napoleon gesandt." Bei dieser Antwort öffnete der Papst die Tür. Er war angekleidet; wie man annimmt, hatte er sich nicht zu Bett gelegt, ja einige behaupten, er sei auf diesen Besuch vorbereitet gewesen und erwartete den Augenblick der Abreise. Wie dem aber auch sei: Seine Heiligkeit ließ den General und den Wachtmeister eintreten. Der General vermeldete dem Papst seinen Respekt und fuhr dann fort: „Euer Heiligkeit haben fünf Minuten, um sich zu entscheiden.

Entweder müssen Sie diesen Vertrag unterzeichnen — er enthielt den Treuschwur an den Kaiser, die Anerkennung des Code Napoleon und einige minder wichtige Artikel — oder unverzüglich abreisen." Der Papst las den Vertrag und blieb während dieser fünf Minuten stehen, indem er mit seiner Tabaksdose spielte. Der Wachtmeister hatte die Dreistigkeit, ihn um eine Prise zu bitten. Der Papst bot ihm lächelnd seine Tabaksdose an. „Das ist famoser Tabak", rief der Gendarm, nachdem er geschnupft hatte. Der Papst forderte ihn stumm auf, sich ein Paket davon zu nehmen, das auf dem Tische lag. Nach Verlauf der fünf Minuten fragte der General, welchen Entschluß Seine Heiligkeit gefaßt hätte. „Abzureisen," erwiderte der Papst, „aber ich wünsche meinen Staatssekretär und meinen Kammerherrn mitzunehmen." Der General willigte ein und die nötigen Anordnungen wurden getroffen. Gleichzeitig ging das Hauptportal des Palastes auf, um zwei Reisewagen durchzulassen, die mit Postpferden bespannt waren und von sechs Gendarmen mit gezogenem Säbel eskortiert wurden. Der Kardinal Consalvi erschien alsbald und legte gegen diesen Anschlag mit großer Würde Verwahrung ein; auch forderte er einen Aufschub, um die Reisevorbereitungen treffen zu können. Der General Radet antwortete ihm fröhlich, daß die Zeit des Redens und Kommentierens vorüber sei und daß aufgebrochen werden müßte. Die Wagen harrten am Fuß der Treppe; der Papst bestieg den für ihn bestimmten und äußerte den Wunsch, seinen Staatssekretär bei sich zu haben. Diese Gunst wurde ihm verweigert und, um sicher zu gehen, wurde der Kardinal Consalvi und der Kammerherr in den zweiten Wagen gesteckt.

Der Wachtmeister ritt hinter dem Wagen des Kardinals und der General hinter dem des Papstes.

So verließ man den Palast und durchfuhr die ganze Stadt, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken. Als der Papst fort war, befahl ein Offizier allen im Palast postierten Garden, diesen unverzüglich zu verlassen, und jeder kehrte ruhig in sein Quartier zurück. Die Leitern waren bis zum Morgen vergessen worden. Das Volk erblickte sie und das Gerücht verbreitete sich, der Papst sei auf einer Leiter entführt worden. Die Priester deuteten den Sturz des armen Mazzolini im religiösen Sinne aus und versicherten, der Papst hätte alle seine Entführer mit dem Tode treffen können, aber er hätte sich damit begnügt, einen einzigen stürzen zu lassen, um den anderen zu denken zu geben. Sie verbreiteten tausend Fabeln ähnlicher Art, die das leichtgläubige Volk samt und sonders leidenschaftlich aufnahm.

Der französische Gouverneur ergriff von dem päpstlichen Palast Besitz und schickte nach und nach alle Kardinäle fort, die sich weigerten, dem Kaiser den Treuschwur zu leisten.

Hier muß ich einen Zwischenfall erwähnen, der den Erfolg des Anschlags fast in Frage gestellt hätte. In Monterosi, fünfundzwanzig Miglien von Rom, in dem Augenblick, wo die vom General beorderten Relaispferde vorgespannt waren, öffnete der Papst eine der Wagentüren, und der Postillon, der bis Baccano gefahren war, erkannte ihn. Er fiel sofort auf die Knie und rief: „Heiliger Vater, Euren Segen! Ich trage keine Schuld; ich wußte nichts von alledem, sonst wäre ich lieber gestorben, als die Hand zu Eurer Entführung zu leihen.“ Die Postillone, die soeben ihre Pferde besteigen

wollten, weigerten sich, abzufahren. Das Volk rief: „Heiliger Vater, Euren Segen! Wir wollen Euch befreien!" Der General sah, daß ihm Gefahr drohte, erschlagen zu werden; er befahl den Gendarmen, die den Wagen eskortierten, die Postillone abzulösen, und zweien unter ihnen, die Vorderpferde zu besteigen und im Galapp davonzufahren. Er selbst spannte seine Pistolen und erklärte, er würde jeden niederschießen, der es versuchte, den Wagen anzuhalten; so zog er sich aus der Verlegenheit. Bis nach Poggibonsi in Toscana ging es ununterbrochen weiter; dort rastete man ein paar Stunden und setzte die Reise dann fort. Als ich später durch Poggibonsi kam, erfuhr ich von der Wirtin der Herberge, wo der Papst abgestiegen war, die folgende Anekdote. Ein Westenknopf war Sr. Heiligkeit abgegangen. Da der Papst keinen anderen hatte, rief er in Abwesenheit seines Kammerherrn die Wirtin, um den Schaden auszubessern, und diese beeilte sich, seinem Wunsche nachzukommen. Da der Papst indes kein Geld hatte, um ihr diesen kleinen Dienst zu vergüten, wandte er sich an den General Radet, der ihm sofort seine Börse voller Louisdors überreichte. Der Papst entnahm ihr vier und gab sie der Wirtin.

Nach der Abreise des heiligen Vaters nahmen die Dinge in Rom plötzlich eine andere Wendung. Man vergaß die geschleuderten Bannflüche, und alles drängte sich zu Anstellungen bei der französischen Regierung. Doch zogen einige eifrige Anhänger des Papstes den Vorteilen der Unterwerfung die Treue gegen ihre Grundsätze vor. Zu ihnen gehörte auch mein Onkel, der ein einträgliches Amt der Furcht opferte, die ihm die Bannflüche der Kirche einflößten. Da ich seine frommen Skrupel nicht teilte, begab ich mich nach Foligno, einer

Stadt etwa hundert Miglien von Rom, um daselbst im Auftrage der französischen Regierung die Nationalgüter zu verwalten. Ich verzichtete auf mein Leutnantspatent und verabschiedete mich vor der Abreise von meinem Onkel und meiner Mutter, indem ich ihnen mein Vorhaben mitteilte. Der Gatte meiner Mutter teilte die Ansichten meines Onkels und hatte die gleichen Opfer gebracht. Ich wurde also recht kalt empfangen und erhielt die Versicherung, daß ich und sämtliche Anhänger Napoleons bald allen Grund zum Weinen haben würden. Diese Prophezeiung kam mir höchst spaßig vor, und nachdem ich umsonst versucht hatte, meine teuren Verwandten zu meiner Meinung zu bekehren, verließ ich sie, um mich auf den Weg zu machen. Die Art und Weise meiner Reisegefährten verdient einige Worte der Erwähnung. Es waren dies ein ältlicher Advokat, der mit seiner jungen Frau nach Foligno reiste, um dort einen Verwaltungsposten zu bekleiden, und ein Kapuziner, der in sein Kloster in Perugia zurückkehrte. Er mochte etwa sechzig Jahre zählen. Die Gicht hatte ihn nicht verschont, aber trotz seiner Schmerzen war er so heiterer Laune, daß er uns während der ganzen Reise die Zeit vertrieb. Übrigens ein Mann von Verdiensten und früher Prediger und Beichtiger der Königin von Neapel, der Gattin Ferdinands IV. Als dieser Fürst sich nach Sizilien zurückzog, kehrte unser Kapuziner, der sich in Palermo langweilte, in sein Kloster zurück. Wenn ich hier alles das wiederholen wollte, was er uns erzählt hat, so fürchtete ich, zarte Ohren zu verletzen; vor allem schonte er den Ruf seines königlichen Beichtkindes in keiner Weise. Folgender Zug unter tausend anderen belustigte mich höchlichst. Die Königin hatte einen Liebhaber;

es war dies für sie ein Vergnügen, ein unerläßlicher Zeitvertreib. Der Kupuziner verbot es ihr, ja, er verweigerte ihr selbst die Absolution, wenn sie ihren Wandel nicht änderte. Die Königin ließ sich nicht entmutigen, sie beharrte auf ihrem Willen und erhielt die gleiche Antwort; der Beichtvater war unbeugsam. „Ich kann Sie nicht absolvieren, Sie wollen nicht Buße tun und fallen stets in die gleiche Sünde zurück.“ Er ließ nicht nach; da öffnete die Königin ihre Börse und gab ihm eine Anzahl Goldstücke. „Wenn Sie mir Absolution geben wollen, so nehmen Sie dies Geld und lesen Sie ein paar Messen, damit Gott meine Sinnesart ändert.“ Das Argument war stichhaltig; der Kapuziner konnte ihm nicht widerstehen; er nahm das Geld, erteilte die Absolution und versprach, für die Bekehrung der Fürstin zu beten. „Auf diese Weise“, erzählte er uns lachend, „hab' ich mir ein Vermögen zusammengescharrt, indem ich viele Absolutionen verkaufte. Wir kamen bei diesem Handel alle beide auf unsere Rechnung; ich wurde reich und die Königin behielt ihre Liebhaber. Hätte ich zu diesem Kompromiß nicht die Hand geboten, so wäre ich fortgeschickt worden, und am nächsten Tage hätte die Königin hundert Beichtväter gefunden, die ihr alle Absolutionen der Welt mit größter Bereitwilligkeit aufgedrängt hätten.“ Diese Unterhaltung ließ mich erkennen, wie recht der arme Burner gehabt hatte.

In Foligno angelangt, begann ich sogleich meines Amtes zu walten. Eine der ersten Maßregeln war die Aufhebung der Männer- und Frauenklöster, und ich stellte ein Inventar aller ihrer Einnahmen und ihrer Besitztümer auf. Der Blick in das Innere dieser Klöster ließ mich erkennen, wie viele

Opfer sie enthielten, die den Launen und dem Ehrgeiz der Familien gebracht waren: um ihren Erstgeborenen reich auszustatten, verdammten sie alle übrigen zu kummervoller, lebenslänglicher Haft. Trotzdem waren die alten Nonnen tief betrübt, die Stätte zu verlassen, wo sie als Königinnen geschaltet hatten, während die jungen Schwestern, die man gewaltsam gezwungen hatte, der Welt zu entsagen, die lebhafteste Freude bezeigten und mich bisweilen leise fragten, wann ich ihnen denn die Freiheit brächte. Ihre Harmlosigkeit machte mich lächeln, und doch, wenn ich darüber nachdachte, hätte ich gewünscht, mit diesen entarteten Eltern, die sich derart zu Henkern ihrer Kinder gemacht hatten, streng ins Gericht zu gehen. Es ist mir unmöglich, alle Reichtümer, die ich in diesen Klöstern fand, aufzuzählen. Manche hätten ganze Dutzende von Familien ernährt und nun verschlangen sieben oder acht Mönche ihre Einkünfte. Obgleich ich geneigt bin, gewisse Maßnahmen Napoleons streng zu verurteilen, kann ich ihm über diese mein Lob nicht vorenthalten. Es war eine heilsame Maßregel, diese frommen Faullenzer zur Arbeit und in die menschliche Gesellschaft zurückzuführen. Sie kannten in ihrem genußreichen Stilleben keine andere Sorge als die um ihr Wohlbefinden. Ich möchte ihn sogar tadeln, daß er ihnen Pensionen ausgesetzt hat. Wäre die Macht in meinen Händen gewesen, so hätte ich sicherlich einen politischen Mißgriff getan, aber als Zeuge ihrer Verderbtheit und Heuchelei hätte ich ihnen keinen Heller zugebilligt: je mehr ich den Dingen auf den Grund blickte, um so mehr Niedertrachten entdeckte ich. Einige Laienbrüder enthüllten uns alle Geheimnisse des Handwerks und die Intrigen der Mönche, die den ersten

Damen der Stadt den Hof machten, um ihren Reichtum und ihren Kredit zu benutzen; denn den Häusern, welche die Mönche protegierten, wurden alle Gunstbeweise der päpstlichen Regierung zuteil. Auch die Nonnen fanden Mittel und Wege, die Härte der Klosterregel zu mildern; aber da sie verdammt waren, nie auszugehen, so fanden sie Hindernisse aller Art, während die Mönche, die volle Bewegungsfreiheit hatten, sich zwanglos die schlimmsten Ausschreitungen erlaubten. Als meine Arbeit über die Klöster beendet war, wurden die Klostergüter versteigert; und da der Preis nicht sehr hoch war, so beeilten sich alle Bürger mitzubieten, ohne an ihren Ursprung zu denken. Indessen ist das Volk in Foligno durchaus nicht ohne alle Vorurteile; eine einzige Tatsache möge genügen, um den abergläubischen Sinn der Einwohner zu kennzeichnen. Wie erzählt wird, sah man in einem Jahre während des Karnevals in der Maskenzeit Teufel in der Vorhalle der Kirche San Felice tanzen. Alsbald veranstaltete das unwissende Volk Prozessionen, um den Zauber zu brechen, und es ward beschlossen, den Karneval alljährlich auf eine Woche auszusetzen. Diese Pause heißt die Woche des Cucugnaio. Wir taten unser möglichstes, um dieses Vorurteil zu zerstören, doch umsonst; die Unglücklichen beharrten auf ihrem Wahn, daß, wenn eine Maske sich während dieser Schicksalswoche zeigte, die Teufel alsbald wieder in der Vorhalle der Kirche tanzten.

Ich reiste verschiedentlich nach Rom, bisweilen zu meinem Vergnügen, öfter in Geschäften. Ich hatte mir einen kleinen Wagen für mich allein bauen lassen; ich besaß ein ausgezeichnetes Pferd, und dank seiner Schnelligkeit dauerte die Fahrt

nicht lange. Ich fürchtete mich nicht, des Nachts ganz allein durch die Campagna zu fahren, obwohl man mir geraten hatte, in einem von Briganten durchseuchten Lande mehr auf meiner Hut zu sein. Da mir nie etwas passiert war, so lachte ich dieser furchtsamen Ratschläge; aber als ich wieder einmal nach Rom fuhr, um den Festen des Hl. Napoleon beizuwohnen, ward ich auf der Fahrt zwischen Nepi und Monterosi von acht Bewaffneten angegriffen, die mit dem Ruf ferma! ferma! (Halt! Halt!) auf mich losstürzten. Es war nach Mitternacht. Auf ihr Geschrei hielt ich an und fragte, was sie wollten. Sie hießen mich absteigen und legten mich auf die Erde, mit dem Gesicht nach unten. Beim Aussteigen bat ich sie, den Zügel meines Pferdes nicht loszulassen, da es sonst durchginge; so taten sie; dann fragten sie mich, wer ich sei; ich hütete mich wohl, ihnen die Wahrheit zu sagen; hätte ich eingestanden, daß ich ein Agent der französischen Regierung sei, so hätten sie mich augenblicklich getötet. „Ich bin Kaufmann," sagte ich ihnen „und bin auf einer Geschäftsreise." — „Woher kommt Ihr?" — „Von Foligno." Sie begannen darauf zu beraten, welchen Entschluß sie fassen sollten; der eine von ihnen sagte: „Ich glaube, er täuscht uns, er muß ein Agent sein." — „Nein," entgegnete ein anderer, „wenn er es wäre, wagte er nicht des Nachts allein zu reisen." Ein dritter bemerkte: „Es ist sicher ein Kaufmann, der bei Nacht reist, um die Herbergskosten zu sparen." Nach dieser Beratung fragte mich der eine: „Seid Ihr wirklich ein Kaufmann?" — „Ganz gewiß, meine Freunde," antwortete ich, „Ihr könnt dessen versichert sein. Ich bin durchaus kein Agent der französischen Regierung; ich habe sogar große Opfer gebracht, um

von der Aushebungsliste gestrichen zu werden." — „Seht ihr," warf ein anderer ein, „er ist auch ausgehoben worden!" Dann fuhr er, zu mir gewandt, fort: „Beruhigen Sie sich, wir sind selber flüchtige Ausgehobene und keine Mörder; wir sind in die Berge gegangen, weil wir Napoleon nicht dienen wollen. Wenn wir einem seiner Agenten, Gendarmen oder Soldaten begegnen, so üben wir keine Gnade; aber von einfachen Reisenden erheben wir bloß eine kleine Steuer: so lassen wir Sie frei für acht Scudi, ein Scudo pro Kopf." Da zog ich aus meiner Tasche eine Börse mit fünfzehn Louisdors. „Nehmt diese Börse," sagte ich zu ihnen, „sie gehört euch." Sie nahmen diese Freigebigkeit mit Murren auf. „Wir sind keine Mörder," riefen sie, „wir haben von Euch acht Kronen gefordert, und mehr wollen wir nicht." Ich gab sie ihnen gern; dann sagten sie: „Geht und geleit' Euch Gott. Aber fahrt nicht eher ab, als bis wir zweihundert Schritt weit fort sind." Sofort dachte ich daran, daß mein Pferd für mich verloren wäre, sobald sie den Zügel losließen, da es sofort zu galoppieren begann, wenn es sich freifühlte. So sagte ich zu ihnen: „Meine guten Freunde, da ihr mich so großmütig behandelt habt, erweist mir auch noch den Gefallen, mein Pferd zu halten, bis ich wieder in mein Gefährt gestiegen bin. Ich verspreche, Euch nicht anzusehen, und schwöre bei meiner Ehre, daß ich nicht gewillt bin, zu wissen, wer ihr seid, noch euch zu schaden." „So verbindet Euch die Augen mit einem Taschentuch, damit wir ganz sicher sind." Dies tat ich und stieg behend in meinen Wagen; dann verließ ich meine neuen Freunde und wünschte ihnen gute Nacht. Ich trieb mein Pferd zur Eile und erreichte Monterosi, noch kaum von meinem Schrecken

befreit; dort erzählte ich mein Abenteuer; man versicherte mir, daß ich wohl daran getan hätte, meinen Beruf zu verleugnen, und daß es um Tod und Leben gegangen wäre.

Nach den Festen des 15. August wollte ich nach Foligno zurückkehren, wohin mich mein Amt rief; aber ich erfuhr, daß Spatolino, ein berühmter Brigant, verurteilt werden sollte, der vor vier Monaten gefaßt war und gegen den Zeugen aus allen Teilen Italiens auftraten. So blieb ich in Rom, um diese Geschichte zu verfolgen und zu sehen, ob der Unglückliche das Versprechen halten würde, das er im Kerker gegeben hatte, nämlich den Anwesenden etwas zum Lachen zu geben.

Dieser Spatolino hatte sein Räuberhandwerk seit achtzehn Jahren mit höchst bedauerlichem Erfolg betrieben; die französische Regierung, die schon daran verzweifelte, ihn zu fangen, betraute mit dieser Aufgabe den Polizeikommissar Angelo Rotoli, einen tatkräftigen und verschlagenen Menschen, der wohl imstande war, eine so heikle Sache zum glücklichen Ende zu führen. In der Einsicht, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten war, nahm er seine Zuflucht zur List. Er ließ Spatolino insgeheim wissen, daß ein Polizeikommissar ihn um ein Stelldichein bäte, und ersuchte ihn um Angabe des Ortes; er würde allein und ohne Waffen erscheinen; er fügte hinzu, daß er schrankenloses Vertrauen in ihn setzte und daß der Gegenstand dieser Zusammenkunft äußerst wichtig sei. Spatolino ging auf diesen Vorschlag ein und bestimmte den Ort des Stelldicheins. Rotoli begab sich allein und unbewaffnet hin, wie er versprochen, und fand Spatolino, der zu ihm sagte: „Signor Rotoli, sind Sie hierhergekommen, um mich zu verraten, oder ist es wahr, wie Sie mir geschrieben haben, daß Sie mit mir

von einer wichtigen Angelegenheit zu reden haben?" — „Ich bin kein Verräter", antwortete Rotoli; „die französische Regierung wünscht mit Eurer Hilfe alle Eure Spießgesellen niederzuschlagen. Um diesen Preis gewährt sie Euch volle Amnestie und wird Euch die Reichtümer, die Ihr aufgehäuft habt, in Ruhe genießen lassen." Der Brigant, seines Abenteurerlebens müde, sehnte sich nach Ruhe und ging auf diesen Vorschlag ein. Er versprach seine Bande auszuliefern, wenn ihm Sicherheit und Schutz zugesichert würde, was ihm der Kommissar auf Ehrenwort versprach. Dem leichtgläubigen Spatolino erschien diese Garantie hinreichend. „Schön," sagte er, „finden Sie sich heute abend um acht Uhr hier ein, mit zwanzig Gendarmen und einem Bauerntrupp; ich werde mit sieben oder acht von meinen Leuten da sein; das ist alles, was ich tun kann; meine Frau befindet sich gleichfalls darunter, und ich mache zur Bedingung, daß ihr die Freiheit gewährleistet wird, ganz wie mir." Diese Klausel fand keinen Widerspruch. Nachdem der Vertrag derart abgeschlossen, zogen die beiden Unterhändler gemeinsam von dannen. Unterwegs versprach der Brigant dem Polizeikommissar zweitausend Scudi als Preis für seine Freiheit. Er habe, setzte er hinzu, bedeutende Summen sicher deponiert. Nach einer langen Unterredung trennten sich beide.

Nach Rom zurückgekehrt, setzte Rotoli seine Vorgesetzten von dem Ergebnis seiner Verhandlung in Kenntnis, und am Abend erschien er, wie verabredet, zum Stelldichein mit seinen Gendarmen. Spatolino ließ nicht auf sich warten; er rief Rotoli. „Gehen wir hinein," sagte er zu ihm, „unsere Leute sind beim Essen." Dann setzte er hinzu: „Vergessen Sie nicht,

daß ich auf Ihr Ehrenwort rechne; ich verhehle mir trotzdem nicht, daß ich kaum daran glaube, daß die französische Regierung mich begnadigen wird." — „Fürchtet nichts, ich bin Euer Bürge." So plauderte der Kommissar mit seinem Opfer, Arm in Arm, und hinter ihnen folgten schweigend die Gendarmen. Vor dem Hause angekommen, pfiff Spatolino und die Tür ging alsbald auf. Spatolino trat zuerst ein; und die Briganten, in dem Glauben, er führe ihnen neue Kameraden zu, blieben seelenruhig sitzen. Dank dieser Täuschung konnten die Gendarmen sich zweckmäßig aufstellen und wurden mit allen Gästen leicht fertig. Vier unter ihnen warfen sich auf Spatolino, entwaffneten ihn und legten ihn in Ketten, so gut wie die anderen. „Ich bin verraten!" schrie er. „Nein," antwortete Rotoli kalt, „dies ist eine reine Formensache, morgen werdet Ihr in Freiheit gesetzt." Eitle Beteuerung! Spatolino, der sich keine Illussionen mehr machte, glaubte nicht daran. „Seit achtzehn Jahren", sagte er bitter, „hab' ich geraubt, geplündert, gemordet, und nie hat ein lebender Mensch mich erwischt; hätt' ich je gedacht, daß diese Ehre Rotoli vorbehalten würde! Doch ich muß Geduld lernen; ich war zu ehrlich; ich wähnte, man könne etwas auf ein Ehrenwort geben. Ich sehe ein, daß ich mich getäuscht habe, ich Unbesonnener! Ich habe meine Gefährten ausliefern wollen, und nun hab' ich mich selbst ausgeliefert." Als er sah, daß man auch seine Frau in Ketten gelegt hatte und in den Kerker schleppte, rief er: „Mein Weib ist unschuldig; verzage nicht, mein Weib, ich rette Dich; nein, Du sollst nicht sterben, ich werde Dich verteidigen."

Die ganze Bande wurde ins Gefängnis geführt. Eine

Untersuchungskommission wurde eingesetzt und nach einer Voruntersuchung von fünf Monaten, nachdem gegen vierhundert Zeugenaussagen die zahllosen Morde des Angeklagten dargetan hatten, ward er vor Gericht geführt. Er erschien mit acht seiner Spießgesellen und seinem Weibe. Bei Eröffnung des Verhörs erhob er sich und richtete an den Präsidenten folgende Ansprache: „Signor, ich weiß, daß alles bekannt ist, ich habe Ihnen nichts zu verheimlichen. Ich habe den unverzeihlichen Fehler begangen, dem Ehrenwort Rotolis zu trauen. Da ist nichts mehr zu helfen, meine Vertrauensseligkeit hat mich ins Verderben gestürzt und ich muß ihre Folgen tragen; trotzdem will ich versuchen, Ihnen über meine Verbrechen die genauesten Angaben zu machen. Die einzige Gunst, die ich erbitte, ist die, mich vor meinem Tode eine Stunde mit meiner Frau allein zu lassen.“ Der Präsident versprach es ihm. „Ich rechne darauf; Ihr Wort ist jedenfalls mehr wert als das des Rotoli, der mir das Leben versprach und mich in den Tod treibt.“ — „Zweifeln Sie nicht, ich verspreche es Ihnen.“ — „Schön, wir werden sehen, was aus diesem Versprechen wird.“

Er sagte das alles in heiterem Tone, dann fuhr er fort: „Wir sind hier zehn Angeklagte, aber nicht alle haben den Tod verdient; ich werde Ihre Justiz aufklären und Ihnen zeigen, wie man Schuldige und Unschuldige unterscheidet.“

Nach dieser Anfangsszene ging man zum Zeugenverhör über. Bei jeder Aussage hatte Spatolino kleine Ausstellungen zu machen. „Euer Gedächtnis läßt Euch im Stich“, sagte er zu dem betreffenden Zeugen. „Ich habe den Mord auf die und die Weise begangen.“ Dann ging er auf die geringsten

Einzelheiten ein, unterdrückte keinen erschwerenden Umstand und war nur bemüht, vier von seinen Komplizen mit in seinen Sturz hineinzuziehen und die vier anderen, sowie seine Frau, deren Unschuld er beteuerte, zu retten. Seiner Gewalt unterworfen, hätte sie nur seine Weisungen ausgeführt, genau so wie die vier Angeklagten, die er gegen ihren Willen zum Verbrechen gezwungen hätte. Dieses seltsame Verteidigungssystem belustigte die Zuhörer höchlichst, und wenn der Angeklagte das Auditorium zum Lachen gebracht hatte, wandte er sich nicht selten zu den Lachern um und sagte: „Heute lacht Ihr, aber in drei oder vier Tagen werdet Ihr nicht mehr lachen, wenn Ihr den armen Spatolino mit vier Kugeln in der Brust seht.“ In einem dieser Intermezzi, wo er das Publikum anredete, bemerkte er einen der ihn bewachenden Gendarmen und erkannte ihn als früheren Räuber aus seiner Bande. Er blickte ihn lange an, aus Furcht, sich zu irren; dann rief er: „Ich hätte doch nie gedacht, daß die französische Regierung solche Leute zu Gendarmen nimmt!“ — „Was meinen Sie damit?“ fragte der Präsident. „Ich erkenne hier einen Gendarmen wieder, der fünfzehn Jahre bei mir gedient hat; wir haben zusammen Den und Den ermordet. Um sich davon zu überzeugen, vernehmen Sie Den und Den als Zeugen; sein Diener ist ermordet worden und er wird unseren Mann wiedererkennen.“ Der Zeuge, den Spatolino nannte, wurde gerufen; man konfrontierte ihn mit dem Gendarmen und er erkannte ihn als Mörder seines Dieners. Aber abgesehen von diesem Zeugnis hatte der Gendarm sich durch seine Verwirrung bereits selbst auch vor den Kurzsichtigsten verraten. Infolgedessen mußte er seine Waffen ablegen

und auf der Anklagebank Platz nehmen. „Prächtig," rief Spatolino, „jetzt sitzest Du an dem Platze, der Dir gebührt, wir haben unsere Feldzüge zusammen gemacht und werden auch gemeinsam den Dienst quittieren." Der unglückliche Gendarm blieb stumm und senkte das Haupt; er hatte nicht einmal soviel Kraft, um den Turm hinaufzugelangen. Die Verhandlung währte acht volle Tage, und ich meine, nie hat sonst ein Angeklagter so kaltblütig alle Einzelheiten seiner Verbrechen zergliedert und mit solchem Vergnügen ins volle Licht gesetzt. Mehr noch, er bedauerte die Anschläge, die er nicht hatte ausführen können: Zeuge der Postmeister von Civitä Castellana. Als dieser zur Zeugenaussage vorgerufen ward, erhob sich Spatolino und sagte: „Herr Präsident, ich habe diesen Gentiluomo mit eigener Hand dreimal getroffen; das letztemal verletzte ich ihn am Arm so gut, daß er ihn fortan nicht mehr gebrauchen kann; aber ich werde mit dem schmerzlichen Bedauern sterben, daß ich ihn nicht getötet habe, denn er ist mein größter Feind, den ich im Leben hatte und den ich noch nach dem Tode haben werde."

Das Gericht fällte Todesurteile über Spatolino, vier seiner Gefährten und den Gendarmen; sein Weib erhielt vier Jahre Gefängnis und die anderen Briganten achtzehn bis zwanzig Jahre Zuchthaus. Als das Urteil gefällt war, erinnerte Spatolino den Präsidenten an das gegebene Versprechen und erhielt die Erlaubnis, sich mit seiner Frau anderthalb Stunden zu unterhalten. Dieses Zwiegespräch benutzte er, um ihr den Ort anzugeben, wo er seine Schätze verborgen hatte; danach bat er, daß das Urteil im Gefängnis selbst vollstreckt würde, um den Schmähungen zu entgehen, die er

unterwegs befürchtete, wenn man ihn nach der Bocca della Verità führte, wo die Verurteilten hingerichtet werden. Er erklärte, er wolle keinen Priester sehen, und wenn einer von ihnen es wagte, sein Hausrecht zu verletzen, so würde er ihn unverzüglich umbringen. Diese Drohung erweckte Gelächter, und doch war sie ernst; in der Tat löste Spatolino die Ziegeln seines Kamins ab und schichtete sie neben der Tür auf, entschlossen, den Waghalsigen, der die Schwelle zu übertreten wagte, damit zu treffen. Bekanntlich werden die Geheimgefangenen in Rom nicht geknebelt, sie können in ihrem Kerker sich frei bewegen; so war unser Gefangener also in der Lage, derartige Verteidigungsmaßregeln zu treffen. Von den Gefängniswärtern, die einzutreten versucht hatten, traf er einen mit solcher Gewalt, daß dessen Kameraden keine Lust verspürten, ihr Vorhaben auszuführen; sie versuchten es mit Güte und Zureden, aber umsonst! „Ich will morgen um zehn Uhr sterben," rief er, „nicht früher; kommt mich morgen um neun Uhr abholen, so steh' ich Euch zur Verfügung." Ein paar Priester erschienen an der Tür und fragten, ob er beichten wolle. „Wenn Ihr mir den Postmeister von Cività Castellana und den Verräter Rotoli herbringt, damit ich sie ins Jenseits befördern kann, so will ich von Herzen gern beichten." Lange versuchte man, ihn umzustimmen, doch seine Zornesausbrüche ermüdeten alle und schließlich gab er keinem mehr Antwort.

Am nächsten Morgen, als man ihm ankündigte, daß es neun Uhr sei, antwortete er: „Sehr wohl, ich bin bereit." Die Gefängniswärter wagten nicht einzutreten, aber er sagte: „Kommt nur herein, ich tue euch nichts." Dadurch beruhigt,

banden sie ihn und führten ihn nach der Richtstätte. Unterwegs drängten sich abermals Priester heran, aber er schickte sie fort; er wollte, sagte er, unbehindert den Anblick der hübschen Frauen genießen, die bei seinem Vorbeikommen aus den Fenstern blickten; dann setzte er heiter seinen Weg fort, blinzelte die jungen Mädchen an und schalt seine Gefährten, die den Worten der Priester ein Ohr liehen. An der Richtstätte angelangt, sagte er: „Vorwärts, meine Freunde, wir haben das arme Volk genug gequält, es ist gerecht, daß wir nun auch drankommen. Klagen wir nicht über unser Geschick und sterben wir ohne Schwäche.“ Dann wandte er sich zum Volk und sprach: „Vergeßt nicht, Spatolino stirbt mit Bedauern, daß er sich nicht an dem Postmeister von Cività Castellana gerächt hat, noch an dem Verräter Rotoli, der ihn durch seinen Schelmenstreich in den Tod getrieben hat.“ Nach dieser kurzen Anrede hieß er die Soldaten schießen und empfahl ihnen, ihm vier wohlgezielte Schüsse in die Brust zu geben. Vom Augenverbinden wollte er nichts wissen; unerschrocken erwartete er den tödlichen Schuß. So endete dieser Brigant, dessen Abenteuer in Rom viel von sich reden machten, und der den Dichtern der Zeit Stoff zu Dramen lieferte.

Nach Beendigung dieser Sache kehrte ich nach Foligno zurück, wo ich fünf Jahre lang blieb, als die Franzosen ihre Schlappe in Rußland erlitten. Joachim Murat ergriff so- sofort Besitz vom Kirchenstaat, und ich wurde für einige Zeit meines Amtes enthoben. Indessen sprach das Volk täglich ernstlicher von der Rückkehr der pontifikalen Regierung; es meinte, daß Gefangenschaft und Leiden die Tugenden des Papstes verdoppelt hätten und daß er mit der ganzen Zärt-

lichkeit eines Vaters zurückkehren würde, der seinen geliebten Kindern die Arme öffnet. Die guten Leute! Sie bildeten sich ein, der Heilige Vater würde die Steuern herabsetzen und allen Gewalttaten ein Ende bereiten, ja, sie verstiegen sich soweit in ihren Wahnhoffnungen, daß sie selbst auf eine Änderung der Grundsätze bei der Geistlichkeit bauten. Sie vergaßen die Wohltaten Frankreichs und blickten voller Verachtung auf dessen Agenten. Oft hörten wir hinter uns sagen: „Ihre Zeit ist vorüber, wir werden ja sehen, wie sie über ihr Benehmen Rechenschaft ablegen werden.“ Alle unsere Freunde wandten sich gegen uns und wir konnten uns nicht öffentlich zeigen, ohne schlecht behandelt zu werden. Es war dies eine Methode, seine Wohlgesinntheit gegen den Papst zu beweisen, dessen Sieg täglich nähergerückt schien.

Die neapolitanischen Truppen erschienen in Foligno und requirierten einige hundert Pferde zur Beförderung ihrer Bagage. Der Major dieser Abteilung ließ mich um das meine bitten, um sich bei der pontifikalen Partei beliebt zu machen. Ich antwortete, daß er sich an andere wenden möge; ich stünde im Dienst der französischen Regierung, die mir täglich einen Befehl zum Aufbruch geben könnte, und bedürfte darum meines Pferdes. Ein paar Tage darauf, als ich über die Piazza ging, ward ich auf Anordnung dieses Offiziers verhaftet, und als die Nationalgarde mich ins Gefängnis führte, rief das Volk: „Das ist der erste, er eröffnet den Reigen, aber die anderen werden bald nachfolgen.“ Trotzdem verwandten sich alle meine Freunde sofort bei dem Major gegen diese Maßregel, die mich kompromittieren mußte. Dieser entschuldigte sich und erklärte, er habe keinen Befehl zu meiner Verhaftung

erlassen; er setzte mich sogar persönlich wieder in Freiheit, indem er mir herzlich die Hand schüttelte.

Indessen ließ die Rückkehr des Papstes nicht lange auf sich warten. Das Volk feierte Feste; man baute Triumphbögen und die Straße von Cesena bis Rom glich einem riesigen Garten. Eines schönen Morgens bemächtigte sich ein Prälat all meiner Bücher und erklärte mir, daß mein Amt zu Ende sei. Da ich sah, daß die Volksstimmung mir feindlich war, entschloß ich mich, mit einem meiner Freunde, dem ich einen Platz in meinem Wagen anbot, nach England zu reisen. Nur mit großer Mühe bekamen wir einen Paß nach Florenz. Sobald ich ihn hatte, verließ ich mein Vaterland im Vorgefühl all der Übel, die über es hereinbrechen würden, und fest entschlossen, nie mehr den Fuß nach Italien zu setzen. Was ich in der Folge von den Vorgängen erfuhr, welche der Wiederherstellung des päpstlichen Regiments vorausgingen, insbesondere von den Racheakten, die auf Antrieb des Kardinals Pacca stattfanden, mußte mich notwendigerweise in diesem Entschluß bestärken; und ich habe diese Weisheit mehr als einmal gesegnet auf dem gastlichen Boden, der mich aufgenommen hat.

3. Die Truhe und das Gespenst

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1827 ritt Don Blas Bustos y Mosquera mit einem Gefolge von dreizehn Reitern in das Dorf Alcolote, eine Meile von Granada, ein. Bei seinem Erscheinen eilten die Bauern flugs in ihre Häuser und schlossen die Türen zu. Die Frauen blickten aus einer Ecke ihres Fensters voller Schrecken auf den furchtbaren Polizeimeister von Granada. Der Himmel hat seine Grausamkeit gestraft, indem er den Ausdruck seiner Seele auf seine Gestalt legte. Er ist ein Mann von sechs Fuß Länge, schwarz und erschrecklich mager; er ist nur Polizeimeister, aber selbst der Bischof von Granada und der Gouverneur zittern vor ihm.

Während des Volkskrieges gegen Napoleon, der die Spanier des neunzehnten Jahrhunderts in den Augen der Nachwelt über alle Völker Europas erheben und auf den zweiten Platz neben die Franzosen stellen wird, war Don Blas einer der berühmtesten Häupter der Guerillas. Wenn seine Bande nicht täglich wenigstens einen Franzosen getötet hatte, schlief er nicht in einem Bett: so hatte er geschworen.

Nach Ferdinands Rückkehr schickte man ihn zu den Galeeren von Ceuta; dort verbrachte er acht Jahre im fürchterlichsten Elend. Man beschuldigte ihn, in seiner Jugend Kapuziner gewesen zu sein und sein Ordenskleid abgelegt zu haben. Schließlich wurde er begnadigt, niemand weiß wie. Jetzt ist Don Blas berühmt durch sein Schweigen; er spricht nie.

Früher hatten ihm die Hohnreden, die er an seine Kriegsgefangenen richtete, bevor er sie hängen ließ, eine Art Ruf als geistreich verschafft, und seine Scherze kursierten in allen spanischen Heeren.

Don Blas ritt langsam durch die Straße von Alcolote und betrachtete die Häuser rechts und links mit seinen Luchsaugen. Als er vor der Kirche vorbeikam, läutete es zur Messe; er warf sich mehr vom Pferde als daß er abstieg, und man sah ihn vor dem Altar niederknien. Vier von seinen Gendarmen knieten neben seinem Stuhl nieder und blickten ihn an; in seinen Augen war schon keine Andacht mehr zu lesen. Sein finsteres Auge ruhte auf einem jungen Manne von fast vornehmem Aussehen, der einige Schritte neben ihm andachtsvoll betete.

„Wie!“ sagte Don Blas zu sich, „ein Mann, der allem Anschein nach zu den ersten Gesellschaftsklassen gehört, ist mir unbekannt! Er ist nicht in Granada erschienen, seit ich dort bin! Er verbirgt sich.“

Don Blas neigte sich zu einem seiner Gendarmen hinüber und befahl, den jungen Mann zu verhaften, sobald er die Kirche verlassen hätte. Bei den letzten Worten der Messe ging er selbst schnell hinaus und begab sich in den großen Saal des Wirtshauses von Alcolote. Bald erschien der junge Mann sehr erstaunt.

„Euer Name?“

„Don Fernando della Cueva.“

Don Blas' finstere Laune nahm noch zu, als er sah, daß Don Fernando, aus der Nähe besehen, das anmutigste Gesicht hatte; er war blond, und trotz der schlimmen Lage, in

der er sich befand, war der Ausdruck seiner Züge sehr sanft. Don Blas blickte den Jüngling träumerisch an.

„Welchen Beruf hattet Ihr unter den Cortes?" fragte er schließlich.

„Ich war im Jahre 1823 auf der Schule in Sevilla; ich war damals erst fünfzehn Jahre alt; jetzt bin ich neunzehn."

„Wie lebt Ihr?"

Den jungen Mann schien die Grobheit der Frage zu reizen. Er nahm sich zusammen und sagte:

„Mein Vater, Brigadekommandeur im Heere des Don Carlos Cuarto — Gott segne das Andenken dieses guten Königs! — hat mir eine kleine Besitzung in der Nähe dieses Dorfes hinterlassen; sie bringt mir zwölftausend Real (zweitausend vierhundert Mark) ein; ich bestelle sie eigenhändig mit drei Knechten."

„Die Euch gewiß sehr treu sind. Prächtiger Guerillabissen", sagte Don Blas mit bitterem Lächeln. „Ins Gefängnis, aber heimlich", befahl er und ging fort, den Gefangenen inmitten seiner Leute zurücklassend.

Einige Augenblicke später frühstückte Don Blas.

„Sechs Monate Gefängnis," dachte er, „verschaffen mir Genugtuung für diese schönen Farben, dieses frische Wesen und diese unverschämte Zufriedenheit."

Der Reiter, der an der Saaltür Schildwache stand, hob schnell seinen Karabiner und hielt ihn einem Greis vor die Brust, als dieser hinter einem Küchenjungen, der eine Speise brachte, in den Saal dringen wollte. Don Blas eilte zur Tür; hinter dem Greise erblickte er ein junges Mädchen, über dem er Don Fernando vergaß.

„Es ist grausam, mir nicht mal die Zeit zum Essen zu gönnen", sagte er zu dem Greise. „Aber tretet nur ein, bringt Euer Anliegen vor."

Don Blas blickte unverwandt auf das junge Mädchen. Er fand auf seiner Stirn und in seinen Augen den Ausdruck der Unschuld und der himmlischen Frömmigkeit, wie er in den Augen der Madonnen aus der italienischen Schule leuchtet. Don Blas hörte nicht auf den Alten und aß nicht weiter. Endlich wachte er aus seinem Traum auf; der Alte wiederholte zum dritten oder vierten Male, warum er Don Fernando della Cueva wieder freigeben müsse, der seit lange mit seiner Tochter verlobt sei. Bei diesen Worten blitzten die Augen des furchtbaren Polizeimeisters so gewaltig, daß Ines und selbst ihr Vater erschrak.

„Wir haben immer in der Furcht Gottes gelebt und sind alte Christen", fuhr dieser fort. „Mein Geschlecht ist alt, aber ich bin arm, und Don Fernando ist eine gute Partie für meine Tochter. Ich habe nie eine Stellung bekleidet, weder zur Franzosenzeit, noch vorher, noch nachher."

Don Blas beharrte in seinem wilden Schweigen.

„Ich gehöre zum ältesten Adel des Königreiches Granada," fuhr der Greis fort, „und vor der Revolution", fuhr er seufzend fort, „hätte ich einem unverschämten Mönch, der mir nicht Rede und Antwort gestanden hätte, die Ohren abgeschnitten."

Die Augen des Greises füllten sich mit Tränen. Die furchtsame Ines zog aus ihrem Busen einen kleinen Rosenkranz, der das Gewand der Madonna del Pilar berührt hatte, und umklammerte krampfhaft das Kreuz mit ihren hübschen Händen. Die Augen des furchtbaren Don Blas hefteten sich auf

diese Hände. Dann ruhten sie auf der schönen, freilich schon etwas üppigen Figur der jungen Ines.

„Ihre Züge könnten etwas regelmäßiger sein," dachte er; „aber diese himmlische Anmut habe ich noch nirgends gesehen als bei ihr." — „Und Ihr heißt Don Jaimo Arregui?" fragte er endlich den Greis.

„So heiße ich", erwiderte Don Jaimo, sich aufrichtend.

„Siebzig Jahre alt?"

„Erst neunundsechzig."

„So seid Ihr es", antwortete Don Blas, dessen Runzeln sich zusehends glätteten. „Ich suche Euch seit lange. Unser Herr und König hat geruht, Euch eine Jahrespension von viertausend Real (achthundert Mark) zu gewähren. Ich habe bei mir in Granada zwei fällige Jahresraten dieses königlichen Gnadensoldes, ich werde sie Euch morgen mittag zustellen. Ich werde Euch auch zeigen, daß mein Vater ein reicher Landmann in Altkastilien war, ein alter Christ wie Ihr, und daß ich niemals Mönch war. Damit wird die Beschimpfung, die Ihr mir antut, hinfällig."

Der greise Edelmann wagte nicht, sich dem Stelldichein zu entziehen. Er war Witwer und hatte nichts als seine Tochter Ines. Ehe er nach Granada ging, führte er sie zum Dorfpfarrer und traf seine Anordnungen, als ob er sie niemals wiedersehen sollte. Er fand Don Blas in Gala; über seinem Rock trug er ein großes Ordensband. Er machte Don Jaimo den Eindruck eines höflichen alten Soldaten, der Gutes tun will, und lächelte bei jedem Anlaß, ja auch ohne Anlaß.

Hätte Don Jaimo es wagen dürfen, er hätte die achttausend Real, die Don Blas ihm auszahlte, verweigert; er

konnte nicht umhin, mit ihm zu speisen. Nach der Mahlzeit gab ihm der furchtbare Polizeimeister alle seine Papiere, sein Taufzeugnis und selbst ein offenkundiges Dokument zu lesen, kraft dessen er von der Galeere freigesprochen war; dieses Schriftstück bewies, daß er nie Mönch gewesen.

Don Jaimo fürchtete immer noch irgendeinen schlechten Scherz.

„Ich bin also dreiundvierzig Jahre alt,“ sagte schließlich Don Blas zu ihm, „und ich habe eine ehrenhafte Stellung inne, die mir fünfzigtausend Real einbringt. Ich habe eine Rente von tausend Unzen an der Bank von Neapel. Ich bitte um die Hand Eurer Tochter Donna Ines Arregui.“

Don Jaimo erbleichte. Einen Augenblick herrschte Stille. Dann fuhr Don Blas fort:

„Ich will Euch nicht verhehlen, daß Don Fernando della Cueva in eine schlimme Sache verwickelt ist. Der Polizeiminister läßt ihn suchen; er soll garottiert werden (eine Hinrichtungsart durch Erwürgen für die Vornehmen) oder wenigstens zu den Galeeren kommen. Ich bin acht Jahre dagewesen und ich kann Euch versichern, es ist ein übler Aufenthalt.“ Und indem er seinen Mund dem Ohr des Greises näherte: „In vierzehn Tagen oder drei Wochen werde ich vom Minister wahrscheinlich den Befehl erhalten, Don Fernando vom Gefängnis von Alcolote nach dem von Granada zu überführen. Dieser Befehl wird des Abends sehr spät erfolgen. Wenn Don Fernando die Nacht wahrnimmt, um zu entkommen, so werde ich aus Rücksicht auf die Freundschaft, mit der Ihr ihn beehrt, ein Auge zudrücken. Er kann für ein oder zwei Jahre verschwinden, z. B. nach Majorca; man wird höchstens noch seinen Namen nennen.“

Der greise Edelmann antwortete nicht; er war niedergeschmettert und gelangte nur mit Mühe nach seinem Dorfe zurück.

„Das ist also der Blutpreis meines Freundes Don Fernando, des Bräutigams meiner Ines", sagte er sich.

Als er in der Priesterwohnung anlangte, warf er sich in Ines' Arme.

„Mein Kind," rief er aus, „der Mönch will Dich heiraten."

Ines trocknete bald ihre Tränen und bat ihn, den Rat des Priesters, der in der Kirche war, im Beichtstuhle einholen zu dürfen. Trotz der Fühllosigkeit seines Alters und seines Standes weinte der Pfarrer. Das Ergebnis der Ratserholung war, daß sie sich entschließen mußte, Don Blas zu heiraten oder in der Nacht zu entfliehen. Donna Ines und ihr Vater sollten versuchen, Gibraltar zu erreichen und sich nach England einzuschiffen.

„Und wovon sollen wir dort leben?" fragte Ines.

„Ihr könntet Euer Haus und Euren Garten verkaufen."

„Aber wer wird es kaufen?" sagte das junge Mädchen, in Tränen ausbrechend.

„Ich habe Ersparnisse," sagte der Pfarrer, „etwa fünftausend Real; ich gebe sie Euch, meine Tochter, mit vollem Herzen, wofern Ihr nicht glaubt, Euer Glück zu machen, wenn Ihr Don Blas Bustos heiratet."

Vierzehn Tage darauf umstanden alle Sbirren von Granada in Gala die düstere Kirche San Dominico. Kaum sieht man am hellen Mittag seinen Weg darin. Doch an jenem Tage wagte außer den Geladenen niemand einzutreten.

In einer Seitenkapelle brannten Hunderte von Kerzen; ihr Licht zog durch das Dunkel eine Feuerbahn, und man sah schon von weitem auf den Stufen des Altars einen Mann knien, der seine Umgebung um Hauptes länge überragte. Sein Haupt war fromm geneigt, und seine mageren Arme kreuzten sich über der Brust. Bald stand er auf; sein Rock war mit Orden bedeckt. Er reichte einem jungen Mädchen die Hand, dessen leichter jugendlicher Schritt in seltsamem Gegensatz zu seiner Würde stand. Tränen glänzten in den Augen der jungen Gattin; der Ausdruck ihrer Züge und die engelhafte Sanftmut, die sie trotz ihres Kummers bewahrte, erregte das Staunen des Volkes, als sie am Kirchenportal den Wagen bestieg.

Unstreitig wurde Don Blas seit seiner Hochzeit milder. Die Hinrichtungen wurden seltener. Statt die Verurteilten von hinten zu erschießen, ließ er sie einfach hängen. Oft erlaubte er ihnen auch, ihre Familie zu umarmen, bevor sie zum Tode gingen. Eines Tages sagte er zu seiner Frau, die er wahnsinnig liebte:

„Ich bin eifersüchtig auf Sancha.“

Sancha war die Milchschwester und Freundin von Ines. Bei Don Jaimo hatte sie als angebliche Kammerfrau seiner Tochter im Hause gelebt, und in gleicher Eigenschaft war sie Ines nach ihrem Palast in Granada gefolgt.

„Wenn ich dich verlasse, Ines,“ fuhr Don Blas fort, „so bleibst du allein mit Sancha und redest mit ihr. Sie ist liebenswürdig und erheitert dich; ich bin nur ein alter Soldat mit ernstem Beruf; ich gestehe zu, ich bin wenig liebenswürdig. Diese Sancha mit ihrem lächelnden Ausdruck muß mich

in deinen Augen zum Sechziger machen. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Geldkasten; gib ihr so viel Geld du willst, alles, was drin ist, wenn du willst. Aber sie soll fortgehen, sie soll weg; ich will sie nicht mehr sehen."

Als Don Blas des Abends von seinem Bureau heimkehrte, war das erste Wesen, dem er begegnete, Sancha, die ihre Arbeit wie gewöhnlich verrichtete.

Seine erste Bewegung war die der Wut; er trat rasch auf Sancha zu, die aufblickte und ihn fest ansah, mit jenem spanischen Blick, der so seltsam aus Furcht, Mut und Haß gemischt ist. Im nächsten Augenblick lachte Don Blas.

„Meine liebe Sancha," sagte er zu ihr, „hat Donna Ines dir gesagt, daß ich dir zehntausend Real gebe?"

„Ich nehme nur von meiner Herrin Geschenke", antwortete sie, ihn immer noch fest anblickend.

Don Blas trat in das Zimmer seiner Frau.

„Wie viel Gefangene sind augenblicklich im Gefängnis von Torre-Vieja?" fragte sie ihn.

„Zweiunddreißig in den Kerkern und zweihundertundsechzig, glaub' ich, in den oberen Stockwerken."

„Gebt ihnen die Freiheit," sagte Ines, „und ich trenne mich von der einzigen Freundin, die ich auf Erden habe."

„Was du mir da anbefiehlst, steht außer meiner Macht", antwortete Don Blas.

Und den ganzen Abend sprach er kein Wort weiter. Ines arbeitete bei ihrer Lampe und sah, wie er abwechselnd rot und blaß wurde; sie legte ihre Arbeit hin und begann ihren Rosenkranz zu beten. Am nächsten Tage das nämliche Schweigen. Die Nacht darauf brach eine Feuersbrunst in Torre-Vieja

aus. Zwei Gefangene kamen um. Doch trotz aller Wachsamkeit des Polizeimeisters und seiner Leute gelang es allen übrigen zu entkommen.

Ines sagte Don Blas nicht ein Wort davon, noch er ihr. Am nächsten Tage, als Don Blas heimkehrte, sah er Sancha nicht mehr. Er warf sich in Ines' Arme.

Achtzehn Monate waren seit der Feuersbrunst verstrichen, als ein Reisender staubbedeckt vor der schlechtesten Herberge in dem Flecken La Zuia vom Pferde stieg. Der Ort liegt in den Bergen eine Meile vor Granada nach Süden, während Alcolote im Norden liegt.

Dieses Weichbild von Granada bildet gleichsam eine zaubervolle Oase inmitten der versengten andalusischen Ebene. Kam der Fremde wohl aus Neugier? Nach seiner Kleidung hätte man ihn für einen Katalonier gehalten. Sein Paß, in Majorca ausgestellt, war in der Tat in Barcelona visiert, wo er gelandet war. Der Herbergswirt war sehr arm. Als er ihm seinen Paß zurückgab, der auf den Namen Don Pablo Rodil lautete, blickte der katalonische Reisende ihn an.

„Ja, gnädiger Herr Reisender," sagte der Wirt, „ich werde Euer Herrlichkeit Bescheid geben für den Fall, daß die Polizei von Granada nach Ihnen fragen sollte."

Der Reisende sagte, er wolle dieses schöne Land sehen. Er ging eine Stunde vor Sonnenaufgang fort und kehrte erst am Mittag heim, während der größten Hitze, wenn alle Welt bei Tisch ist oder Siesta hält.

Don Fernando verbrachte lange Stunden auf einem mit jungen Korkeichen bestandenen Hügel. Von dort sah er den alten Inquisitionspalast von Granada, in dem jetzt Don Blas

und Ines wohnten. Er konnte die Augen nicht abwenden von den altersschwarzen Mauern dieses Palastes, der wie ein Riese aus dem Chaos der Stadthäuser hervorragte. Als er Majorca verlassen, hatte Don Fernando sich geschworen, Granada nicht zu betreten. Eines Tages aber packte ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht; er ging in die enge Straße, in der die hohe Fassade des Inquisitionspalastes aufragte. Er trat in den Laden eines Handwerkers und fand einen Vorwand zum Bleiben und Sprechen. Der Handwerker zeigte ihm die Fenster von Donna Ines' Schlafgemach. Sie waren in dem sehr hohen zweiten Stock.

Zur Zeit der Siesta trat Don Fernando den Heimweg nach der Zuia an, von den Furien der Eifersucht gepeitscht. Er hätte Ines erdolchen und dann Hand an sich legen mögen.

„Schwacher und feiger Charakter", wiederholte er sich voller Wut. „Sie ist imstande, ihn zu lieben, wenn sie wähnt, daß das ihre Pflicht sei!"

An einer Straßenecke traf er Sancha.

„Ach, meine Freundin!" rief er aus, tat aber so, als ob er nicht mit ihr spräche: „Ich heiße Don Pablo Rodil, ich wohne in der Herberge „Zum Engel" in der Zuia. Kannst Du morgen beim Abendläuten an der großen Kirche sein?"

„Ich werde da sein", sagte Sancha, ohne ihn anzublicken. Am nächsten Abend erblickte Don Fernando Sancha und ging, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Herberge; sie trat ein, ohne daß jemand sie sah. Fernando schloß die Tür zu:

„Nun?" begann er tränenden Blickes.

„Ich bin nicht mehr in ihren Diensten", antwortete Sancha. „Vor achtzehn Monaten hat sie mich fortgeschickt, ohne Grund,

ohne Erklärung. Meiner Treu, ich glaube, sie liebt Don Blas."

„Sie liebt Don Blas!" schrie Don Fernando, seine Tränen trocknend. „Das fehlte noch."

„Als sie mich fortschickte," fuhr Sancha fort, „warf ich mich ihr zu Füßen und flehte sie an, mir den Grund ihrer Ungnade zu verraten. Sie antwortete kalt: „Mein Gatte will es", kein Wort weiter! Ihr habt sie als sehr fromm gekannt; jetzt ist ihr Leben nur noch ein fortwährendes Beten."

Um der herrschenden Partei den Hof zu machen, hatte Don Blas veranlaßt, daß eine Hälfte des von ihm bewohnten Inquisitionspalastes den Clarissinnen eingeräumt wurde. Die Nonnen hatten sich dort niedergelassen und eben ihre Kirche eingerichtet. Donna Ines brachte ihr Leben bei ihnen zu. Sobald Don Blas das Haus verließ, konnte man sicher sein, sie vor dem Altar der ewigen Anbetung knien zu sehen.

„Sie liebt Don Blas!" wiederholte Don Fernando.

„Am Tage, vor dem ich in Ungnade fiel," fuhr Sancha fort, „sprach Donna Ines zu mir ..."

„Ist sie lustig?" unterbrach Don Fernando.

„Nicht lustig, aber von gleichmäßiger, sanfter Stimmung, sehr anders als damals, wo Ihr sie kanntet; sie hat nicht mehr jene Anwandlungen von Mutwillen und Tollheit, wie der Pfarrer es nannte.

„Die Ehrlose!" rief Don Fernando aus, indem er mit großen Schritten das Zimmer durchmaß. „So also hält sie ihre Schwüre! So liebte sie mich! Nicht einmal traurig ist sie; und ich ..."

„Wie ich Eurer Herrlichkeit sagte," begann Sancha wieder,

„sprach Donna Ines zu mir, am Tage bevor ich in Ungnade fiel, voller Freundschaft und Güte, wie einst in Alcolote. Am nächsten Tage sagte sie „Mein Gatte will es“, und das war alles, was sie mir zu sagen geruhte. Dabei gab sie mir ein von ihr unterzeichnetes Schriftstück, das mir eine gute Pension von achthundert Real zusicherte.“

„Gib mir dies Schriftstück!“ bat Don Fernando.

Und er bedeckte Ines' Unterschrift mit Küssen.

„Sprach sie je von mir?“

„Nie“, entgegnete Sancha. „So daß selbst der alte Don Jaimo ihr einst in meiner Gegenwart vorwarf, wie sie einen so liebenswürdigen Nachbar vergessen könnte. Sie erbleichte und antwortete nichts. Sie brachte ihren Vater bis zur Tür, dann eilte sie in die Kapelle und schloß sich dort ein.“

„Ich bin ein Narr, weiter nichts!“ rief Don Fernando aus. „Wie ich sie hassen werde! Sprechen wir nicht mehr von ihr. Es ist mein Glück, daß ich nach Granada gekommen bin, und tausendmal mehr Glück, daß ich Dich traf. . . Und Du, was treibst Du?“

„Ich habe einen Kaufladen in dem kleinen Dorfe Albaracen, eine halbe Meile von Granada. Ich habe,“ setzte sie, die Stimme senkend, hinzu, „schöne englische Waren, die mir die Schmuggler aus den Alpujarres bringen. Ich habe in meinen Koffern Waren von mehr als zehntausend Real Wert. Ich bin glücklich.“

„Ich verstehe“, sagte Don Fernando. „Du hast einen Liebhaber unter den Banditen vom Alpujarresgebirge. Ich werde Dich nie wiedersehen. Hier, nimm diese Uhr zur Erinnerung an mich.“

Sancha wollte gehen; er hielt sie zurück.

„Wenn ich mich ihr zeigte?“ begann er von neuem.

„Sie würde Euch fliehen, und wenn sie sich zum Fenster hinausstürzen müßte. Hütet Euch,“ sagte Sancha, indem sie den Schritt zurücklenkte; „wie Ihr Euch auch verkleidet, acht oder zehn Spione umschweifen unaufhörlich das Haus; sie würden Euch festnehmen.“

Fernando schämte sich seiner Schwäche und sagte kein Wort mehr. Er war entschlossen, am nächsten Tage nach Majorca zurückzukehren.

Acht Tage später führte ihn der Zufall durch das Dorf Albaracen. Die Briganten hatten den Generalkapitän O'Donnel gefangen und ihn eine Stunde lang platt auf dem Bauche im Schlamm gehalten. Don Fernando erblickte Sancha, die mit geschäftiger Miene umherlief.

„Ich habe keine Zeit, mit Euch zu reden,“ sagte sie, „kommt zu mir.“

Sanchas Laden war geschlossen; sie stopfte ihre englischen Waren hastig in eine schwarze Eichenholztruhe.

„Wir werden hier heute nacht vielleicht angegriffen werden“, sagte sie zu Don Fernando. „Der Räuberhauptmann ist der persönliche Feind eines Schmugglers, der mein Freund ist. Dieser Laden würde zuerst geplündert. Ich komme eben von Granada. Donna Ines hat mir erlaubt, denn sie ist im ganzen doch eine herzensgute Frau, meine kostbarsten Waren in ihrem Schlafzimmer unterzubringen. Don Blas wird diese Truhe, die voller Konterbande ist, nicht sehen; sieht er sie unglücklicherweise, so wird Donna Ines eine Entschuldigung finden.“

Und sie legte hastig ihre Schals und Tüllschleier hinein. Don Fernando sah ihr zu; plötzlich stürzte er auf die Truhe, warf die Schals und Tüllschleier hinaus und legte sich an ihre Stelle.

„Seid Ihr toll?" fragte Sancha entsetzt.

„Schon gut, hier sind fünfzig Unzen. Aber der Himmel töte mich, wenn ich diese Truhe verlasse, ehe ich in Granada im Inquisitionspalast bin! Ich will sie sehen!"

Was auch Sancha in ihrem Schrecken einwenden mochte, Don Fernando blieb taub dagegen.

Als sie noch sprach, trat Zanga, ein Lastträger und Vetter Sanchas, ein; er sollte die Truhe auf seinem Maultier nach Granada bringen. Als Don Fernando den Schall der Schritte hörte, zog er eilends den Deckel zu, und Sancha schloß die Truhe auf gut Glück ab. Sie offen zu lassen, wäre unklug gewesen.

So zog Don Fernando eines schönen Junimorgens um elf Uhr in einer Truhe in Granada ein; er war dem Ersticken nahe. Sie kamen nach dem Inquisitionspalast. Während Zanga die Truhe die Treppe hinauf brachte, hoffte Don Fernando, daß sie in den zweiten Stock, ja, vielleicht in Ines' Schlafgemach geschafft würde.

Als die Tür sich wieder schloß und er keinen Laut mehr hörte, versuchte er mit Hilfe seines Dolches den Riegel des Schlosses zu öffnen. Dies gelang, und er sah sich zu seiner unbeschreiblichen Freude wirklich in Ines' Schlafgemach. Er sah Frauenkleider und erkannte neben dem Bett das Kruzifix, das sie schon in ihrer kleinen Kammer in Alcolote gehabt hatte. Einmal, nach einem heftigen Streit, hatte sie ihn in ihre Kammer geführt und ihm auf dieses Kruzifix ewige Liebe geschworen.

Die Hitze war unerträglich und das Gemach sehr dunkel. Die Läden waren geschlossen, ebenso die sehr tiefhängenden Gardinen von feinstem indischen Musselin. Die Stille ward kaum gestört durch einen kleinen Springbrunnen, der in einer Zimmerecke etliche Fuß hoch sprang und in eine schwarze Marmormuschel zurückfiel.

Das schwache Geräusch dieses kleinen Wasserstrahls ließ Don Fernando erbeben, der in seinem Leben zwanzig Proben der verwegensten Tapferkeit abgelegt hatte. Er war weit entfernt davon, in Ines' Kammer jenes vollkommene Glück zu finden, das er so oft in Majorca erträumt hatte, wenn er über Mittel nachsann, hinein zu gelangen. Die Verbannung, das Unglück, die Trennung von den Seinen, eine glühende Leidenschaft und die Nähe des Wahnsinns, in den ihn sein andauerndes, gleichmäßiges Unglück gebracht hatte, füllten seinen ganzen Charakter aus.

In diesem Augenblick hatte Don Fernando nur ein Gefühl: das der Furcht, Ines, die er als so keusch und so furchtsam kannte, zu mißfallen. Fast schämte ich mich, es einzugestehen, wenn ich nicht hoffte, daß der Leser den seltsamen und leidenschaftlichen Charakter der Südländer ein wenig kennt: Don Fernando war der Ohnmacht nahe, als er, kurz nachdem es auf der Klosteruhr zwei geschlagen hatte, in der tiefen Stille plötzlich leichte Schritte die Marmortreppe heraufkommen hörte. Die Schritte näherten sich der Tür. Er erkannte Ines am Gange und verbarg sich in der Truhe, denn ihm versagte der Mut, dem ersten Ausbruch der Entrüstung bei einer so pflichtbewußten Frau standzuhalten.

Die Hitze war erdrückend, die Dunkelheit tief. Ines legte

sich auf ihr Bett, und bald merkte Don Fernando an ihren ruhigen Atemzügen, daß sie schlief. Erst jetzt wagte er sich dem Bette zu nähern und erblickte Ines, sie, die seit Jahren sein einziger Gedanke war. So allein und ihm überantwortet in ihrem unschuldigen Schlafe, flößte sie ihm Furcht ein. Und dies seltsame Gefühl nahm noch zu, als er bemerkte, daß ihre Züge seit den zwei Jahren ihrer Trennung den Ausdruck kalter Würde angenommen hatten, den er an ihr nicht kannte.

Nur allmählich erfüllte das Glück, sie wiederzusehen, seine Seele, die leichte Unordnung ihrer sommerlichen Kleidung bildete einen so reizenden Gegensatz zu ihrer würdigen, fast strengen Miene!

Er begriff, daß Ines' erster Gedanke, wenn sie ihn sähe, der wäre, zu fliehen. Er schloß also die Tür ab und nahm den Schlüssel zu sich.

Endlich kam der Augenblick, der über seine ganze Zukunft entscheiden sollte. Ines regte sich im Schlaf und schien zu erwachen; er hatte die Eingebung, vor dem Kruzifix niederzuknien, das in Alcolote in Ines' Kammer war. Als Ines die noch schlafmüden Lider öffnete, wähnte sie, Fernando sei in der Ferne gestorben und seine Gestalt da vor dem Kruzifix sei eine Vision.

Sie blieb unbeweglich mit gefalteten Händen vor ihrem Bett stehen.

„Armer, Unglücklicher!" sagte sie mit zitternder, fast erstickter Stimme.

Don Fernando blickte kniend und halb zu ihr gekehrt, um sie besser zu sehen, immer auf das Kruzifix; aber in seiner Verwirrung machte er eine Bewegung. Jetzt erwachte Ines

völlig und floh, die Wahrheit begreifend, nach der Tür. Sie fand sie verschlossen.

„Welche Verwegenheit!" rief sie aus. „Verlaßt mich, Don Fernando!"

Sie flüchtete in die entfernteste Ecke des Zimmers nach dem kleinen Springbrunnen.

„Kommt mir nicht näher! Kommt nicht näher!" stieß sie krampfhaft hervor. „Verlaßt mich!"

Der Glanz der reinsten Tugend leuchtete in ihren Augen.

„Nein, ich gehe nicht, bevor Du mich gehört hast. Seit zwei Jahren habe ich Dich nicht vergessen können; ich habe Tag und Nacht Dein Bild vor Augen. Hast Du mir nicht vor diesem Kreuz geschworen, daß Du ewig mein sein wolltest?"

„Verlaßt mich," wiederholte sie wütend, „oder ich rufe, und wir sind beide des Todes."

Sie eilte zu einer Klingel, aber Don Fernando war schneller als sie und schloß sie in seine Arme. Er zitterte; Ines gegewahrte es wohl und verlor alle Kraft, die der Zorn ihr gegeben.

Don Fernando ließ sich nicht mehr von dem Gedanken an Liebe und Wollust leiten und dachte nur an seine Pflicht. Er zitterte mehr als Ines, denn er fühlte, daß er eben gegen sie gehandelt hatte wie gegen einen Feind; aber er wurde weder zornig noch aufbrausend.

„So willst du also den Tod meiner unsterblichen Seele?" sagte Ines. „Doch wisse das Eine: Dich allein bete ich an und niemals liebte ich einen Menschen außer dir. Nicht eine Minute des entsetzlichen Lebens, das ich seit meiner Hei-

rat führe, war ohne den Gedanken an dich. Es ist eine abscheuliche Sünde, ich habe alles getan, um dich zu vergessen, aber umsonst. Erschrick nicht vor meiner Gottlosigkeit, mein Fernando! Wirst du es glauben: dies heilige Kruzifix, das du da neben meinem Bette siehst, ist für mich oft nicht mehr das Bild unseres Heilands, der uns richten wird; es erinnert mich nur noch an die Eide, die ich dir geleistet, als ich die Hand zu ihm erhob in meiner Kammer zu Alcolote. Ach, wir sind verdammt, unrettbar verdammt, Fernando!" rief sie in plötzlicher Aufwallung aus. „Seien wir wenigstens glücklich die kurze Frist, die uns zum Leben bleibt!"

Diese Sprache benahm Fernando alle Furcht; er begann sich glücklich zu fühlen.

„Wie, du verzeihst mir? Du liebst mich noch? ..."

Die Stunden flohen rasch dahin, der Tag ging schon zur Rüste; Fernando erzählte ihr von der plötzlichen Eingebung, die ihm an jenem Morgen angesichts der Truhe gekommen war. Ein lautes Geräusch vor der Zimmertür schreckte sie aus ihrem Entzücken auf. Es war Don Blas, der seine Frau zum Abendspaziergang abholen wollte.

„Sage, du fühltest dich angegriffen durch die schreckliche Hitze", riet Don Fernando ihr. „Ich verstecke mich wieder in die Truhe. Hier ist der Türschlüssel; tu so, als kriegtest du sie nicht auf; drehe ihn falsch herum, bis du das Truhenschloß zuschnappen hörst."

Alles gelang nach Wunsch; Don Blas glaubte an ihre Angegriffenheit infolge der Hitze.

„Armes Liebchen!" rief er und entschuldigte sich, daß er sie so plötzlich geweckt hätte. Er nahm sie in seine Arme und

trug sie wieder auf ihr Bett; er überhäufte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen, als er plötzlich die Truhe bemerkte.

„Was ist das?“ fragte er stirnrunzelnd. Das ganze Mißtrauen des Polizeimeisters wurde in ihm wach.

„Das bei mir!“ wiederholte er fünf- oder sechsmal, während Donna Ines ihm Sanchas Befürchtungen und die Geschichte von der Truhe erzählte.

„Gib mir den Schlüssel!“ befahl er barsch.

„Ich wollte ihn nicht nehmen,“ antwortete Ines; „einer Eurer Leute hätte ihn finden können. Meine Weigerung schien Sancha viel Freude zu machen.“

„Das ist ja reizend!“ rief Don Blas. „Aber ich habe hier in meinem Pistolenkasten Dieteriche, um alle Schlösser der Welt zu öffnen.“

Damit ging er an das Kopfende des Bettes, öffnete eine Waffenkiste und machte sich an die Truhe mit einem Paket englischer Nachschlüssel. Ines öffnete die Vorhänge des Fensters und lehnte sich an die Brüstung, um sich auf die Straße hinabzustürzen, sobald Don Blas Fernando entdeckt hätte. Aber das Übermaß von Haß, das Fernando gegen Don Blas empfand, hatte ihm all seine Kaltblütigkeit wiedergegeben. Er kam auf den Einfall, die Spitze seines Dolches hinter den Riegel des schlechten Truhenschlosses zu schieben, und so probierte Don Blas umsonst seine englischen Nachschlüssel.

„Sonderbar,“ sagte Don Blas wieder aufstehend, „diese Nachschlüssel haben mir noch nie versagt. Unser Spaziergang wird einigen Aufschub erleiden, liebe Ines; ich wäre nicht glücklich, selbst an deiner Seite nicht, beim Gedanken an diese Truhe, die vielleicht voll verbrecherischer Papiere steckt.

Wer sagt mir, ob nicht mein Feind, der Bischof, in meiner Abwesenheit Haussuchung bei mir halten läßt auf Grund einer dem König abgelisteten Order? Ich gehe auf mein Bureau und komme augenblicklich zurück mit einem Arbeiter, der mehr Glück haben wird als ich."

Damit ging er. Donna Ines eilte an die Tür, um sie zu schließen. Umsonst flehte Don Fernando sie an, mit ihm zu entfliehen.

„Du kennst die Wachsamkeit des furchtbaren Don Blas nicht", sagte sie. „In wenigen Minuten kann er mit seinen Agenten mehrere Meilen von Granada in Verbindung treten. Ach, warum kann ich mit dir nicht entfliehen und in England leben? Stelle dir vor, daß dieses Riesenhaus täglich bis auf die kleinsten Schlupfwinkel untersucht wird. Trotzdem will ich versuchen, dich zu verbergen; wenn Du mich lieb hast, sei vorsichtig, denn ich würde dich nicht überleben."

Ihre Unterhaltung wurde durch einen starken Schlag gegen die Tür unterbrochen; Fernando stellte sich dahinter, den Dolch in der Hand. Zum Glück war es Sancha: sie sagten ihr alles mit ein paar Worten.

„Aber, gnädige Frau, Sie vergessen, wenn Sie Fernando verbergen, daß Don Blas die Truhe dann leer finden wird! Was können wir so in der Eile hineintun? Aber ich vergesse in meiner Aufregung ja eine frohe Kunde: die ganze Stadt ist in Aufruhr und Don Blas sehr beschäftigt. Don Pedro Ramos, der Deputierte bei den Cortes, ist von einem royalistischen Freiwilligen im Café am Hauptplatz beschimpft worden und hat ihn erdolcht. Ich sah Don Blas eben mitten unter seinen Sbirren an der Porta del Sol. Verbergen Sie

Don Fernando. Ich will Zanga suchen, wo ich ihn finde; er soll die Truhe wieder abholen, und Don Fernando soll sich wieder hineinlegen. Aber haben wir Zeit genug? Bringen Sie die Truhe in ein anderes Zimmer, damit Sie Don Blas eine erste Antwort geben können und er Sie nicht gleich erdolcht. Sagen Sie, ich hätte die Truhe fortschaffen lassen und geöffnet. Vor allem machen Sie sich keine Illusionen: wenn Don Blas vor mir wiederkommt, sind wir alle des Todes!"

Sanchas Ratschläge machten auf die Liebenden keinen Eindruck. Sie schafften die Truhe in einen engen Durchgang und erzählten sich ihre Lebensgeschichte seit zwei Jahren.

„Deine Freundin wird Dir keine Vorwürfe machen," sagte Ines zu Don Fernando; „ich will Dir in allem folgen, ich habe eine Ahnung, daß wir nicht lange leben werden. Du machst Dir keinen Begriff, wie wenig Don Blas nach seinem und nach Anderer Leben fragt; er wird herausbringen, daß ich Dich sah, und mich töten .... Was werde ich im nächsten Leben finden?" fuhr sie nach einer träumerischen Pause fort; „ewige Strafen!"

Dann warf sie sich Fernando an den Hals.

„Ich bin die glücklichste Frau", frohlockte sie. „Wenn Du ein Mittel findest, uns wiederzusehen, laß es mich durch Sancha wissen; Du hast eine Sklavin, die Ines heißt."

Zanga kam erst zur Nachtzeit und holte die Truhe ab, in die sich Don Fernando wieder gelegt hatte. Mehrfach von den Sbirrenpatrouillen angehalten, die den liberalen Deputierten überall ergebnislos suchten, kam er doch überall durch, weil er sagte, die Truhe gehöre Don Blas.

Zum letztenmal wurde er in einer einsamen Straße angehalten, die am Kirchhof entlang führte. Der Kirchhof lag zwölf bis fünfzehn Fuß tiefer und war von der Straße durch eine Mauer in Brusthöhe getrennt. Zanga lehnte seine Truhe dagegen, während er den Sbirren Rede stand.

Aus Furcht vor Don Blas' Rückkehr hatte man Zanga eilends fortgeschickt, und er hatte die Truhe so gefaßt, daß Don Fernando mit dem Haupt nach unten lag; der Schmerz, den er in dieser Lage empfand, begann unerträglich zu werden; er hoffte, sie wären bald am Ziel. Als er merkte, daß die Truhe still stand, verlor er die Geduld; tiefe Stille herrschte auf der Straße; er berechnete, daß es mindestens neun Uhr abends sein mußte.

„Ein paar Dukaten", dachte er, „werden mir Zangas Verschwiegenheit sichern."

Vom Schmerz überwältigt, flüsterte er ihm zu: „Drehe die Truhe anders herum, ich leide unerträglich so."

Der Lastträger, der zu dieser ungewohnten Stunde nicht ohne Bangigkeit an der Kirchhofsmauer lehnte, erschrak über diese Geisterstimme so dicht neben seinem Ohr; er wähnte ein Gespenst zu hören und entfloh, was ihn die Beine tragen konnten. Die Truhe blieb auf der Mauerbrüstung stehen; Don Fernandos Schmerz wurde unerträglich. Da Zanga ihm nicht antwortete, begriff er, daß man ihn im Stich gelassen hatte. Trotz aller Gefahr, die dabei war, beschloß er doch, die Truhe zu öffnen. Durch seine jähe Bewegung stürzte sie in den Kirchhof hinab.

Durch diesen Fall betäubt, erlangte Don Fernando erst nach einigen Augenblicken das Bewußtsein wieder; er sah die

Sterne über seinem Haupte scheinen. Das Truhenschloß war bei dem Sturz aufgesprungen, und er fand sich auf der frisch aufgeworfenen Erde eines Grabes liegen. Er dachte an die Gefahr, der Ines ausgesetzt sein konnte; dieser Gedanke gab ihm all seine Kraft wieder.

Sein Blut rann, er war arg zerschunden, trotzdem gelang es ihm, sich aufzurichten und bald sogar zu gehen. Nicht ohne Mühe erklomm er die Kirchhofsmauer und schleppte sich zu Sanchas Hause. Als sie ihn blutüberströmt sah, wähnte sie, er sei von Don Blas entdeckt worden.

„Das muß man sagen," lachte sie, „Ihr habt uns da in eine hübsche Patsche gebracht."

Sie kamen überein, daß man um jeden Preis die Nacht wahrnehmen müsse, um die in den Kirchhof hinabgestürzte Truhe fortzuschaffen.

„Donna Ines und ich sind des Todes," sagte Sancha, „wenn ein Spion von Don Blas morgen die verdammte Truhe findet."

„Ohne Zweifel ist sie voller Blut", antwortete Don Fernando.

Zanga war der einzige Mann, den man damit betrauen konnte.

Als sie noch von ihm sprachen, klopfte er gerade an die Tür. Er wunderte sich nicht, als Sancha zu ihm sagte:

„Ich weiß alles, was du mir erzählen willst. Du hast meine Truhe im Stich gelassen; sie ist in den Kirchhof hinabgefallen mit all meinen geschmuggelten Waren; welch ein Verlust für mich! Die Folge davon wird sein, daß Don Blas dich heute abend oder morgen früh vernehmen wird."

„Ach, ich bin verloren!“ rief Zanga aus.

„Du bist gerettet, wenn du zur Antwort gibst, daß du die Truhe aus dem Inquisitionspalast zu mir gebracht hättest.“

Zanga war sehr erbost, daß er die Waren seiner Cousine im Stich gelassen; aber er hatte Furcht vor dem Gespenst; er hatte Furcht vor Don Blas und schien außerstande, die einfachsten Dinge zu begreifen. Sancha wiederholte ihm lang und breit, wie er dem Polizeimeister zu antworten hätte, um niemanden bloßzustellen.

„Hier sind zwei Dukaten für dich“, sagte Don Fernando, plötzlich auftretend. „Aber wenn du nicht genau das aussagst, was dir Sancha beigebracht hat, wirst du durch diesen Dolch sterben.“

„Und wer seid Ihr, Herr?“

„Ein unglücklicher Negro, der von den royalistischen Freiwilligen verfolgt wird.“

Zanga war keines Wortes mächtig; seine Furcht verdoppelte sich noch, als er zwei Sbirren von Don Blas eintreten sah. Der eine ergriff ihn und führte ihn auf der Stelle zu seinem Herrn. Der andere meldete Sancha einfach, daß sie im Inquisitionspalast gewünscht würde; sein Auftrag war minder streng.

Sancha scherzte mit ihm und lud ihn zu einem Glase ausgezeichneten Rancioweins ein. Sie wollte ihn zum Sprechen bringen, um Don Fernando etliche Fingerzeige zu geben; denn er konnte von seinem Versteck aus alles hören.

Der Sbirre erzählte, Zanga sei, als er vor dem Geist entflohen wäre, totenblaß in ein Wirtshaus gekommen, wo er

sein Abenteuer erzählt hätte. Einer der Spione, die den Auftrag hatten, den Negro oder Liberalen ausfindig zu machen, der einen Royalisten getötet hatte, war in dem Wirtshause und eilte sofort zu Don Blas, um ihm Meldung zu erstatten.

„Aber unser Polizeimeister, der nicht dumm ist," sagte der Sbirre, „hat gleich gesagt, daß die Stimme, die Zanga gehört hätte, die des Negro sei, der im Kirchhof versteckt wäre. Er hat mich hingeschickt, um die Truhe zu holen; sie war geöffnet und blutbespritzt. Don Blas schien sehr erstaunt und hat mich hierher geschickt. Gehen wir."

„Ines und ich, wir sind des Todes," sagte sich Sancha, indem sie mit ihrem Sbirren nach dem Inquisitionspalast aufbrach. „Don Blas hat die Truhe sicher wiedererkannt; er weiß jetzt, daß ein Fremder sich bei ihm eingeschlichen hat."

Die Nacht war sehr dunkel; einen Augenblick hatte Sancha den Einfall, zu entfliehen.

„Nicht doch," sagte sie sich, „es wäre ehrlos, Donna Ines zu verlassen; sie ist so naiv und wird in diesem Augenblick nicht wissen, was sie antworten soll."

Im Inquisitionspalast angelangt, wunderte sie sich, daß man sie in den zweiten Stock hinaufführte, ja sogar in Ines' Schlafgemach. Der Ort des Verhörs erfüllte sie mit finsteren Ahnungen. Das Gemach war hell erleuchtet.

Sie fand Donna Ines an einem Tisch sitzend und Don Blas neben ihr stehend mit funkelnden Blicken, und vor ihnen die verhängnisvolle Truhe, geöffnet und blutbespritzt. Im Augenblick ihres Erscheinens war Don Blas gerade dabei, Zanga zu verhören; er ließ ihn sofort hinausführen.

„Ob er uns verraten hat?" fragte sich Sancha. „Hat er begriffen, das zu antworten, was ich ihm einschärfte? Donna Ines' Leben ist in seinen Händen."

Sie blickte Donna Ines an, um sie zu beruhigen; sie sah in ihren Augen nichts als Ruhe und Entschlossenheit. Sancha war erstaunt darüber. „Wo nimmt diese so furchtsame Frau solchen Mut her?" dachte sie.

Schon bei den ersten Worten, die Sancha auf Don Blas' Fragen zur Antwort gab, merkte sie, daß dieser Mann, der sich sonst so gut zu beherrschen wußte, wie wahnsinnig war. Bald sagte er, zu sich selbst sprechend:

„Die Sache ist klar!"

Donna Ines vernahm dies Wort ohne Zweifel ebensogut wie Sancha; denn sie sagte mit sehr einfacher Miene: „Die große Menge Kerzen, die im Zimmer brennen, machen es heiß wie einen Schmelzofen."

Und sie trat ans Fenster.

Sancha wußte, welchen Plan sie einige Stunden zuvor gehabt hatte; sie verstand diese Bewegung. Und sofort heuchelte sie einen starken Nervenanfall.

„Sie wollen mich töten," schrie sie, „weil ich Don Pedro Ramos gerettet habe."

Sie packte Ines gewaltsam am Handgelenk.

In der Geistesverwirrung des Nervenanfalls stieß sie mit halben Worten hervor, einen Augenblick, nachdem Zanga die Truhe mit ihren Waren zur ihr zurückgebracht hätte, sei ein Mann ganz blutüberströmt in ihr Zimmer gestürzt, einen Dolch in der Hand.

„Ich habe einen royalistischen Freiwilligen getötet", schrie

er. „Die Gefährten des Toten suchen mich. Wenn Ihr mich nicht rettet, morden sie mich vor Euren Augen ..."

„Ah! seht das Blut auf meiner Hand!" schrie Sancha wie außer sich, „sie wollen mich töten!"

„Fahrt fort," sagte Don Blas kalt.

„Don Ramos sagte zu mir: ‚Der Prior des Hieronymitenklosters ist mein Onkel; wenn ich sein Kloster erreichen kann, bin ich gerettet.' Ich zitterte; er sieht die offene Truhe, aus der ich meine englischen Tüllsachen eben herausgenommen hatte. Plötzlich packt er die Ballen, die noch darin waren, und legt sich in die Truhe. ‚Schließt sie ab', schreit er mir zu, ‚und laßt die Truhe nach dem Hieronymitenkloster bringen, ohne eine Sekunde zu verlieren.' Er wirft mir eine Handvoll Dukaten zu; hier sind sie; es ist ein Schandgeld, sie ekeln mich ..."

„Genug der Komödie!" rief Don Blas.

„Ich fürchtete, er brächte mich um, wenn ich nicht gehorchte", fuhr Sancha fort. „Er hielt in seiner Linken immer noch den Dolch, der vom Blut des armen royalistischen Freiwilligen troff. Ich fürchtete mich, ich gestehe es, ich ließ Zanga rufen, er nahm die Truhe und trug sie nach dem Kloster. Ich hatte ..."

„Kein Wort weiter, oder Ihr seid des Todes", antwortete Don Blas, der fast erriet, daß Sancha Zeit gewinnen wollte.

Auf seinen Wink wurde Zanga vorgeführt. Sancha bemerkte, daß der sonst so kaltblütige Don Blas außer sich war. Er hegte Zweifel über das Wesen, das er seit zwei Jahren für treu hielt. Die Hitze schien ihn zu erdrücken, aber in dem Augenblick, wo Zanga von den Sbirren wieder hereingeführt

wurde, stürzte er auf ihn los und schüttelte ihn wütend am Handgelenk.

„Jetzt naht der entscheidende Augenblick", sagte Sancha sich. „Dieser Mensch wird über Donna Ines' und mein Leben entscheiden. Er ist mir treu ergeben; aber heute abend, wo er durch das Gespenst und Don Fernandos Dolch erschreckt ist, weiß Gott, was er aussagt!"

Zanga blickte Don Blas, der ihn furchtbar schüttelte, mit irren Augen an und gab keine Antwort.

„Ach Gott!" dachte Sancha, „jetzt wird er ihn schwören lassen, die Wahrheit zu sagen, und er ist so fromm, daß er keine Lüge wagen wird."

Zufällig vergaß Don Blas, der nicht auf seinem Richterstuhl saß, den Zeugen zu vereidigen. Endlich entschloß sich Zanga, durch die äußerste Gefahr, die Blicke Sanchas und das Übermaß seines eigenen Schreckens erleuchtet, zu sprechen. Sei es aus Vorsicht oder wirklicher Verwirrung, seine Aussage war sehr verworren. Er sei, sagte er, kurz nachdem er die Truhe aus dem Palast des Herrn Polizeimeisters zurückgebracht habe, von Sancha gerufen worden, um sie abermals fortzuschaffen, und da wäre sie ihm viel schwerer vorgekommen. Vor Erschöpfung habe er nicht mehr gekonnt und habe sie, als er an der Kirchhofsmauer vorbeikam, auf die Brüstung gestellt. Eine klagende Stimme hätte ihm ins Ohr geflüstert, und er hätte Reißaus genommen.

Don Blas überhäufte ihn mit Fragen, schien aber selbst sehr niedergedrückt. In vorgerückter Nachtstunde wurde das Verhör unterbrochen, um am nächsten Morgen wieder aufgenommen zu werden. Zanga hatte sich noch nicht in Wider-

sprüche verwickelt. Sancha bat Ines um die Erlaubnis, im Kämmerchen neben ihrem Schlafgemach zu ruhen, wo sie früher geschlafen hatte. Don Blas überhörte vermutlich die paar Worte, die hierüber zwischen den Frauen gewechselt wurden. Ines, die für Don Fernandos Leben zitterte, ging zu Sancha.

„Don Fernando ist geborgen, aber, gnädige Frau," fuhr Sancha fort, „Euer und mein Leben hängen an einem Zwirnsfaden. Don Blas hat Verdacht geschöpft. Morgen früh wird er Zanga ernstlich einschüchtern und ihn durch den Mönch, der sein Beichtvater ist und der alles über ihn vermag, zum Reden bringen. Die Geschichte, die ich erfunden habe, diente nur, um die erste Gefahr abzuwenden."

„Nun denn, so entfliehe, liebe Sancha", antwortete Ines mit ihrer gewöhnlichen Sanftmut und anscheinend nicht im mindesten erregt durch das Geschick, das ihrer in kurzen Stunden harrte. „Laß mich allein sterben. Ich sterbe glücklich; ich nehme Fernandos Anblick mit. Das Leben ist kein zu hoher Preis dafür, daß ich ihn nach zwei Jahren wiedersah. Ich befehle dir, mich augenblicks zu verlassen. Du gehst in den großen Hof hinab und versteckst dich nahe bei der Tür. Du wirst dich hoffentlich retten können. Ich fordere nur eines: gib dies Diamantkreuz Don Fernando und sage ihm, ich segnete sterbend seinen Gedanken, von Majorca zurückzukehren."

Bei Tagesanbruch, als das Mettglöckchen erscholl, weckte Donna Ines ihren Gatten, um ihm zu sagen, daß sie zur Frühmesse ins Clarissenkloster ginge. Obwohl es im Hause selbst war, ließ Don Blas, der ihr keine Silbe antwortete, sie durch vier seiner Leute begleiten.

In der Kirche kniete Ines dicht vor dem Gitter der Nonnen nieder. Einen Augenblick später sahen die Wächter, die Don Blas seiner Gemahlin mitgegeben hatte, das Gitter sich auftun. Donna Ines trat in den abgezäunten Bezirk ein. Sie erklärte, daß sie ein geheimes Gelübde abgelegt hätte, Nonne zu werden, und daß sie das Kloster nie verlassen würde.

Don Blas forderte seine Gattin heraus, aber die Äbtissin hatte den Bischof bereits in Kenntnis gesetzt, und dieser antwortete dem aufbrausenden Polizeimeister mit väterlicher Miene:

„Ohne Zweifel hat die erlauchte Donna Ines Bustos y Mosquera kein Recht, sich dem Herrn zu weihen, wenn sie Eure rechtmäßige Gattin ist. Aber Donna Ines fürchtet, daß ihre Ehe nicht rechtsgültig geschlossen ist."

Wenige Tage danach ward Donna Ines, die mit ihrem Gatten im Rechtsstreit lag, in ihrem Bette mit mehreren Dolchstößen durchbohrt aufgefunden, und zur Strafe für eine Verschwörung, die Don Blas entdeckt hatte, wurden Ines' Bruder und Don Fernando auf dem Richtplatze von Granada geköpft.

4. Filippo Ebreo

Ich war damals ein sehr schöner Mann." „Sie sind doch heute noch recht ansehnlich"... „Welch ein Unterschied! Ich zähle fünfundvierzig; damals war ich erst dreißig, es war anno 1814. Ich besaß nichts als hohen Wuchs und seltene Schönheit. Im übrigen war ich Jude, von Ihnen, den Christen, verachtet, ja selbst von den Juden, denn ich war lange Zeit sehr arm gewesen."

„Diese Verachtung ist sehr ungerecht" ...

„Machen Sie keine Höflichkeitsphrasen. Ich bin heute abend aufgelegt zum Plaudern und ich spreche entweder gar nicht oder ehrlich. Unser Schiff fährt gut, die Brise ist köstlich; morgen früh sind wir in Venedig ... Aber um auf die Geschichte von dem Fluche und auf meine Reise nach Frankreich zurückzukommen; ich liebte das Geld leidenschaftlich im Jahre 1814; es war meine einzige Passion, die ich je gehabt habe."

„Ich hausierte den ganzen Tag lang in den Straßen von Venedig mit einem Kasten, auf dessen Deckel Goldschmiedearbeiten ausgelegt waren; aber in einer verborgenen Schublade hatte ich wollene Strümpfe, Taschentücher und andere englische Konterbande. Als mein Vater gestorben und begraben war, sagte einer meiner Onkels zu jedem von uns — wir waren unserer drei —, daß uns nur ein Kapital von fünf Franken bliebe. Mein guter Onkel schenkte mir einen Napoleondor dazu. In der Nacht rückte meine Mutter mit einundzwanzig Franken aus; mir blieben also nur vier Franken übrig. Ich stahl einer meiner Nachbarinnen einen Geigenkasten; ich wußte,

sie hatte ihn auf die Rumpelkammer gestellt; ich kaufte mir acht Taschentücher von rotem Leinen. Sie kosteten mir zehn Soldi, ich verkaufte sie zu elf Soldi. Am ersten Tage verkaufte ich meinen ganzen Laden viermal aus. Ich verkaufte meine Taschentücher an Matrosen in der Nähe des Arsenals. Der Kaufmann war erstaunt über meinen Betrieb und fragte mich, warum ich nicht ein Dutzend Taschentücher auf einmal kaufte; denn es war von seinem Laden bis zum Arsenal eine gute halbe Stunde. Ich gestand ihm, daß ich nicht vier Franken mein Eigen nannte, da meine Mutter mir mit einundzwanzig Franken durchgebrannt sei ... Er gab mir einen gewaltigen Fußtritt, so daß ich aus dem Laden herausflog."

„Am nächsten Morgen um acht war ich trotzdem wieder da; ich hatte die acht Taschentücher vom Tage vorher bereits am Abend losgeschlagen. Da es draußen warm war, hatte ich unter den Prokuratien geschlafen; ich hatte gegessen, Chioswein getrunken und besaß noch fünf Soldi Ersparnisse von gestern ... Das war das Leben, das ich von 1800 bis 1814 führte. Ich stand scheinbar in Gottes Hut."

Und der Jude nahm mit zarter Ehrfurcht seine Kopfbedeckung ab.

„Mein Handel gedieh derart, daß ich mein Kapital oft an einem Tage verdoppelte. Oft nahm ich eine Gondel und verkaufte Strümpfe an die Matrosen an Bord. Aber seit ich ein kleines Sümmchen zusammengebracht hatte, fand meine Mutter oder meine Schwester einen Vorwand, sich mit mir auszusöhnen und es mir wieder abzunehmen. Eines Tages führten sie mich zu einem Goldschmied, kauften Ohrringe und ein Halsband und verschwanden angeblich für einen Augenblick,

kamen aber nicht wieder und ließen mich in der Klemme. Der Goldschmied verlangte fünfzig Franken; ich begann zu weinen; ich hatte nur vierzehn Franken bei mir; ich gab ihm an, wo ich meinen Kasten stehen hatte. Er schickte hin, aber während ich meine Zeit beim Goldschmied verlor, hatte meine Mutter mir auch meinen Kasten gestohlen ... Der Goldschmied mißhandelte mich mächtig."

„Als er des Prügelns müde ward, erklärte ich ihm, er solle mir meine vierzehn Franken lassen und mir eine kleine Tischschublade leihen; ich wollte einen doppelten Boden darin anbringen und machte mich anheischig, ihm zehn Soldi pro Tag zu zahlen; und das führte ich auch durch. Der Goldschmied vertraute mir schließlich Ohrringe bis zum Werte von zwanzig Franken an; aber ich durfte nur fünf Soldi auf jedes Stück verdienen."

„Im Jahre 1805 hatte ich ein Kapital von 1000 Franken. Da gedachte ich, daß unser Gesetz uns die Ehe vorschreibt, und ich wollte diese Pflicht erfüllen. Ich hatte das Unglück, mich in ein Mädchen unseres Volkes, namens Stella, zu verlieben. Sie hatte zwei Brüder; einer war Fourier im französischen Heere, der andere Kassendiener bei einem Zahlmeister. Sie hausten gemeinsam in einem Zimmer im Erdgeschoß nach San Paolo zu und setzten sich oft des Nachts vor die Tür. Eines Abends traf ich sie weinend. Ich hielt sie für eine Dirne; sie erschien mir hübsch; ich bot ihr an, ihr für zehn Soldi Chioswein zu kaufen. Da weinte sie erst recht; ich sagte ihr, daß sie eine Gans wäre, und ging."

„Aber sie war mir so hübsch erschienen! Am Tage darauf, zur selben Stunde, um zehn Uhr abends, als mein Geschäft

auf dem Markusplatz zu Ende war, ging ich wieder dort vorbei, wo ich sie tags zuvor getroffen hatte. Sie war nicht mehr da. Drei Tage später hatte ich mehr Glück. Ich sprach lange in sie hinein; sie stieß mich voller Abscheu von sich."

„‚Sie hat mich wahrscheinlich mit meinem Kasten voller Schmucksachen vorbeigehen sehen,' dachte ich, ‚sie möchte gern eins von meinen Halsbändern geschenkt haben, und bei Gott! daraus wird nichts!' Ich zwang mich, diese Straße nicht mehr zu betreten; aber wider Willen und fast ohne es mir zu gestehen, begann ich das Weintrinken zu lassen und legte täglich das ersparte Geld zurück. Ich war noch viel törichter: ich steckte dieses Kapital nicht in mein Geschäft! Zu jener Zeit, mein Herr, verdreifachte sich mein Vermögen jede Woche."

„Hatte ich zwölf Franken zusammengespart — so viel kosteten meine geringsten Halsbänder —, so ging ich mehrere Male durch Stellas Straße. Endlich traf ich sie; sie wies meine galanten Vorschläge mit Abscheu zurück. Aber ich war der schmuckste Bursche Venedigs. Während der Unterhaltung sagte ich ihr, daß ich seit drei Monaten keinen Wein tränke, um so viel zu sparen, wie eins meiner Halsbänder wert sei, und es ihr zu schenken. Sie antwortete nicht, aber sie fragte mich um Rat wegen eines Unglücks, das ihr seit unserem ersten Zwiegespräch zugestoßen war."

„Ihre Brüder hatten die Goldstücke, die sie sich verschaffen konnten, abgefeilt, oder vielmehr die Zechinen und Napoleons in Scheidewasser gelegt. Der Fourier war ins Gefängnis gesteckt worden, und der andere, der Kassendiener bei dem Pagatore, wollte aus Furcht, Verdacht zu erwecken, keinen Schritt

zu seinen Gunsten tun. Stella bat mich zwar nicht, nach der Zitadelle zu gehen, und ich nahm dies Wort auch nicht in den Mund; trotzdem bat ich sie, mich am nächsten Abend zu er- erwarten."

„Aber da kommen Sie", warf ich dazwischen, „sehr weit ab von dem Fluch, dessen Opfer Sie in Frankreich geworden sind."

„Sie haben ganz recht", antwortete der Jude. „Aber wenn ich die Geschichte meiner Heirat nicht kurz zu Ende erzählen darf, so schweige ich, auf mein Wort. Ich weiß nicht, warum ich heute gerade so gern von Stella erzähle."

„Mit Mühe und Not gelang es mir, ihren Bruder, den Fourier, entwischen zu lassen. Die Brüder versprachen mir die Hand ihrer Schwester und ließen ihren Vater, einen armen Juden, aus Innsbruck kommen. Ich hatte ein Zimmer gemietet und zum Glück im voraus bezahlt; ich hatte auch ein paar Möbel hineingestellt. Mein Schwiegervater lief zu allen seinen Verwandten in Venedig und erzählte ihnen, daß er seine Tochter verheiraten wollte ... Endlich, nach einem Jahr des Fleißes, am Vorabend der Hochzeit, ging er mit mehr als 600 Franken durch, die er bei seinen Verwandten aufgebracht hatte. Wir, das heißt seine Tochter und ich, waren nach Murano gefahren, um ‚Salat zu essen'; dort verschwand er. In der Zwischenzeit stahlen meine Schwäger alle Möbel aus meinem Zimmer; unglücklicherweise waren sie noch nicht voll bezahlt."

„Mein Kredit war ruiniert; meine Schwäger, die man seit Jahresfrist stets in meiner Gesellschaft fand, waren zu meinen Lieferanten gelaufen und hatten ihnen weisgemacht,

ich wäre in Chiazzia, woselbst ich glänzende Geschäfte machte, und ich beauftragte sie von dort aus mit Erhebung von Waren ... Kurz, durch allerlei Schwindeleien war es ihnen gelungen, für mehr als 200 Franken Waren zu stehlen. Ich sah, daß ich Venedig verlassen mußte; ich brachte Stella als Kindermädchen bei dem Goldschmied unter, von dem ich die Schmucksachen bezog."

„Am nächsten Tage zu früher Stunde, als ich meine Geschäfte erledigt hatte, gab ich Stella 20 Franken und behielt nur sechs für mich übrig; mit ihnen ergriff ich die Flucht. Nie war ich abgebrannter gewesen, außerdem galt ich für einen Dieb. In meiner Verzweiflung hatte ich zum Glück den guten Gedanken, den Kaufleuten in Venedig, bei denen meine Schwäger die Waren geholt hatten, aus Padua die Wahrheit zu schreiben. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß ein Verhaftsbefehl gegen mich ergangen war, und die Polizei des Königreichs Italien ließ nicht mit sich spaßen."

„Ein berühmter Advokat in Padua war erblindet; er brauchte einen Diener, der ihn führte; aber sein Unglück hatte ihn so boshaft gemacht, daß er jeden Monat einen anderen nahm. ‚Ich wette,' sagte ich zu mir selbst, ‚daß er mich nicht wegjagt!' Ich trat in seinen Dienst, und am folgenden Tage, als er sich langweilte, da niemand ihn besuchen kam, erzählte ich ihm meine ganze Geschichte. ‚Wenn Sie mich nicht retten,' sagte ich zu ihm, ‚so werde ich dieser Tage festgenommen.' — ‚Meinen Diener festnehmen,' rief er aus, ‚das werde ich zu verhindern wissen.'"

„Nun, kurzum, ich gewann seine Gunst. Er ging frühzeitig zur Ruhe; mit der Zeit erhielt ich die Erlaubnis, in den

Cafés von Padua ein wenig hausieren zu gehen, des Abends nach acht Uhr, wo er sich zu Bett legte, bis um zwei Uhr morgens, wo die Reichen die Cafés verlassen."

„Ich verdiente 200 Franken in achtzehn Monaten und bat meinen Herrn, mich gehen zu lassen. Er sagte mir, daß er mir in seinem Testament eine beträchtliche Summe ausgesetzt hätte und daß ich ihn nie verlassen sollte. ‚Warum,' dachte ich, ‚hast du mich dann aber hausieren lassen?' Ich riß aus; ich bezahlte meine Gläubiger in Venedig, was mir sehr zur Ehre gereichte. Ich ehelichte Stella und lehrte sie Handel treiben: jetzt versteht sie es besser als ich. Jawohl, mein Herr, — und jetzt kommt endlich die Geschichte meiner Reisen und dann der Fluch."

„Ich hatte mehr als 100 Louisdor Kapital. Ich söhnte mich wieder mit meiner Mutter aus, die mich abermals bestahl und mich auch durch meine Schwester bestehlen ließ. Ich verließ Venedig, da ich einsah, daß ich, solange ich dort weilte, das Opfer meiner Familie sein würde; ich ging nach Zara, wo ich Wunder verrichtete."

„Ein kroatischer Hauptmann, dem ich einen Teil der Montur für seine Kompagnie geliefert hatte, sagte eines Tages zu mir: ‚Filippo, wollt Ihr Euer Glück machen? Wir gehen zusammen nach Frankreich. Merkt Euch das eine: ich bin insgeheim der Freund des Barons Bradal, unseres Regimentskommandeurs. Kommt mit uns als Marketender. Ihr werdet viel verdienen; aber dies Geschäft ist nur ein Vorwand; der Oberst, mit dem ich angeblich entzweit bin, hat mir alle Lieferungen für das Regiment überlassen. Ich bedarf eines gescheiten Menschen, Ihr seid mein Mann.'"

„Was glauben Sie, mein Herr, ich liebte meine Frau nicht mehr."

„Was," sagte ich, „die arme Stella, die Ihnen so treu war?"

„In Wahrheit liebte ich nur noch das Geld. Oh, ich liebte es ..."

Alle begannen zu lachen, so viel wahre Leidenschaft lag in dem Ausruf des Juden.

„Ich wurde also Marketender. Ich verließ Zara. Nach achtundvierzig Marschtagen erreichten wir den Simplon. Aus den 500 Franken, die ich aus Zara mitgenommen hatte, waren bereits 1500 Franken geworden, außerdem hatte ich einen hübschen Planwagen und zwei Pferde. Hier begann mein Leiden. Ich kam fast ums Leben, ich verbrachte zweiundzwanzig Nächte unter freiem Himmel."

„Ach so," sagte ich, „Sie mußten biwakieren."

„Ich verdiente täglich 50 bis 60 Franken, aber jede Nacht war ich durch die strenge Kälte dem Tode ausgesetzt. Endlich hatte die Armee dieses furchtbare Gebirge hinter sich; wir rückten in Lausanne ein; dort tat ich mich mit Herrn Perrin zusammen. Ach, der brave Mann! Er war Branntweinhändler. Ich kann in sechs Sprachen verkaufen; er verstand sich aufs Einkaufen. Ach, der treffliche Mann! Nur war er zu gewalttätig. Wenn ein Kosak seine Zeche nicht bezahlen wollte und er allein in der Kantine war, so schlug er ihn blutig. ‚Aber, Herr Perrin,' sagte ich zu ihm, ‚mein Freund, wir verdienen hundert Franken pro Tag; was liegt daran, ob uns ein Trunkenbold um zwei oder drei Franken prellt?' — ‚Was wollen Sie,' entgegnete er, ‚ich kann

nicht dagegen an, ich mag die Kosaken nicht.' — ‚Sie werden uns umbringen. Ach, Herr Perrin, mein Freund, warum ist unsere Geschäftsverbindung noch nicht zu Ende?'"

„Die französischen Marketender wagten sich nicht mehr ins Lager, denn sie wurden nie bezahlt; wir dagegen machten Riesengeschäfte. Als wir in Lyon einrückten, hatten wir 14 000 Franken in unserer Kasse. Dort trieb ich Schmuggel aus Mitleid mit den armen französischen Händlern. Sie hatten sehr viel Tabak vor der Porte Sainte-Clair; sie kamen und baten mich, ihn in die Stadt zu schmuggeln. Ich bat sie um achtundvierzig Stunden Wartezeit, bis der Oberst, mein Freund, das Kommando hätte. Dann packte ich meinen Karren fünf Tage hintereinander voll Tabak. Die französischen Beamten am Stadttor schimpften, wagten mich aber nicht anzuhalten. Am fünften Tage bekam ich von einem, der betrunken war, Prügel. Ich schlug auf mein Pferd ein und wollte weiterfahren; als aber die anderen sahen, wie ich Prügel bekam, arretierten sie mich. Ich war blutüberströmt. Ich verlangte, vor den Wachhabenden geführt zu werden. Er war von unserem Regiment, wollte mich aber nicht erkennen und schickte mich ins Gefängnis. ‚Mein Wagen wird geplündert werden und die armen Händler sind verloren', sagte ich mir sofort. Auf dem Weg zum Gefängnis gab ich meiner Eskorte zwei Taler, damit ich vor meinen Obersten geführt wurde. Dieser beschimpfte mich in Gegenwart der Soldaten und drohte mir, mich aufzuknüpfen."

„Sobald wir aber allein waren, sagte er: ‚Nur Mut! Morgen schick' ich einen anderen Kapitän auf Wache nach der Porte Sainte-Clair; statt eines Wagens könnt Ihr zwei mitnehmen.'

Ich weigerte mich und gab ihm 200 Zechinen für sich. ‚Was,‘ sagte er, ‚du machst dir solche Mühe für dies Lumpengeld!‘ — ‚Ich hatte Mitleid mit den armen Händlern‘, antwortete ich.“

‚Bis nach Dijon machten wir, Herr Perrin und ich, glänzende Geschäfte. Dort, mein Herr, verloren wir in einer Nacht mehr als 12000 Franken. Wir hatten am Tage viel verkauft; es war große Parade und wir die einzigen Marketender; wir hatten mehr als 1000 Franken Bareinnahme. Um Mitternacht, als alles schlief, wollte so ein verfluchter Kroate fortgehen, ohne zu zahlen. Herr Perrin sprang auf ihn zu, da er allein war, und prügelte ihn blutig. ‚Du bist toll, Herr Perrin,‘ sagte ich zu ihm, ‚der Mann hat für sechs Franken gezecht, gewiß, aber wenn er die Kraft hat zu schreien, gibt's Skandal.‘ Herr Perrin hatte den Kroaten halbtot vor die Tür geworfen; aber er war nur betäubt; er begann zu schreien; die Soldaten der nächsten Biwaks hörten ihn, kamen ihm zu Hilfe, und als sie ihn blutbedeckt sahen, schlugen sie die Tür unserer Kantine ein. Herr Perrin, der sich zur Wehr setzen wollte, bekam acht Säbelhiebe.“

„Ich sagte zu den Soldaten: ‚Ich bin unschuldig, er ist schuld an allem. Führt mich vor den Obersten des Kroatenregiments.‘ — ‚Wir werden deinetwegen den Obersten wekken!‘ höhnte einer der Soldaten. Umsonst suchte ich einzugreifen, unsere unglückliche Kantine wurde alsbald von drei- oder viertausend Soldaten bestürmt. Die Offiziere, die draußen waren, konnten nicht eindringen, um Ruhe herzustellen. Ich glaubte, Herr Perrin sei tot; ich selbst war in jämmerlichem Zustand. Kurzum, mein Herr, man plünderte uns für mehr als 12000 Franken Wein und Branntwein.“

„Gegen Tagesanbruch gelang es mir zu entkommen; mein Oberst gab mir vier Mann, um Herrn Perrin zu befreien, wenn er noch am Leben war. Ich fand ihn in einem Wachtlokal und brachte ihn zu einem Feldscher. ‚Wir müssen uns trennen, Herr Perrin, mein Freund,' sagte ich zu ihm, ‚du bringst mich sonst noch in den Tod.' Er machte mir bittere Vorwürfe, daß ich ihn verlassen und alle Schuld auf ihn geschoben hätte, als unsere Kantine gestürmt wurde. Trotzdem war dies nach meiner Meinung das einzige Mittel, der Plünderung Einhalt zu tun."

„Aber Herr Perrin setzte mir so lange zu, bis wir uns zum zweitenmal zusammentaten. Wir besoldeten ein paar Soldaten, um unsere Kantine zu beschützen. Binnen zwei Monaten hatten wir jeder 12000 Franken verdient. Leider tötete Herr Perrin im Duell einen der Soldaten, die uns beschützten. ‚Du bringst mich um', wiederholte ich ihm, und verließ ihn, den armen Herrn Perrin."

„Ich ging nach Lyon, wo ich Uhren und Diamanten sehr billig aufkaufte, denn ich verstehe mich auf alle Handelszweige. Wenn Sie mich mit fünfzig Franken in irgendein Land setzen, so will ich nach drei Monaten mein Kapital verdreifacht und gratis gelebt haben. Ich versteckte meine Diamanten in einem Geheimfach, das ich an meinem Karren anbringen ließ. Das Regiment war nach Valence und Avignon marschiert; ich folgte ihm nach dreitägigem Aufenthalt in Lyon."

„Aber eines Tages, mein Herr, komme ich in Valence um acht Uhr abends an. Es ist dunkel und regnet. Ich klopfe an die Tür einer Herberge, keine Antwort; ich klopfe stärker, man antwortet mir, es wäre kein Quartier für einen Kosaken;

ich klopfe nochmals, man wirft mich mit Steinen aus dem zweiten Stock. ‚Es ist klar,‘ sage ich mir, ‚ich werde heute nacht in dieser verwünschten Stadt sterben.‘ Ich wußte nicht, wo der Platzkommandant war; kein Mensch wollte mir antworten noch mich führen. ‚Der Kommandant wird im Bett liegen,‘ sagte ich mir, ‚und mich nicht vorlassen wollen.‘“

„Ich sah ein, daß ich etwas von meinen Waren opfern mußte; ich gab einer Schildwache ein Glas Branntwein; es war ein Ungar. Als er mich ungarisch reden hörte, hatte er Mitleid mit mir und hieß mich warten, bis er abgelöst würde. Ich kam um vor Kälte; endlich nahte die Ablösung. Ich gab dem Korporal, dann der ganzen Wachmannschaft zu trinken. Endlich führte der Sergeant mich zum Kommandanten. Ach, welch ein Ehrenmann, mein Herr! Ich kannt' ihn nicht, er ließ mich gleich vor. Ich erklärte ihm, aus Haß gegen den König wollte kein Wirt mir für Geld ein Nachtlager geben. ‚So, dann sollen Sie gratis unterkommen!‘ rief er. Er gab mir einen guten Quartierzettel für zwei Nächte und vier Mann zu meiner Begleitung.“

„Ich ging wieder nach der Herberge auf dem Markt, wo man mich mit Steinen geworfen hatte. Ich klopfte zweimal; ich sagte auf französisch, das ich geläufig spreche, ich hätte vier Mann mit und wenn man mir nicht aufmachte, würde ich die Tür erbrechen. Keine Antwort. Nun holten wir ein großes Stück Holz und begannen die Tür einzudrücken. Sie gab schon halb nach, als ein Mann sie heftig aufriß. Es war ein sechs Fuß hoher Bursche, in der Rechten den Säbel, in der Linken ein Licht. Obwohl ich einen guten Quartierzettel hatte, rief ich: ‚Mein Herr, ich zahle im voraus, wenn's Ihnen

recht ist.' — ‚Ach, du bist's, Philipp!' rief der Mann, seinen Säbel senkend und mich umarmend. ‚Was, Philipp, du bist's? Erkennst du Bonnard nicht, den Korporal vom 20. Regiment?'"

„Als ich diesen Namen hörte, umarmte ich ihn und schickte die Soldaten fort. Bonnard hatte sechs Monate bei meinem Vater in Vincenne gewohnt. ‚Ich will dir mein Bett geben', sagte er. ‚Ich sterbe Hungers', entgegnete ich. ‚Seit drei Stunden laufe ich in Valence herum.' Und er umarmte mich wieder; er wurde nicht müde, mich anzusehen und auszufragen. Ich ging mit ihm in den Keller, wo er ausgezeichneten Wein unter einer Sandschicht hervorzog. Als wir tranken und des Essens harrten, erschien ein schönes, großes, achtzehnjähriges Mädchen. ‚Ach, du bist aufgestanden', sagte Bonnard. ‚Um so besser. Mein Freund, dies ist meine Schwester. Du mußt sie heiraten, du bist ein schmucker Kerl, ich gebe dir sechshundert Franken Mitgift.' — ‚Ich bin verheiratet', sagte ich. — ‚Verheiratet, das glaub' ich dir nicht. Wo ist denn deine Frau?' — ‚In Zara, wo sie Handel treibt.' — ‚Laß sie zum Teufel gehen mit ihrem Kram. Laß dich in Frankreich nieder; heirate meine Schwester, das schönste Mädchen weit und breit.'"

„Katharina war in der Tat hübsch; sie blickte mich mit großen Augen an. ‚Der Herr ist Offizier?' fragte sie mich, durch den schönen Pelz getäuscht, den ich bei der Parade in Dijon gekauft hatte. ‚Nein, Fräulein, ich bin Marketender des Hauptquartiers und habe 200 Louisdors; ich versichere Ihnen, es gibt nicht viele Offiziere, die ein gleiches sagen können.' Ich hatte mehr als 600 Louisdors, aber man muß vorsichtig sein."

„Kurz und gut, was soll ich sagen, mein Herr? Bonnard ließ mich nicht weiter ziehen. Er mietete mir eine kleine Kantine neben der Wachtstube am Stadttor, wo ich an unsere Soldaten verkaufte. Und obwohl ich der Armee nicht mehr folgte, verdiente ich an manchen Tagen doch meine acht bis zehn Franken. Bonnard sagte immer wieder: ‚Du heiratest meine Schwester.‘ Nach und nach hatte Katharina die Gewohnheit angenommen, mich in meiner Kantine zu besuchen; sie verbrachte drei bis vier Stunden bei mir. Ich verliebte mich schließlich toll in sie und sie noch mehr in mich; aber Gott gab uns die Gnade, daß wir keusch blieben. ‚Wie kann ich dich heiraten?‘ sagte ich zu ihr. ‚Ich bin ja verheiratet.‘ — ‚Hast du deiner Frau in Zara nicht alle Waren gelassen? So hat sie in Zara ihr Auskommen und du bleibst bei uns. Tu dich mit meinem Bruder zusammen oder führe dein Geschäft allein weiter. Du machst gute Geschäfte und wirst noch bessere machen.‘“

„Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß ich in Valence als Bankier tätig war. Ich kaufte gute Wechselbriefe auf Lyon, unterschrieben von Besitzern, die Bonnard kannte, und allein im Bankgeschäft verdiente ich bisweilen 100 oder 120 Franken per Woche.“

„So blieb ich in Valence bis zum Herbst. Ich wußte nicht, was beginnen. Ich dürstete danach, Katharina zu heiraten, und hatte ihr als Brautgeschenke einen Hut und ein Kleid aus Lyon kommen lassen. Wenn wir zwei mit ihrem Bruder spazieren gingen, blickte alles Katharina an, sie war wirklich das schönste Mädchen, das ich in meinem Leben gesehen habe. ‚Wenn du mich nicht willst wegen deiner Frau,‘

sagte sie oft, ‚so bleib' ich bei dir als Magd, nur verlaß mich nie!‘“

„Im Spätherbst des Jahres 1814 verließen die Verbündeten Valence. ‚Die Wirte der Stadt könnten mich sehr wohl ermorden‘, sagte ich zu Bonnard. ‚Sie wissen, daß ich hier Geld verdient habe.‘ — ‚Geh fort, wenn du willst,‘ entgegnete er seufzend, ‚wir halten niemanden; aber wenn du bei uns bleiben und meine Schwester heiraten willst, so geb' ich ihr mein halbes Vermögen, und wenn jemand dir etwas antun will, so laß mich nur machen.‘“

„Dreimal verschob ich meinen Aufbruch. Endlich, als die letzten Truppen der Nachhut schon in Lyon waren, entschloß ich mich zur Abreise. Wir weinten die letzte Nacht durch alle drei, Katharina, ihr Bruder und ich. Was wollen Sie, mein Herr, ich verscherzte mein Glück, da ich sie verließ; Gott wollte nicht, daß ich glücklich wurde.“

„Endlich, am 7. November 1814, brach ich auf. Ich werde diesen Tag nie vergessen; ich konnte meinen Wagen nicht fahren, ich mußte einen Kutscher bis halbwegs nach Vienne nehmen.“

„Zwei Tage nach meiner Abreise, als ich in Vienne ausspannte — wen seh' ich da ankommen? Katharina. Sie fiel mir sofort um den Hals. Sie war im Gasthof bekannt; sie war angeblich gekommen, um eine Tante in Vienne zu besuchen. ‚Ich will Deine Magd sein,‘ wiederholte sie mit heißen Tränen, ‚und wenn Du mich nicht willst, stürz' ich mich in die Rhône, statt zu meiner Tante zu gehen.‘“

„Der ganze Gasthof umringte uns. Sie, die gewöhnlich so zurückhaltend war und mir vor den Leuten nie etwas sagte,

sprach und weinte nun ohne Rücksicht und warf sich vor aller Welt um meinen Hals. Ich ließ sie rasch in meinen Wagen steigen und fuhr mit ihr ab. Eine Viertelmeile hinter der Stadt hielt ich an. ‚Wir müssen uns hier Lebewohl sagen!‘ Sie sagte nichts mehr, sie preßte meinen Kopf zwischen ihren Händen mit krampfhaften Gebärden. Ich bekam es mit der Angst zu tun, ich sah sie sich in die Rhône stürzen, wenn ich sie fortschickte. ‚Aber ich bin doch verheiratet, vor Gott verheiratet‘, wiederholte ich ihr. ‚Ich weiß es, ich werde Deine Magd sein.‘ Wohl zehnmal hielt ich an zwischen Vienne und Lyon, sie war nicht dahin zu bringen, mich zu verlassen. ‚Wenn ich mit ihr über die Rhônebrücke fahre,‘ sagte ich mir, ‚so ist dies ein Zeichen Gottes.‘“

„Kurzum, mein Herr, wir kamen über den Pont de la Guillotière, ohne daß ich es merkte, und langten in Lyon an. Im Gasthof hielt man uns für Mann und Frau und gab uns ein Zimmer.“

„In Lyon war die Konkurrenz der Wirte zu groß und ich warf mich darum auf den Handel mit Uhren und Diamanten. Ich verdiente zehn Franken täglich und Katharina hielt so gut Haus, daß wir nicht mehr als vier ausgaben. Ich nahm eine Wohnung, die ich gut möblierte. Ich besaß damals 13000 Franken, die mir im Bankgeschäft 1500 bis 1800 Franken einbrachten. Nie ging es mir besser als in den achtzehn Monaten, die ich mit Katharina lebte. Ich war so reich, daß wir uns ein kleines Luxusfuhrwerk kauften und alle Sonntage Ausflüge in die Umgegend machten.“

„Ein Jude, den ich kannte, besuchte mich eines Tages; er forderte mich auf, meinen Wagen anzuspannen und ihn zwei

Meilen außerhalb der Stadt zu begleiten. Dort sagte er plötzlich zu mir: ‚Filippo, Du hast Weib und Kind, sie sind unglücklich‘ . . . Damit gab er mir einen Brief von meiner Frau und verschwand. Ich kehrte allein nach Lyon zurück.“

„Diese beiden Meilen dünkten mir eine Ewigkeit. Der Brief meiner Frau war voller Vorwürfe, die mich aber weit weniger betrübten als der Gedanke, daß ich meinen Sohn verlassen hatte! Ich ersah aus dem Briefe, daß mein Handel in Zara florierte . . . Aber daß ich meinen Sohn verlassen hatte — dieser Gedanke tötete mich.“

„Ich vermochte an jenem Abend kein Wort zu sprechen. Katharina merkte es wohl. Aber sie war so gutherzig und zartfühlend. Drei Wochen vergingen, ohne daß sie mich nach dem Grund meines Kummers fragte. Ich sagte ihn ihr erst, als sie mich fragte. ‚Ich habe einen Sohn.‘ — ‚Das ahnte ich‘, antwortete sie. ‚Reisen wir ab; ich will Deine Magd in Zara sein.‘ — ‚Unmöglich, meine Frau weiß alles; hier ist ihr Brief.‘“

„Katharina errötete tief über die Schmähungen, die meine Frau gegen sie ausstieß, über den verächtlichen Ton, in dem sie von ihr sprach, ohne sie zu kennen. Ich umarmte sie und tröstete sie, so gut ich konnte. Aber was glauben Sie, mein Herr, seit jenem Schicksalsbrief waren die drei Monate, die ich noch in Lyon verbrachte, eine Hölle für mich; ich konnte zu keinem Entschluß kommen.“

„Eines Nachts sagte ich zu mir: ‚Wenn ich auf der Stelle abreiste?‘ Katharina schlief fest an meiner Seite. Sobald ich diesen Gedanken einmal gefaßt hatte, war er wie Balsam für meine Seele. ‚Das muß eine Erleuchtung Gottes sein!‘

sagte ich mir. Aber als ich Katharina anblickte, begann ich mir zu sagen: ‚Welch ein Wahnsinn! So was darfst du nicht tun!‘“

„Sofort verließ mich die Gnade; ich fiel in all meinen bitteren Harm zurück. Ohne zu wissen, was ich tun wollte, zog ich mich sacht an, die Augen stets auf Katharina geheftet.“

„Ich wagte nie meinen Schreibtisch zu öffnen; all meine Habe war im Bett verborgen; in der Kommode waren 500 Franken für eine morgen fällige Zahlung. Ich nahm das Geld, ging die Treppe herunter, in die Remise, wo mein Wagen stand, mietete mir ein Pferd und fuhr ab. Jeden Augenblick wandte ich mich um. ‚Katharina wird mir nacheilen‘, sagte ich mir. ‚Wenn ich sie sehe, bin ich verloren.‘“

„Zwei Meilen hinter Lyon nahm ich die Post, um etwas Ruhe zu haben. In meiner Verwirrung übergab ich einem Fuhrmann den Wagen; er sollte damit nach Chambéry fahren, ich brauchte ihn offenbar nicht; ich weiß nicht mehr, was mich dazu veranlaßte. In Chambéry eingetroffen, empfand ich die ganze Bitternis des Verlorenen. Ich ging zu einem Notar und ließ eine Schenkungsurkunde aller meiner Habe in Lyon an Frau Katharina Bonnard, meine Gattin, aufsetzen. Ich dachte an ihre Ehre und unsere Nachbarn.“

„Als der Notar bezahlt und ich mit meiner Urkunde draußen war, hatte ich nicht die Kraft, Katharina zu schreiben. Ich ging wieder zu dem Notar, der in meinem Namen an Katharina schrieb, einer seiner Schreiber ging mit mir zur Post und gab das Paket vor meinen Augen auf. In einem Wirtshause ließ ich noch einen Brief an Bonnard nach Valence schreiben.

Man benachrichtigte ihn in meinem Namen von der Schenkung, die sich auf 14 000 Franken belief. Ferner, daß seine Schwester in Lyon schwer erkrankt sei und ihn erwartete. Diesen zweiten Brief frankierte ich selbst. Ich habe nie wieder von ihnen gehört."

„Ich fand meinen Wagen am Fuße des Mont Cenis. Ich weiß nicht, warum ich so an diesem Wagen hing, der, wie Sie gleich sehen werden, zum unmittelbaren Grund meines Unglücks wurde."

„Der wahre Grund war ohne Zweifel ein furchtbarer Fluch, den Katharina mir nachgeschleudert hatte. Lebhaft und leidenschaftlich, wie sie war, jung (sie zählte damals zwanzig Jahre), schön und unschuldig, denn sie hatte nie eine Schwäche gehabt, außer für mich, dem sie dienen und den sie ehren wollte wie ihren Ehemann, fand sie wahrscheinlich Gehör bei Gott und bat ihn, mich streng zu strafen."

„Ich kaufte mir einen Paß und ein Pferd. Ich weiß nicht, wie ich am Fuße des Mont Cenis auf den Gedanken kam, daß ich an einer Grenze war. Ich hatte den Einfall, mit meinen 500 Franken etwas zu schmuggeln. Ich kaufte Uhren, die ich in mein Geheimfach tat. Stolz fuhr ich am Zollhaus vorbei; man rief mich an, zu halten. Ich hatte in meinem Leben soviel geschmuggelt; ich trat erhobenen Hauptes ins Zollhaus. Die Zollbeamten gingen stracks auf meinen Wagen zu; wahrscheinlich hatte der Uhrmacher mich verraten. Meine Uhren wurden mir abgenommen; außerdem mußte ich 100 Taler Strafe zahlen; ich gab ihnen 50 Franken, sie ließen mich gehen, ich hatte nur noch 100 Franken."

„Dieses Unglück rüttelte mich auf. ‚Wie,' sagte ich zu

mir, ‚an einem Tage, in einem Augenblick, von 500 auf 100 Franken zu kommen! Ich könnte Pferd und Wagen verkaufen, aber es ist weit bis Zara!‘"

„Als mich dieser finstere Gedanke quälte, eilte mir ein Zollwächter schreiend nach und holte mich ein. ‚Du mußt mir zwanzig Franken geben, du Judenhund; die anderen haben mich betrogen; ich habe nur fünf Franken gekriegt statt zehn und habe dir nachlaufen müssen.‘ Es war fast Nacht, der Mensch war betrunken und beschimpfte mich. ‚Wie?‘ sagte ich zu mir, ‚ich werde mein bißchen Geld noch unklug vermindern!‘"

„Der Zöllner packte mich beim Kragen; der Teufel versuchte mich, ich gab ihm einen Messerstich und warf ihn in den Gießbach fünfzehn bis zwanzig Fuß unterhalb der Straße; es war das erste Verbrechen in meinem Leben. ‚Ich bin verloren‘, sagte ich mir."

„Als ich mich Susa näherte, hörte ich Lärm hinter mir; ich setzte mein Pferd in Galopp, es ging durch; ich konnte es nicht mehr halten. Der Wagen schlug um, ich brach mir das Bein. ‚Katharina hat mich verflucht,‘ sagte ich mir; ‚der Himmel ist gerecht. Ich werde erkannt und in zwei Monaten gehängt werden.‘"

Nichts davon ist eingetroffen.

5. Der Liebestrank

Nach dem Italienischen des Silvio Malaperta

In einer finstern Regennacht des Sommers 182.. kam ein junger Leutnant vom Regiment 96, das in Bordeaux steht, aus dem Café, in dem er all sein Geld verspielt hatte. Er fluchte über seine Dummheit, denn er war arm. Er ging still eine der menschenleersten Straßen des Quartier Lormond hinunter, als er plötzlich Geschrei hörte. Eine Tür ging mit Getöse auf, und ein Mensch, der aus ihr hervorstürzte, fiel vor seinen Füßen nieder. Das Dunkel war so tief, daß man alles, was geschah, nur an dem Lärm merkte. Die Verfolger, wer sie auch waren, hielten an der Tür inne, jedenfalls weil sie die Schritte des jungen Offiziers hörten.

Er lauschte einen Augenblick: er hörte sie flüstern, doch kamen sie nicht näher. Welchen Widerwillen ihm dieser Auftritt indes auch einflößte, Liéven hielt es doch für seine Pflicht, die hingestürzte Person aufzuheben.

Er merkte, daß sie im Hemd war, und trotz der tiefen Dunkelheit, um zwei Uhr nachts, so spät mochte es sein, glaubte er lange, aufgelöste Haare zu erkennen: es war also eine Frau. Diese Entdeckung gefiel ihm keineswegs.

Sie schien außerstande, ohne Hilfe zu gehen. Liéven mußte sich die Pflichten der Menschlichkeit vorhalten, um sie nicht im Stiche zu lassen. Er malte sich bereits die Unannehmlichkeit aus, am nächsten Morgen vor dem Polizeikommissar zu erscheinen; er dachte an die Witze seiner Kameraden, die höhnischen Berichte der Lokalzeitungen.

„Ich will sie gegen eine Haustür lehnen,“ sagte er sich, „dann klingle ich und mache mich aus dem Staube.“

Als er im Begriff war, dies auszuführen, hörte er, wie die Frau auf Spanisch klagte. Er verstand kein Wort von dieser Sprache. Vielleicht gerade deshalb aber erweckten die paar sehr einfachen Worte, die Leonor sagte, höchst romantische Ideen bei ihm. Er sah nicht mehr den Polizeikommissar und ein von Trunkenbolden mißhandeltes Mädchen; seine Phantasie verlor sich in seltsamen Vorstellungen von Liebe und Abenteuern.

Liéven hatte die Frau wieder aufgerichtet und sprach ihr Trost zu.

„Aber wenn sie nun häßlich ist!“ sagte er sich.

Dieser Zweifel gab ihm seine Besonnenheit wieder und verscheuchte die romantischen Ideen. Liéven wollte sie auf eine Türschwelle setzen; sie weigerte sich.

„Gehen wir weiter“, sagte sie mit einem starken fremdländischen Akzent.

„Haben Sie Angst vor Ihrem Manne?“ fragte er.

„Ach, ich habe meinen Mann verlassen, den achtbarsten Mann, der mich anbetete, um eines Liebhabers willen, der mich mit der äußersten Roheit verjagt.“

Bei diesen Worten vergaß Liéven vollends den Polizeikommissar und die unangenehmen Folgen eines nächtlichen Abenteuers.

„Ich bin bestohlen worden,“ sagte Leonor nach einigen Augenblicken, „aber ich sehe, mir bleibt ein kleiner Diamantring. Irgendein Herbergswirt wird mich gewiß aufnehmen. Aber ich werde zum Gespött des Hauses werden, mein Herr, denn

ich muß gestehen, ich habe nichts auf dem Leibe als mein Hemd. Ich würde mich Ihnen zu Füßen werfen, mein Herr, wenn dazu Zeit wäre, und Sie anflehen, mich im Namen der Menschlichkeit in irgendein Zimmer zu bringen und von einer gewöhnlichen Frau ein schlechtes Kleid zu kaufen. — Sobald ich etwas anhabe," setzte sie, durch den jungen Offizier ermutigt, hinzu, „können Sie mich zur Tür eines kleinen Gasthofs führen; dort werde ich Ihre edelmütige Hilfe nicht mehr in Anspruch nehmen und Sie bitten, eine Unglückliche zu verlassen."

Das alles, in schlechtem Französisch gesagt, gefiel Liéven.

„Madame," antwortete er, „ich will alles tun, was Sie wünschen. Das Wesentlichste für uns beide ist jedoch, daß wir nicht festgenommen werden. Mein Name ist Liéven, ich bin Leutnant im Regiment 96. Wenn wir einer Patrouille begegnen und sie ist nicht von meinem Regiment, so werden wir auf die Wache geführt und müssen da die Nacht zubringen, und morgen, Madame, sind wir beide das Gespött von Bordeaux."

Liéven fühlte, wie Leonor, die sich auf seinen Arm stützte, zitterte.

„Diese Angst vor Skandal ist ein gutes Zeichen", dachte er. „Nehmen Sie gütigst meinen Mantel," sagte er zu der Dame, „ich werde Sie zu mir führen."

„O Himmel, mein Herr! ..."

„Ich werde kein Licht anstecken, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Sie sind unumschränkte Herrin meines Zimmers; ich werde erst morgen früh wieder erscheinen. Das ist unvermeidlich, denn um sechs Uhr kommt mein Sergeant;

er ist imstande, so lange zu klopfen, bis ihm aufgemacht wird. Sie haben es mit einem Ehrenmann zu tun ... — Aber ob sie wohl hübsch ist?" dachte Liéven.

Er öffnete die Tür seines Hauses. Die Unbekannte fiel beinahe am Fuß der Treppe, deren Anfang sie nicht finden konnte. Liéven sprach sehr leise zu ihr und sie desgleichen.

„Was, Sie bringen Frauen in mein Haus!" schrillte plötzlich die Stimme der ziemlich hübschen Wirtin, die mit einer kleinen Lampe in ihrer Tür erschien.

Liéven drehte sich schnell nach der Unbekannten um. Er erblickte ein wundervolles Gesicht und blies die Lampe der Wirtin aus.

„Still, Madame Saucède, oder morgen früh zieh' ich aus!" drohte er. „Ich gebe Ihnen zehn Franken, wenn Sie keinem Menschen etwas sagen. Madame ist die Frau des Obersten, und ich gehe wieder fort."

Liéven war bis zum dritten Stock gelangt. An der Tür seines Zimmers zitterte er. „Gehen Sie hinein, Madame", sagte er zu der Frau im Hemd. „Neben der Uhr sind Streichhölzer. Zünden Sie das Licht an, machen Sie Feuer, schließen Sie von innen zu. Ich achte Sie wie eine Schwester und werde erst mit Tagesanbruch wiederkommen. Ich bringe Ihnen ein Kleid."

„Jesus, Maria!" rief die schöne Spanierin.

Als Liéven des Morgens an ihre Tür klopfte, war er sterblich verliebt. Um die Unbekannte nicht zu früh zu wecken, hatte er den Sergeanten an der Haustür erwartet und seine Papiere in einem Café unterschrieben.

Er hatte ein Zimmer in der Nachbarschaft gemietet und brachte der Unbekannten Kleider und sogar eine Maske.

„Also, Madame, wenn Sie wünschen, werde ich Sie nicht wiedersehen," sagte er durch die Tür.

Die Idee mit der Maske gefiel der jungen Spanierin und lenkte sie etwas von ihrem Kummer ab.

„Sie sind so großmütig," sagte sie zu ihm, ohne zu öffnen, „daß ich so frei bin, Sie zu bitten, das Bündel Kleider, das Sie gebracht haben, vor die Tür zu legen. Wenn Sie fort sind, werde ich es mir nehmen."

„Adieu, Madame", sagt Liéven, sich zum Gehen wendend.

Leonor war so entzückt von diesem prompten Gehorsam, daß sie fast im Tone vertrauter Freundschaft sagte: „Wenn Sie können, mein Herr, kommen Sie in einer halben Stunde wieder."

Als er wiederkam, fand er sie maskiert, aber er sah die schönsten Arme, den schönsten Hals und die schönsten Hände. Er war entzückt.

Er war ein junger Mann von guter Herkunft, der sich noch zwingen mußte, gegen Frauen, die er liebte, Mut zu haben. Sein Ton war so ehrerbietig und er machte die Honneurs seines ärmlichen Stübchens mit solcher Grazie, daß er, nachdem er einen Wandschirm zurechtgerückt hatte und sich umdrehte, vor Bewunderung starr stand vor der schönsten Frau, der er je begegnet war. Die Fremde hatte die Maske abgenommen; sie hatte schwarze Augen, die zu sprechen schienen. Vielleicht mochten sie im gewöhnlichen Leben durch ihre Energie hart erscheinen. Die Verzweiflung gab ihnen etwas Sympathisches, und man konnte sagen, daß an Leonors Schönheit nichts fehlte. Liéven schätzte sie auf achtzehn bis

zwanzig Jahre. Einen Augenblick herrschte Stille. Trotz ihres tiefen Schmerzes konnte Leonor sich nicht enthalten, über das Entzücken des jungen Offiziers etwas wie Freude zu empfinden; er schien ihr von bester Herkunft zu sein.

„Sie sind mein Wohltäter," sagte sie schließlich, „und trotz Ihres und meines Alters hoffe ich, daß Sie in dieser schönen Weise fortfahren werden."

Liéven antwortete wie ein sterblich Verliebter; doch bewahrte er so viel Selbstbeherrschung, daß er sich das Glück, ihr seine Liebe zu gestehen, versagte. Übrigens hatten Leonors Augen etwas so Gebieterisches, sie sah so vornehm aus trotz ihrer ärmlichen Kleidung, daß er schon dadurch weniger Mühe hatte, verständig zu bleiben.

„Das hat man davon, ein kompletter Einfaltspinsel zu sein", dachte er bei sich.

Er überließ sich ganz seiner Schüchternheit und der himmlischen Wollust, Leonor anzuschauen, ohne etwas zu sagen. Es war das beste, was er tun konnte. Dieses Benehmen beruhigte die schöne Spanierin allmählich. Es war sehr scherzhaft, wie die beiden sich schweigend anblickten.

„Ich brauche einen Hut wie eine Frau aus dem Volke," sagte sie, „einen, der das Gesicht verdeckt; denn leider", setzte sie fast lachend hinzu, „kann ich Ihre Maske auf der Straße nicht anlegen."

Liéven kaufte einen Hut, dann führte er Leonor in das Zimmer, das er für sie gemietet hatte. Sie verdoppelte seine Aufregung und beinahe auch sein Glück, als sie sagte:

„Das alles kann für mich mit dem Schafott enden."

„Um Ihnen zu dienen," sagte Liéven mit dem größten Un-

gestüm, „würde ich durchs Feuer gehen. Ich habe das Zimmer unter dem Namen von Madame Liéven genommen, meiner Frau.“

„Ihrer Frau?“ wiederholte die Unbekannte fast ärgerlich.

„Entweder mußte ich Sie unter diesem Namen einführen, oder einen Paß vorweisen, den wir nicht haben.“

Dies wir tat ihm wohl. Er hatte den Ring verkauft, oder wenigstens der Unbekannten hundert Franken gegeben, was seinem Werte entsprach. Frühstück wurde gebracht; die Unbekannte bat ihn, sich zu setzen.

„Sie haben sich so hochherzig gegen mich gezeigt“, sagte sie nach dem Frühstück. „Wenn Sie mich nun verlassen wollen ... Mein Herz wird Ihnen ewige Dankbarkeit bewahren.“

„Ich gehorche Ihnen“, sagte Liéven und stand auf. Sein Herz dünkte ihm erstorben.

Die Unbekannte schien sehr nachdenklich. Dann sagte sie: „Bleiben Sie. Sie sind noch sehr jung, aber schließlich bedarf ich des Schutzes; wer sagt mir, ob ich einen anderen Mann finde, der so hochherzig ist? Wenn Sie übrigens für mich ein Gefühl hegen sollten, auf das ich keinen Anspruch mehr habe, so wird die Erzählung meines Vergehens mich bald um Ihre Achtung bringen und in Ihnen jede Anteilnahme an einer so verbrecherischen Frau ersticken. Denn ich allein, mein Herr, habe alles verschuldet. Ich kann mich über niemand beklagen, am mindesten über Don Gutier Ferrandez, meinen Gatten. Er ist einer von den unglücklichen Spaniern, die in Frankreich Zuflucht gesucht haben vor zwei Jahren. Wir sind beide aus Cartagena, aber er sehr reich und ich blutarm. — ‚Ich bin dreißig Jahre älter als Sie, meine liebe Leonor‘, sagte er, mich beiseite nehmend, am Abend vor unserer Hochzeit.

‚Aber ich bin mehrfacher Millionär und bin sterblich in Sie verliebt, wie nie in meinem Leben. Urteilen und wählen Sie: wenn mein Alter Sie von dieser Heirat abschreckt, so nehme ich Ihren Verwandten gegenüber alle Schuld an dem Bruch auf mich.‘ Das, mein Herr, ist vier Jahre her. Ich war damals fünfzehn. Mein lebhaftestes Gefühl war damals der Gram über die tiefe Armut, in die meine Familie durch die Revolution der Cortes geraten war. Ich liebte ihn nicht. Ich sagte Ja.“

„Aber ich bedarf Ihrer Ratschläge, mein Herr, denn ich kenne weder die Sitten dieses Landes, noch Ihre Sprache, wie Sie sehen. Ohne diese äußerste Not, die mich an Sie kettet, könnte ich die Schande, die mich umbringt, nicht ertragen ... Heute nacht, als Sie mich aus einem dürftig aussehenden Hause vertrieben sahen, glaubten Sie vielleicht, Sie leisteten Ihre Hilfe einer Frau von schlechtem Wandel. Nun wohl, mein Herr, ich bin noch weniger als das. Ich bin die verbrecherischeste und zugleich die unglücklichste Frau“, setzte sie, in Tränen ausbrechend, hinzu. „Eines Tages werden Sie mich vielleicht vor Ihren Gerichten sehen, und ich werde zu einer entehrenden Strafe verurteilt. Kaum war ich verheiratet, so zeigte Don Gutier sich eifersüchtig. Ach Gott! Damals war es ohne Grund; aber ohne Zweifel erriet er meinen schlechten Charakter. Ich war so töricht, mich über den Verdacht meines Gatten zu ärgern; meine Eigenliebe war verletzt. Ach, ich Unglückliche!“ ...

„Und wenn Sie sich der größten Verbrechen zeihen,“ unterbrach sie Liéven, „ich bleibe Ihnen ergeben in Tod und Leben. Aber wenn wir Nachstellungen von der Polizei zu

fürchten haben, so sagen Sie mir das rasch, damit ich Ihre Flucht vorbereite, ohne Zeit zu verlieren."

„Flucht?" wiederholte sie. „Wie könnte ich in Frankreich reisen? Meine spanische Aussprache, meine Jugend, meine Verwirrung werden mich verraten, und der erste Gendarm, der meinen Paß verlangt, wird mich verhaften. Die Polizei von Bordeaux sucht mich ohne Zweifel; mein Gatte hat ihr Hände voll Gold versprochen, wenn sie mich findet. Lassen Sie mich, mein Herr, gehen Sie! ... Ich will noch freier mit Ihnen reden: ich bete einen Mann an, der nicht mein Gatte ist, und was für einen! Dieser Mann ist ein Ungeheuer, Sie würden ihn verachten. Und doch braucht er mir nur ein reuiges Wort zu sagen, und ich fliege in seine Arme, zu seinen Füßen. Ich will mir eine sehr unpassende Bemerkung erlauben, aber in dem Abgrund von Schande, in den ich gefallen bin, will ich wenigstens meinen Wohltäter nicht betrügen. Sie sehen in mir, mein Herr, eine Unglückliche, die Sie bewundert, die von Dankbarkeit erglüht; aber ich kann Sie niemals lieben."

Liéven wurde sehr traurig.

„Nehmen Sie die plötzliche Traurigkeit, die mein Herz ergreift, nicht für die Absicht, Sie zu verlassen, Madame," sagte er schließlich tonlos; „ich denke nach, wie wir den Verfolgungen der Polizei entgehen. Das am wenigsten Gewagte ist noch, in Bordeaux versteckt zu bleiben. Später schlage ich Ihnen vor, sich an Stelle einer anderen Frau, die ebenso jung und ebenso hübsch ist wie Sie, und für die ich einen Schiffsplatz nehmen werde, einzuschiffen."

Als Liéven dies gesagt hatte, war sein Blick erstorben.

„Don Gutier Ferrandez“, fing Leonor wieder an, „wurde der Partei, die Spanien tyrannisiert, verdächtig. Wir fuhren viel aufs Meer hinaus. Eines Tages trafen wir auf hoher See eine kleine französische Brigg. ‚Schiffen wir uns ein‘, sagte mein Gatte; ‚verlassen wie Cartagena und alle unsere Güter‘. So geschah es. Mein Gatte ist noch sehr reich; er hat ein prächtiges Haus in Bordeaux, wo er seinen Handel wieder aufgenommen hat; aber wir leben ganz allein. Er will durchaus nicht, daß ich die französische Geselligkeit besuche. Namentlich seit zwei Jahren schützt er vor, er dürfe aus politischen Gründen nicht mit Liberalen verkehren: ich habe seitdem nicht zwei Besuche gemacht. Ich kam um vor Langeweile. Mein Gatte ist sehr achtbar, er ist der großmütigste Mensch, aber er mißtraut aller Welt und sieht alles schwarz. Zum Unglück gab er vor einem Monat meiner Bitte nach, eine Loge im Schauspiel zu nehmen. Er wählte die schlechteste, eine, die ganz auf die Bühne geht, damit ich den Blikken der jungen Leute entzogen wurde. Eine Truppe neapolitanischer Kunstreiter kam nach Bordeaux ... Ach, mein Herr, wie werden Sie mich verachten!“

„Madame,“ antwortete Liéven, „ich lausche Ihnen aufmerksam, aber ich denke nur an mein Unglück; Sie lieben einen glücklicheren Menschen.“

„Gewiß haben Sie von dem berühmten Mayral gehört“, sagte Leonor, die Blicke niederschlagend.

„Der spanische Kunstreiter?“ fragte Liéven erstaunt. „Ja, gewiß; ganz Bordeaux ist ja zu ihm hingelaufen; er ist sehr geschickt und ein schmucker Kerl.“

„Ach, mein Herr, ich wähnte, es sei kein gemeiner Mensch.

Er blickte mich unverwandt an, indem er sein Pferd tummelte. Eines Tages ging er an meiner Loge vorbei; mein Mann war gerade herausgegangen; er sagte auf katalonisch: ‚Ich bin Kapitán in der Armee des Marquesito, und ich bete Sie an.‘“

„Von einem Kunstreiter geliebt zu werden, wie entsetzlich, mein Herr! Und noch schändlicher, ohne Abscheu daran denken zu können! Die folgenden Tage gewann ich es über mich, keinen Fuß ins Theater zu setzen. Was soll ich Ihnen sagen, mein Herr: ich war sehr unglücklich. Eines Tages sagte meine Kammerjungfer zu mir: ‚Herr Ferrandez ist ausgegangen; ich bitte Sie gnädige Frau, lesen Sie diesen Brief.‘ Damit ging sie und schloß die Tür ab. Es war ein Liebesbrief von Mayral; er erzählte mir seine Lebensgeschichte; er stellte sich als armen Offizier hin, der durch die schreckliche Not gezwungen worden sei, dieses Handwerk zu ergreifen, das er um meinetwillen wieder aufgeben wollte. Sein wahrer Name sei Don Rodrigo Pimentel. Ich ging wieder ins Theater. Allmählich begann ich, an Mayrals Unglück zu glauben. Ich las seine Briefe mit Entzücken. Ach, ich antwortete schließlich darauf. Ich habe ihn leidenschaftlich geliebt, mit einer Glut,“ setzte Donna Leonor hinzu, in Tränen ausbrechend, „die nichts ersticken konnte, nicht einmal die traurigsten Entdeckungen ... Bald gab ich seinen Bitten nach; ich wünschte ebenso wie er die Gelegenheit herbei, uns zu sprechen. Ich hatte seitdem nur den einen Argwohn: ich dachte, daß Maryal nichts weniger sein möchte als ein Pimentel und ein Offizier vom Korps des Marquesito. Dazu fehlte es ihm an Stolz; er verriet mehrmals seine Furcht, ich

wolle mich über ihn lustig machen, weil er ein Kunstreiter in einer Truppe neapolitanischer Springer war."

„Vor etwa zwei Monaten, als wir gerade ins Theater wollten, bekam meine Gatte die Nachricht, daß eines seiner Schiffe bei Royan an der Mündung des Flusses festgefahren sei. Er, der so schweigsam war und mir nicht zehn Worte am Tage sagte, rief: ‚Ich muß morgen hinreisen!' Abends im Schauspiel machte ich Maryal das verabredete Zeichen. Während er meinen Gatten in seiner Loge sah, ging er nach unserem Hause, um von der Portiersfrau, die er bestochen hatte, einen Brief abzuholen. Ich sah ihn bald auf dem Gipfel der Freude. Ich war so schwach gewesen, ihm zu schreiben, daß ich ihn die übernächste Nacht in einem Zimmer im Erdgeschoß, das nach dem Garten ging, empfangen würde."

„Mein Gatte schiffte sich nach der Pariser Post gegen Mittag ein. Es war herrliches Wetter und mitten in der heißen Jahreszeit. Am Abend erklärte ich, daß ich im Schlafzimmer meines Gatten schlafen wollte, das im Erdgeschoß lag und auf den Garten ging. Ich hoffte dort weniger unter der großen Hitze zu leiden. Um ein Uhr früh, in dem Augenblick, wo ich mit großer Vorsicht das Fenster geöffnet hatte, erwartete ich Mayral, als plötzlich stark gegen die Tür geklopft ward. Es war mein Gatte. Auf halbem Wege nach Royan hatte er sein Schiff erblickt, wie es ruhig die Gironde hinauffuhr und auf Bordeaux zusteuerte."

„Don Gutier merkte bei seiner Rückkehr nichts von meiner schrecklichen Verwirrung; er lobte den guten Gedanken, daß ich mich in ein kühles Zimmer gelegt hatte, und legte sich neben mich."

„Denken Sie sich meine Aufregung: zum Unglück war noch Vollmond. Es war noch keine Stunde verflossen, als ich ganz deutlich Mayral auf das Fenster zukommen sah. Ich hatte vergessen, als mein Mann zurückkam, die Fenstertür des anstoßenden Kabinetts zu schließen. Sie stand weit offen, ebenso die Tür von dem Kabinett nach dem Schlafzimmer.“

„Vergebens machte ich Zeichen mit dem Kopf, das einzige, was ich mir an der Seite eines eifersüchtigen Gatten erlaubte, um Mayral begreiflich zu machen, daß ein Unglück geschehen sei. Ich hörte ihn ins Kabinett kommen und alsbald steht er neben dem Bett, an der Seite, wo ich liege. Denken Sie sich mein Entsetzen: es war hell wie am Tage. Zum Glück sprach Maryal nicht im Näherkommen.“

„Ich zeigte auf meinen Gatten, der neben mir schlief; plötzlich sah ich ihn einen Dolch zücken. Ich fuhr vor Schrekken halb in die Höhe; er näherte sich meinem Ohr und flüsterte:

‚Das ist Ihr Liebhaber! Ach, ich verstehe, ich bin zur Unzeit gekommen, oder vielleicht haben Sie es gar scherzhaft gefunden, einen armen Kunstreiter und Springer zum besten zu halten. Aber der schöne Herr da soll ein übles Viertelstündchen erleben.‘

‚Es ist mein Gatte‘, wiederholte ich ihm ganz leise. Und mit Gewalt hielt ich seine Hand fest.

‚Ihr Gatte, den ich am Mittag den Dampfer nach Royan besteigen sah? Ein neapolitanischer Springer ist nicht so dumm, das zu glauben. Stehen Sie auf und folgen Sie mir in das Kabinett nebenan, ich will es; sonst wecke ich diesen schönen Herrn; dann wird er sich vielleicht bekannt geben. Ich bin

stärker, gelenker, besser bewaffnet, und wenn ich auch ein armer Teufel bin, werd' ich ihm schon zeigen, daß es nicht gut ist, mich zum besten zu haben. Ich will Ihr Liebhaber sein, zum Teufel! Dann ist er der Lächerliche!'"

„In diesem Augenblick erwachte mein Gatte. ‚Wer redet da von Liebhaber?' rief er schlaftrunken."

„Mayral stand neben mir und hielt mich umarmt, während er mir ins Ohr sprach. Er bückte sich klüglich, als er diese unerwartete Bewegung sah. Ich reckte den Arm, als ob das Wort meines Mannes mich aufgeweckt hätte, und sagte mehreres zu ihm, woraus Mayral wohl merkte, daß es mein Gatte war. Endlich schlief Don Gutier wieder ein; er glaubte, geträumt zu haben. Der bloße Dolch Mayrals funkelte im Mondschein, der in diesem Augenblick gerade auf das Bett fiel. Ich versprach alles, was Mayral wollte. Er verlangte, ich solle mit ihm in das Kabinett nebenan kommen.

‚Schön, es ist Euer Gatte, aber ich spiele trotzdem eine alberne Rolle,' wiederholte er voller Wut."

„Endlich nach einer Stunde ging er."

„Werden Sie's glauben, mein Herr, wenn ich es Ihnen sage: dies ganze törichte Benehmen von Mayral öffnete mir fast die Augen über ihn, aber es tat meiner Liebe keine Einbuße."

„Mein Gatte ging nie in Gesellschaft und verbrachte sein Leben bei mir. So war also nichts schwieriger, als das zweite Stelldichein, das ich Mayral geschworen hatte. Er schrieb mir vorwurfsvolle Briefe; im Theater tat er, als sähe er mich nicht. Schließlich, mein Herr, kannte meine verhängnisvolle Liebe keine Grenzen mehr."

„Kommen Sie während der Börse, wenn Sie meinen Gatten eines Tages dort sehen", schrieb ich ihm. „Ich werde Sie verstecken. Wenn der Zufall mir einen freien Augenblick am Tage gibt, werde ich Sie sehen. Wenn mein Mann durch einen glücklichen Zufall wieder nach der Börse geht, werde ich Sie sehen; wenn nicht, so haben Sie wenigstens einen Beweis meiner Ergebenheit und Ihres berechtigten Argwohns. Machen Sie sich klar, wem ich mich aussetze."

„Dies entsprach seiner steten Befürchtung, ich hätte einen anderen Liebhaber in der Gesellschaft und machte mich mit diesem über den armen neapolitanischen Springer lustig. Einer seiner Kameraden hatte ihm eine absurde Geschichte dieser Art in den Kopf gesetzt."

„Acht Tage später ging mein Mann nach der Börse, Mayral kam zu mir am hellen lichten Tage; er kletterte über die Gartenmauer. Machen Sie sich klar, welcher Gefahr ich mich da aussetzte! Wir waren noch keine drei Minuten zusammen, als mein Gatte zurückkam. Mayral schlüpfte in mein Toilettenzimmer; aber Don Gutier war nur zurückgekommen, um ein paar wichtige Papiere zu holen. Zum Unglück hatte er auch einen Sack voll Portugiesen. Aus Bequemlichkeit ging er damit nach seiner Kasse, kam in mein Toilettenzimmer, verschloß sein Geld in einem der Wandschränke und nahm zum Überfluß auch noch den Schlüssel des Zimmers mit, denn er ist sehr mißtrauisch. Stellen Sie sich meinen Jammer vor! Mayral war wütend; ich konnte nur durch die Tür so eben mit ihm sprechen."

„Mein Gatte kam bald zurück. Nach dem Essen zwang er mich halb und halb, mit ihm spazieren zu gehen. Er wollte

ins Theater, und so kam ich erst sehr spät zurück. Alle Türen des Hauses wurden abends sorgfältig geschlossen; mein Mann nahm die Schlüssel an sich. Nur durch den allergrößten Zufall konnte ich Mayral aus dem Kabinett herauslassen, wo er in Ungeduld verging. Ich benutzte den ersten Schlaf meines Mannes und öffnete ihm die Tür eines kleinen Bodenraumes unter dem Dache. Ihn in den Garten zu lassen, war unmöglich. Es waren dort Wolleballen ausgebreitet, die von zwei oder drei Arbeitern bewacht wurden. Mayral brachte den ganzen nächsten Tag auf dem Boden zu. Denken Sie sich, was ich ausgestanden habe: jeden Augenblick meinte ich, er müsse mit dem Dolch in der Hand herunterkommen und durchbrechen, indem er meinen Mann ermordete. Er war zu allem fähig. Beim geringsten Geräusch im Hause erbebte ich."

„Um mein Unglück voll zu machen, ging mein Mann nicht zur Börse. Endlich, ohne daß ich Mayral eine einzige Minute sprechen konnte, war ich überglücklich, allen Arbeitern Aufträge geben zu können. So fand ich den Augenblick, um ihn durch den Garten zu retten. Im Salon zerbrach er mit seinem Dolchgriff die große Spiegelscheibe; er war wütend."

„Hier, mein Freund, werden Sie mich ebenso verachten, wie ich mich selbst verachte. Von jenem Augenblick an, das sehe ich jetzt, liebte Maryal mich nicht mehr. Er wähnte, ich hätte ihn zum besten gehabt."

„Mein Gatte ist immer noch in mich verliebt; mehrfach an jenem Tage küßte er mich und schloß mich in seine Arme. Mayral bildete sich ein, mehr aus gekränktem Stolz als aus Liebe, daß ich ihn nur verborgen hätte, damit er Zeuge dieser Liebkosungen wäre. Auf meine Briefe antwortete er nicht

mehr; ja er würdigte mich im Theater keines Blickes. Sie werden dieser fortwährenden Nichtswürdigkeiten recht müde sein, mein Herr. Dies ist die schrecklichste und die feigste von allen."

„Vor acht Tagen kündete die neapolitanische Springertruppe ihre Abreise an. Es war am letzten Montag, am Sankt Augustinstage. Wahnsinnig verliebt in einen Mann, der es seit den drei Wochen, wo das Abenteuer des Versteckens in meinem Hause spielte, unter seiner Würde fand, mich anzusehen und meine Briefe zu beantworten, lief ich aus dem Hause des besten Gatten weg und, mein Herr, ich bestahl ihn noch, ich, die ich nichts als Mitgift ins Haus mitgebracht hatte als ein untreues Herz! Ich habe die Diamanten mitgenommen, die er mir gegeben hatte; ich habe aus seiner Kasse drei oder vier Rollen von fünfhundert Franken entwendet, weil ich glaubte, Maryal könne in Verdacht kommen, wenn er in Bordeaux Diamanten verkaufte ..."

An dieser Stelle ihres Berichtes errötete Donna Leonor tief. Liéven war bleich und verzweifelt. Jedes Wort Leonors gab ihm einen Dolchstoß ins Herz, und doch verdoppelte jedes dieser Worte durch eine schreckliche Perversität seines Charakters die Liebe, in der es glühte. Außer sich ergriff er Leonors Hand, und sie entzog sie ihm nicht.

„Welche Niedrigkeit von mir", dachte Liéven. „Ich halte diese Hand voller Entzücken, während Leonor mir offen ihre Liebe für einen anderen gesteht! Sie läßt sie mir aus Verachtung oder Zerstreutheit, und ich bin ein Mensch ohne jedes Zartgefühl!"

„Am letzten Dienstag, mein Herr," fuhr Leonor fort, „das

heißt vor vier Tagen um zwei Uhr morgens, nachdem ich so feige war, meinen Mann und den Portier mit Laudanum einzuschläfern, entfloh ich. Aus der Tür des Hauses, aus der ich heute nacht stürzte, als Sie vorbeikamen, habe ich geklopft. Es war Mayrals Wohnung."

„‚Glaubst du nun, daß ich dich liebe?‘ fragte ich ihn."

„Ich war trunken vor Glück. Er schien mir von Anfang an mehr erstaunt als verliebt. Am nächsten Morgen, als ich ihm meine Diamanten und mein Geld zeigte, entschloß er sich, seine Truppe zu verlassen und mit mir nach Spanien zu fliehen! Aber, großer Gott! Aus seiner Unkenntnis über gewisse Sitten meines Vaterlandes glaubte ich zu schließen, daß er kein Spanier war."

„‚Wahrscheinlich‘, sagte ich mir, ‚hänge ich mein Schicksal an das eines einfachen Kunstreiters. Aber was tut das, wenn er mich liebt? Ich fühle, er ist der Herr meines Lebens. Ich werde seine Magd, sein treues Weib sein, er wird seinen Beruf weiter führen. Ich bin jung; wenn es sein muß, werde ich reiten lernen. Wenn wir in unserem Alter ins Elend geraten, nun, dann sterbe ich in zwanzig Jahren an seiner Seite, wenn auch im Elend. Ich bin dann nicht zu beklagen, ich werde glücklich gelebt haben!‘ — Welcher Wahnsinn, welche Perversität!" unterbrach sich Leonor selbst.

„Man darf nicht vergessen," sagte Liéven, „daß Sie bei Ihrem alten Manne vor Langeweile umkamen, da er Sie ja nirgends hinließ. Das rechtfertigt manches in meinen Augen. Sie sind erst neunzehn Jahre und er neunundfünfzig. Wie viele Frauen leben hierzulande angesehen in der Gesellschaft, und im Grunde spüren sie keine hochherzigen

Gewissensbisse wie Sie und haben doch viel Schlimmeres begangen."

Einige Redensarten dieser Art schienen Leonor von einem Alb zu befreien.

„Ich verbrachte drei Tage bei Mayral, mein Herr", fuhr sie fort. „Abends verließ er mich und ging in sein Theater; gestern abend sagte er mir: ‚Da die Polizei bei mir Haussuchung halten könnte, will ich Ihr Geld und Ihre Diamanten bei einem sicheren Freund unterbringen.'"

„Um ein Uhr morgens — ich hatte lange über die gewohnte Zeit hinaus gewartet und starb vor Angst, er möchte gestürzt sein — kam er wieder, gab mir einen Kuß und verließ das Zimmer gleich wieder. Zum Glück hatte ich Licht, obwohl er es mir wiederholt untersagt und selbst das Wachslicht ausgeblasen hatte. Lange nachher, ich schlief schon, kam ein Mann an mein Bett, und ich merkte auf der Stelle, es war nicht Mayral. Ich ergriff einen Dolch; der Feigling bekam es mit der Angst, warf sich mir zu Füßen und flehte mich um Erbarmen an. Ich stürzte auf ihn los, um ihn zu töten.

‚Sie werden guillotiniert, wenn Sie mich anrühren', sagte er.

Die Gemeinheit dieser Redensart entsetzte mich.

‚Mit was für Menschen hab' ich mich gemein gemacht!' dachte ich."

„Ich besaß Geistesgegenwart genug, diesem Manne zu sagen, daß ich in Bordeaux Protektionen hätte, und daß der Staatsanwalt ihn festnehmen ließe, wenn er mir nicht die volle Wahrheit gestände.

‚Nun wohl,' antwortete er, ‚ich habe nichts gestohlen

von Ihrem Gold und Ihren Diamanten. Mayral ist aus Bordeaux entwischt; er geht mit der ganzen Beute nach Paris. Er ist mit der Frau unseres Direktors durchgegangen; er hat sie dem Direktor für fünfundzwanzig Ihrer schönen Louisdor abgekauft. Mir hat er zwei gegeben; hier sind sie; ich gebe sie Ihnen wieder, wenn Sie nicht so anständig sind, sie mir zu lassen; er hat mir diese zwei Louisdor gegeben, um Sie so lange wie möglich hier festzuhalten, damit er zwanzig oder dreißig Stunden Vorsprung hat.'

‚Ist er ein Spanier?' fragte ich.

‚Er ein Spanier? Er ist von San Domingo; von da ist er entflohen, weil er seinen Herrn bestohlen oder ermordet hat.'

‚Warum ist er heut abend hierhergekommen? Antworte mir,' sagte ich ihm, ‚oder mein Onkel schickt dich zu den Galeeren.'

‚Als ich zauderte, hierherzukommen und Sie zu bewachen, sagte Mayral, Sie wären eine recht schöne Frau. ‚Nichts leichter,' hat er noch gesagt, ‚als meinen Platz bei ihr einzunehmen; das wird ein Spaß sein. Sie hat mich früher mal zum besten gehalten, jetzt mache ich mich über sie lustig.' Unter dieser Bedingung sagte ich ja. Aber da ich es nicht wagte, hat er die Postchaise vor der Tür halten lassen und ist abgestiegen, um Sie in meiner Gegenwart zu umarmen; ich hielt mich neben dem Bett versteckt.'"

Hier erstickte Leonors Stimme in Schluchzen.

„Der junge Springer", fing sie wieder an, „war eingeschüchtert und erzählte mir die wahrsten und trostlosesten Einzelheiten über Mayral. — Ich war in Verzweiflung. ‚Vielleicht hat er mir einen Liebestrank eingegeben,' sagte ich

mir, denn ich kann ihn nicht hassen, mein Herr, ich fühle, daß ich ihn anbete."

Donna Leonor unterbrach sich und schwieg gedankenvoll.

„Seltsame Verblendung", dachte Liéven. „Eine Frau, so jung und geistreich, glaubt an Liebeszauber!"

„Endlich", schloß Donna Leonor, „verlor der junge Mann die Furcht, da er mich so nachdenklich sah. Er verließ mich plötzlich, und nach einer Stunde kam er mit einem seiner Kameraden wieder. Ich mußte mich zur Wehr setzen; es gab einen ernsten Kampf: vielleicht wollten sie mir ans Leben, unter dem Vorwand, etwas anderes zu wollen.... Sie nahmen mir ein paar kleine Schmucksachen und meine Börse. Endlich gelangte ich zur Haustür, mein Herr, aber ohne Sie hätten sie mich vielleicht auch noch auf die Straße verfolgt."

Je wahnsinnigere Liebe Leonor für Maryal zeigte, desto mehr betete Liéven sie an. Sie weinte viel; er küßte ihr die Hand. Als er ihr mit halben Worten von seiner Liebe sprach, sagte sie nach ein paar Tagen:

„Glauben Sie, mein wahrer Freund, daß ich mir einbilde, wenn es mir gelänge, Mayral zu beweisen, daß ich nie die Absicht hatte, ihn zum besten zu halten, noch mich über ihn lustig zu machen, daß er mich dann noch lieben könnte?"

„Ich habe sehr wenig Geld," antwortete Liéven, „ich bin aus Langeweile zum Spieler geworden; aber vielleicht wird der Bankier in Bordeaux, an den mein Vater mich empfohlen hat, mir fünfzehn oder zwanzig Louisdor bewilligen, wenn ich ihn sehr darum bitte. Ich will alles tun, selbst Niedrigkeiten; mit diesem Geld können Sie nach Paris reisen."

Leonor warf sich an seinen Hals.

„Großer Gott, warum kann ich Sie nicht lieben! Wie, Sie verzeihen mir meine schrecklichen Vergehen?“

„So völlig, daß ich Sie mit Wonne heiraten würde und mein ganzes Leben mit Ihnen verbringen, als glücklichster Sterblicher.“

„Aber wenn ich Maryal begegnete, so wäre ich toll und verbrecherisch genug, Sie im Stich zu lassen, Sie, meinen Wohltäter, und ihm zu Füßen zu fallen.“

Liévon wurde zornrot.

„Es gibt nur ein Mittel, um mich zu heilen, das ist mein Tod“, sagte er, sie mit Küssen bedeckend.

„Ach, töte dich nicht, mein Freund!“ bat sie.

Er ward nicht mehr gesehen. Leonor ist ins Ursulinerinnenkloster gegangen.

6. Vannina Vannini

Es war an einem Lenzabend des Jahres 1829. Ganz Rom war in Bewegung. Der Duca di B...[22], jener berühmte Bankier, gab einen Ball in seinem neuen Palazzo an der Piazza Venezia. Alles, was die italienischen Künste, der Luxus von Paris und London an Prächtigstem aufbieten können, hatte zur Verschönerung dieses Palastes beigetragen. Die blonden, kühlen Schönheiten des edlen Albion hatten sich um die Ehre der Einladung gestritten und kamen in Menge. Die schönsten Römerinnen machten ihnen den Preis der Schönheit streitig. Ein junges Mädchen, das sich durch den Glanz seiner rabenschwarzen Haare und Augen als Römerin verriet, erschien mit seinem Vater; aller Blicke wandten sich ihm zu. Ein seltsamer Stolz sprach aus jeder seiner Bewegungen.

Manche Fremden waren von der Pracht dieses Balles sichtlich verblüfft. „Kein König Europas", sagten sie, „gibt Feste, die diesem gleichkommen."

Die Könige haben keine Paläste in römischer Architektur und sie müssen die großen Damen ihres Hofes einladen, während der Duca B... nur hübsche Frauen auffordert. An diesem Abend hatte er besonders Glück damit; die Männer schienen geblendet. Man fragte sich nur, welche unter so vielen schönen Frauen die schönste sei. Einige Zeitlang schwankte man; aber schließlich wurde die Prinzessin Vannina Vannini, jenes junge Mädchen mit den kohlschwarzen Haaren und den Glutaugen, für die Königin des Balles erklärt. Sofort ver-

ließen die Fremden und die jungen Römer alle anderen Säle und drängten in den, worin sie sich aufhielt.

Ihr Vater, der Fürst Hasdrubal Vannini, wünschte, daß sie erst mit zwei oder drei deutschen Monarchen tanzte. Darauf ließ sie sich von einigen sehr schönen, hochvornehmen Engländern engagieren; aber deren steifes Gebaren langweilte sie. Mehr Vergnügen bereitete es ihr sichtlich, den jungen, anscheinend sehr verliebten Livio Savelli zu quälen. Es war dies der glänzendste junge Römer, gleichfalls aus fürstlichem Hause; aber wenn man ihm einen Roman zu lesen gegeben hätte, so hätte er ihn nach den ersten zwanzig Seiten in die Ecke geworfen und gesagt, er bekäme Kopfschmerzen davon. Das war ein Nachteil in Vanninas Augen.

Gegen Mitternacht verbreitete sich in der Ballgesellschaft eine Neuigkeit, die ziemliches Aufsehen erregte. Ein junger Carbonaro, der auf der Engelsburg gefangen saß, hatte sich soeben gerettet, und zwar dank seiner Verkleidung, und durch ein Übermaß romantischen Wagemuts war er, als er an den letzten Wachtposten des Gefängnisses kam, mit einem Dolch auf die Soldaten losgegangen. Aber er war selbst verwundet worden und die Sbirren folgten seiner Blutspur durch die Straßen. Man hoffte ihn wieder einzufangen.

Als diese Geschichte erzählt wurde, führte Don Livio Savelli gerade Vannina, mit der er getanzt hatte, zu ihrem Platz zurück. Geblendet von ihrer Schönheit und ihren Erfolgen und fast toll vor Liebe sagte er zu ihr:

„Aber, bitte, sagen Sie mir, wer könnte Ihnen überhaupt gefallen?"

„Der junge Carbonaro, der eben entwischt ist", antwortete

ihm Vannina. „Er hat wenigstens etwas mehr getan, als geboren zu werden."

Der Fürst Don Hasdrubal trat zu seiner Tochter heran. Er ist ein reicher Mann, der seit zwanzig Jahren mit seinem Verwalter nicht abgerechnet hat, so daß dieser ihm seine eigenen Einkünfte zu sehr hohen Zinsen leiht. Wenn man ihn auf der Straße sieht, hält man ihn für einen alten Schauspieler und achtet nicht darauf, daß an seinen Händen fünf oder sechs mit dicken Diamanten geschmückte Ringe stecken. Seine beiden Söhne sind Jesuiten geworden und dann im Wahnsinn gestorben. Er hat sie vergessen, aber er ist wütend, daß seine einzige Tochter, Vannina, nicht heiraten will. Sie ist schon neunzehn Jahre alt und hat die glänzendsten Partien ausgeschlagen. Welchen Grund hat sie dazu? Denselben, der Sulla zur Abdankung trieb: sie verachtete die Römer.

Am Tage nach dem Ball fiel es Vannina auf, daß ihr Vater, der sorgloseste Mensch von der Welt, der nie im Leben einen Schlüssel benutzt hatte, die Tür zu einer kleinen Treppe, die in ein Zimmer im dritten Stockwerk des Palazzo führte, sorglich verschloß. Dieses Zimmer ging auf eine mit Orangenbäumen besetzte Terrasse. Vannina machte ein paar Besuche in der Stadt. Als sie zurückkehrte, war das Hauptportal des Palastes durch die Vorbereitungen zu einer Illumination versperrt und der Wagen fuhr durch die hinteren Höfe ein. Vannina blickte empor und sah zu ihrem Erstaunen, daß ein Fenster des Zimmers, das ihr Vater so vorsorglich verschlossen hatte, offen stand. Sie schickte ihre Gesellschafterin weg, stieg in das oberste Stockwerk des Palastes hinauf und fand nach vielem Suchen schließlich ein kleines vergittertes Fenster, das

auf die mit Orangenbäumen besetzte Terrasse ging. Das offene Fenster, das sie gesehen hatte, war zwei Schritte vor ihr. Ohne Zweifel war die Stube bewohnt, aber von wem?

Am nächsten Tage gelangte Vannina in Besitz des Schlüssels zu einer kleinen Tür, die auf die mit Orangenbäumen besetzte Terrasse ging. Sie schlich sich wie ein Luchs an das Fenster, das immer noch offen stand. Ein Vorhang verdeckte die Öffnung. Im Hintergrunde stand ein Bett und in diesem Bette lag etwas. Ihre erste Bewegung war die des Zurückfahrens; aber sie sah einen Frauenrock auf einem Stuhl liegen. Nun blickte sie die im Bett liegende Person schärfer an. Sie war blond und anscheinend sehr jung. Sie zweifelte nicht mehr, daß es eine Frau sei. Der auf den Stuhl geworfene Rock war blutbedeckt. Auch an ein Paar Frauenschuhen, die auf einem Tisch standen, war Blut. Die Unbekannte machte eine Bewegung; Vannina sah, daß sie verwundet war. Ein großes blutgetränktes Stück Leinwand lag auf ihrer Brust, nur mit Bändern festgehalten. Ein Wundarzt konnte sie nicht so verbunden haben. Vannina bemerkte, daß ihr Vater sich täglich um vier Uhr in seine Gemächer zurückzog und dann die Unbekannte besuchte. Er verließ sie sehr bald wieder und fuhr zur Gräfin Vitelleschi. Sobald er fort war, ging Vannina hinauf nach der kleinen Terrasse, von der aus sie die Unbekannte beobachten konnte. Ihre Empfindsamkeit war für dieses junge unglückliche Weib rasch entflammt; sie suchte ihr Abenteuer zu erraten. Das blutige Kleid, das auf einem Stuhle lag, schien von Dolchstößen durchbohrt. Vannina konnte die Löcher zählen. Eines Tages sah sie die Unbekannte deutlicher: ihre blauen Augen starrten in den Himmel; sie schienen zu

beten. Bald erfüllten Tränen ihre schönen Augen; die junge Prinzessin hatte alle Mühe, sie nicht anzureden. Am nächsten Tage wagte Vannina, sich auf der kleinen Treppe zu verstecken, ehe ihr Vater kam. Sie sah Don Hasdrubal das Zimmer der Unbekannten betreten. Er trug einen kleinen Korb mit Lebensmitteln. Der Fürst sah unruhig aus und sagte wenig. Er sprach so leise, daß Vannina seine Worte nicht verstand, obwohl das Fenster geöffnet war. Dann verschwand er wieder.

„Diese arme Frau muß furchtbare Feinde haben", sagte sich Vannina. „Mein Vater, so sorglos von Charakter, wagt sich keinem anzuvertrauen und läßt es sich nicht verdrießen, täglich hundert Stufen zu steigen."

Eines Abends, als Vannina den Kopf behutsam bis ins Fenster zu der Unbekannten vorstreckte, begegneten sich ihre Blicke und alles war entdeckt. Vannina warf sich auf die Kniee und rief:

„Ich liebe Sie."

Die Unbekannte winkte ihr einzutreten.

„Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung", rief Vannina aus. „Wie beleidigend muß Ihnen meine törichte Neugier scheinen! Ich schwöre Ihnen Geheimhaltung, und wenn Sie es fordern, werde ich Sie nie wiedersehen."

„Wer fühlte sich nicht glücklich, Sie zu sehen!" sagte die Unbekannte. „Wohnen Sie in diesem Palast?"

„Freilich", antwortete Vannina. „Aber ich sehe, Sie kennen mich nicht: ich bin Vannina, die Tochter des Don Hasdrubals."

Die Unbekannte blickte sie voller Staunen an und errötete stark. Dann fuhr sie fort:

„Gönnen Sie mir die Hoffnung, daß ich Sie täglich wiedersehen werde. Nur wünsche ich, daß der Fürst nichts von Ihren Besuchen erführe."

Vanninas Herz klopfte stark. Das Benehmen der Unbekannten schien voller Vornehmheit. Das arme junge Weib hatte gewiß irgendeinen Mächtigen beleidigt, vielleicht auch in einer Aufwallung von Eifersucht ihren Liebhaber umgebracht? Einen trivialen Grund schien ihr Unglück keinesfalls zu haben. Die Unbekannte gestand ihr, daß sie an der Schulter verwundet wäre. Die Wunde sei bis in die Brust gedrungen und sehr schmerzhaft. Oft hatte sie den Mund voller Blut.

„Und Sie haben keinen Wundarzt!" rief Vannina aus.

„Sie wissen," antwortete die Unbekannte, „in Rom müssen die Wundärzte der Polizei einen genauen Bericht über alle Wunden abstatten, die sie behandeln. Der Fürst hat selbst die Gnade, mich mit Leinen zu verbinden, wie Sie sehen."

Die Unbekannte wich mit vollendeter Grazie allen rührseligen Betrachtungen über ihren Unfall aus; Vannina liebte sie bis zum Wahnsinn. Eins freilich verwunderte die junge Prinzessin sehr: mitten in ihrer gewiß sehr ernsten Unterhaltung hatte die Unbekannte alle Mühe, ein plötzliches Lachgelüst zu unterdrücken.

„Ich wäre sehr froh, wenn ich Ihren Namen wüßte", sagte Vannina zu ihr.

„Ich heiße Clementina."

„Nun wohl, liebe Clementina, morgen um fünf Uhr komme ich Sie besuchen."

Am nächsten Tage fand Vannina ihre neue Freundin sehr krank.

„Ich will Ihnen einen Wundarzt holen lassen“, sagte Vannina, sie umarmend.

„Ich will lieber sterben,“ erwiderte die Unbekannte, „als meinen Wohltäter bloßstellen.“

„Der Wundarzt von Monsignore Savelli-Catanzara, dem Gouverneur von Rom, ist der Sohn eines unserer Dienstboten“, antwortete Vannina lebhaft. „Er ist uns ergeben und hat in seiner Stellung niemand zu fürchten. Mein Vater ist ungerecht gegen ihn; er glaubt nicht an seine Treue; ich werde ihn rufen lassen.“

„Ich will keinen Wundarzt!“ rief die Unbekannte mit einer Lebhaftigkeit, die Vannina überraschte. „Kommen Sie und besuchen Sie mich, und wenn Gott mich zu sich ruft, werde ich glücklich sterben in Ihren Armen.“

Am nächsten Tage war ihr Befinden noch schlechter.

„Wenn Sie mich lieben,“ sagte sie im Gehen, „so lassen Sie mich einen Wundarzt rufen.“

„Wenn er kommt, ist mein Glück dahin.“

„Ich werde ihn rufen lassen“, entgegnete Vannina.

Die Unbekannte hielt sie zurück, ohne ein Wort zu sagen, und ergriff ihre Hand, die sie mit Küssen bedeckte. Ein langes Stillschweigen folgte; die Unbekannte hatte Tränen in den Augen. Endlich gab sie Vanninas Hand frei, und mit einer Miene, als ginge sie in den Tod, sagte sie:

„Ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Vorgestern, als ich Ihnen sagte, ich hieße Clementina, hab' ich gelogen. Ich bin ein unglücklicher Carbonaro . . .“

Vannina war verblüfft. Sie rückte ihren Stuhl zurück und stand bald auf.

„Ich merke,“ fuhr der Carbonaro fort, „dies Geständnis bringt mich um das einzige Glück, das mich ans Leben fesselt, aber es ist meiner unwürdig, Sie zu täuschen. Ich heiße Pietro Missirilli, ich bin neunzehn Jahre; mein Vater ist ein armer Wundarzt in San Angelo in Vado, und ich bin Carbonaro. Wir sind bei unserer letzten Venta überrascht worden; mich haben sie in Ketten von der Romagna nach Rom geschleppt. Dreizehn Monate lag ich in einem Kerker, Tag und Nacht bei Lampenschein. Eine barmherzige Seele kam auf den Gedanken, mich zu retten. Ich wurde als Frau verkleidet. Als ich aus dem Kerker entsprang und vor der Wache des Außentors vorbeikam, hörte ich einen auf die Carbonari schimpfen; da gab ich ihm eine Ohrfeige. Ich versichre Sie, das war kein eitles Prahlen, sondern einfach eine Zerstreuung. Nach dieser Unbesonnenheit wurde ich des Nachts in den Straßen von Rom verfolgt, bekam Bajonettstiche und schon verließen mich meine Kräfte; da lauf' ich in ein Haus, dessen Tür offen steht. Ich höre die Soldaten die Treppe hinter mir hinaufkommen; ich springe in einen Garten und falle ein paar Schritt vor einer Dame hin, die dort spazieren ging.

„Die Gräfin Vitelleschi, die Freundin meines Vaters“, antwortete Vannina.

„Was! Hat sie es Ihnen gesagt?“ rief Missirilli aus. „Wie dem aber auch sei, diese Dame, deren Name nie genannt werden darf, rettete mir das Leben. Als die Soldaten bei ihr eindrangen, um mich zu ergreifen, brachte mich Ihr Vater in seinem Wagen fort. Ich fühle mich sehr schlecht.

Der Bajonettstoß in der Schulter hindert mich seit mehreren Tagen am Atemholen. Ich werde sterben, und in Verzweiflung, weil ich Sie nicht mehr wiedersehen soll."

Vannina hatte mit Ungeduld zugehört; nun ging sie eilends. Missirilli fand in ihren schönen Augen keine Spur von Mitleid, sondern nur den Ausdruck eines hochmütigen Charakters, den man eben verletzt hat.

In der Nacht erschien ein Wundarzt; er war allein. Missirilli war verzweifelt; er fürchtete Vannina nie wiederzusehen. Er fragte den Wundarzt aus; dieser ließ ihn zur Ader und gab keine Antwort. Das gleiche Schweigen an den folgenden Tagen. Pietros Augen ruhten unverwandt auf dem Fenster nach der Terrasse, durch das Vannina stets hereingekommen war; er war sehr unglücklich. Einmal gegen Mitternacht glaubte er im Schatten auf der Terrasse jemanden zu sehen: war es Vannina?

Allnächtlich preßte Vannina ihre Wangen an die Fensterscheiben des jungen Carbonaro.

„Wenn ich mit ihm spreche," sagte sie sich, „bin ich verloren! Nein, nie darf ich ihn wiedersehen."

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, kam ihr wider Willen die Freundschaft in den Sinn, die sie für den Jüngling gefaßt hatte, als sie ihn so törichterweise für eine Frau gehalten. Nach einer so holden Vertrautheit mußte sie ihn also vergessen! In ihren vernünftigsten Augenblicken erschrak sie über die Veränderung, die in ihrem Denken vorgegangen war. Seit Missirilli sich entdeckt hatte, war alles, woran sie gewöhnlich dachte, wie mit einem Schleier verhüllt und in weite Ferne entrückt.

Noch war keine Woche verflossen, als Vannina, bleich und zitternd, mit dem Wundarzt das Zimmer des jungen Carbonaro betrat. Sie sagte ihm, er müsse den Fürsten veranlassen, sich durch einen Dienstboten ersetzen zu lassen. Sie blieb keine zehn Sekunden; aber nach ein paar Tagen kam sie nochmals aus Menschlichkeit mit dem Wundarzte zu ihm. Eines Abends, als es Missirilli weit besser ging und Vannina nicht mehr den Vorwand hatte, um sein Leben zu bangen, wagte sie allein zu kommen. Als Missirilli sie erblickte, war er auf dem Gipfel der Glückseligkeit, aber er suchte seine Liebe zu verbergen; er wollte vor allen Dingen die einem Manne zukommende Würde nicht verletzen. Vannina war mit schamroter Stirn zu ihm gekommen und fürchtete Liebeserklärungen zu hören; sie war verwundert über die edle und ergebene Freundschaft, fast ohne jede Zärtlichkeit, die er ihr erwies. Sie verließ ihn, ohne daß er versuchte, sie zurückzuhalten.

Ein paar Tage später kam sie wieder. Das gleiche Benehmen, die gleichen Versicherungen respektvoller Ergebenheit und ewiger Dankbarkeit. Da Vannina die Huldigungen des jungen Carbonaro nicht zurückgewiesen hatte, fragte sie sich, ob sie allein Liebe empfände. Das bisher so stolze junge Mädchen fühlte bitter den ganzen Umfang ihres Wahnsinns. Sie trug Lustigkeit und selbst Kälte zur Schau, kam auch seltener, brachte es aber nicht über sich, den jungen Kranken gar nicht zu sehen.

Missirilli brannte vor Liebe, aber er gedachte seiner niederen Geburt und alles dessen, was er sich schuldig war; er hatte sich vorgenommen, nur dann so weit zu gehen, von Liebe zu reden, wenn Vannina ihn acht Tage nicht besuchte. Der Stolz der jungen Prinzessin lag in den letzten Zügen.

„Ach," sagte sie sich schließlich, „wenn ich ihn sehe, so tue ich es meinetwegen, weil es mir Freude bereitet, und nie werde ich ihm das Interesse gestehen, das er mir einflößt."

Sie weilte jetzt lange bei Missirilli, und er sprach mit ihr, als ob zwanzig andere dabei gewesen wären. Eines Abends, nachdem sie ihn den ganzen Tag über verabscheut und sich gelobt hatte, noch kälter und strenger gegen ihn zu sein als gewöhnlich, erklärte sie ihm ihre Liebe. Bald hatte sie ihm nichts mehr zu versagen.

Ihre Torheit war groß, aber sie war völlig glücklich. Missirilli dachte nicht mehr daran, was er seiner Manneswürde zu schulden glaubte; er liebte, wie man zum erstenmal als Neunzehnjähriger unter italienischem Himmel liebt. Er hatte alle Skrupel der Liebe aus Leidenschaft; ja er gestand dem stolzen Fürstenkind sogar, durch welche Politik er ihr Herz erobert hätte. Er war erstaunt über das Übermaß ihres Glückes. Vier Monate verstrichen wie im Fluge. Eines Tages gab der Wundarzt seinen Kranken frei. „Was soll ich nun beginnen?" dachte Missirilli. „Bei einer der schönsten Römerinnen verborgen bleiben? Und die schnöden Tyrannen, die mich dreizehn Monate im Kerker schmachten ließen, ohne mich das Tageslicht sehen zu lassen, glauben dann, mein Mut sei gebrochen! Italien, du bist wahrlich unglücklich, wenn deine Kinder dich so leicht im Stich lassen!"

Vannina zweifelte nicht, daß es für Pietro das größte Glück wäre, ihr stets verbunden zu bleiben; er schien zu glücklich, aber ein Wort des Generals Bonaparte hallte bitter in dieser jungen Mannesseele wider und bestimmte sein ganzes Verhalten gegen die Frauen. Als der General Bonaparte im

Jahre 1796 aus Brescia ausrückte, sagten ihm die Behörden, die ihm das Geleit bis zum Stadttor gaben, daß die Einwohner von Brescia die Freiheit mehr liebten als alle anderen Italiener.

„Ja," antwortete er, „sie sprechen gern davon mit ihren Geliebten."

Missirilli erklärte Vannina mit ziemlich gezwungener Miene:

„Sobald es Nacht wird, muß ich fort."

„Sieh zu, daß du vor Tagesanbruch in den Palast zurück bist," antwortete sie, „ich werde dich erwarten."

„Bei Tagesanbruch bin ich schon mehrere Meilen von Rom fort."

„Sehr wohl," sagte Vannina kalt, „und wohin gehst du?"

„Nach der Romagna, um mich zu rächen."

„Da ich reich bin," antwortete Vannina mit der ruhigsten Miene, „so hoffe ich, du wirst von mir Waffen und Geld annehmen."

Missirilli blickte sie ein paar Sekunden an, ohne eine Miene zu verziehen. Dann warf er sich in ihre Arme.

„Seele meines Lebens, du lässest mich alles vergessen," rief er aus, „selbst meine Pflicht. Aber je edler dein Herz ist, desto mehr mußt du mich verstehen."

Vannina weinte sehr, und sie kamen überein, daß er Rom erst am übernächsten Tage verlassen sollte.

„Pietro," sagte sie am nächsten Morgen, „du hast mir oft gesagt, daß eine bekannte Persönlichkeit, ein römischer Principe zum Beispiel, der über viel Geld verfügt, der Sache der Freiheit die größten Dienste leisten könnte, wenn Österreich je durch einen großen Krieg im Ausland gebunden ist."

„Freilich", antwortete Pietro erstaunt.

„Nun wohl! Du hast ein Herz. Dir fehlt es nur an einer hohen Stellung. Ich biete dir meine Hand und zweihunderttausend Lire Renten. Das Jawort meines Vaters werde ich schon erlangen."

Pietro warf sich ihr zu Füßen. Vannina strahlte vor Freude.

„Ich liebe dich glühend," sagte er; „aber ich bin ein armer Diener des Vaterlandes, und je unglücklicher Italien ist, um so treuer muß ich zu ihm halten. Um Don Hasdrubals Jawort zu erlangen, müßte ich jahrelang eine traurige Rolle spielen. Vannina, ich schlage deine Hand aus."

Missirilli beeilte sich, sich an dieses Wort zu binden. Fast verließ ihn sein Mut.

„Mein Unglück ist's," rief er aus, „daß ich dich mehr liebe als das Leben, daß Rom zu verlassen für mich die furchtbarste Strafe ist. Ach, warum ist Italien nicht befreit von den Barbaren! Mit welcher Wonne würde ich mit dir zu Schiff gehen, um in Amerika zu leben!"

Vannina war starr wie Eis. Dieses Ausschlagen ihrer Hand hatte ihren Stolz verletzt; aber bald warf sie sich in Missirillis Arme.

„Nie", rief sie aus, „bist du mir so liebenswert erschienen. Ja, mein kleiner Landdoktor, ich bin dein für ewig. Du bist ein großer Mann wie unsere alten Römer!"

Alle Zukunftsgedanken, alle traurigen Einflüsterungen des gesunden Menschenverstandes waren dahin; es war ein Moment vollkommener Liebe. Als sie wieder vernünftig reden konnten, sagte Vannina:

„Ich werde fast ebenso rasch in der Romagna sein wie du. Ich werde mich in die Bäder von Toretta schicken lassen. Ich werde auf unserem Schlosse San Nicolo bei Forli leben ..."

„Dort will ich mein Leben mit dir verbringen", antwortete Missirilli.

„Mein Los ist fortan, alles zu wagen", seufzte Vannina. „Ich werde mich für dich zugrunde richten, aber was liegt daran? ... Kannst du ein entehrtes Mädchen lieben?"

„Bist du nicht mein Weib?" fragte Missirilli, „mein ewig angebetetes Weib? Ich werde dich zu lieben und zu schützen wissen."

Vannina mußte in Gesellschaft gehen. Kaum hatte sie Missirilli verlassen, als er anfing, sein Benehmen barbarisch zu finden.

„Was heißt Vaterland?" fragte er sich. „Es ist kein Wesen, dem wir für eine Wohltat Dank schulden, das unglücklich ist und uns verfluchen kann, wenn wir unsere Pflicht gegen es nicht erfüllen. Vaterland und Freiheit, das ist wie mein Mantel, ein Ding, das mir nützlich ist, das ich allerdings kaufen muß, wenn ich es von meinem Vater nicht geerbt habe; aber schließlich liebe ich beides nur, weil es nützliche Dinge sind. Wenn ich nichts damit anzufangen weiß, wenn sie für mich nur wie ein Mantel im Hochsommer sind, wozu sie kaufen? Und um solchen Riesenpreis? Vannina ist so schön! Sie hat einen so eigenen Geist! Andere werden ihr zu gefallen suchen; sie wird mich vergessen? Welche Frau hat es nur bei einem Liebhaber bewenden lassen? Diese römischen Fürsten, die ich als Bürger verachte, haben so viele Vorzüge vor mir! Sie müssen sehr liebenswert sein! Ach, wenn ich scheide, vergißt sie mich und ich verliere sie für ewig!"

Mitten in der Nacht kam Vannina zu ihm. Er gestand ihr die Ungewißheit, in der er sich fühle, und den Kampf zwischen seiner Liebe und dem großen Worte Vaterland. Vannina war selig.

„Hätte er nur die Wahl zwischen dem Vaterland und mir," sagte sie sich, „so gäbe er mir den Vorzug."

Die Uhr des nahen Kirchturms schlug drei; der Augenblick des letzten Abschieds war gekommen. Pietro riß sich aus den Armen seiner Freundin los. Er wollte schon die kleine Treppe herunterschleichen, als Vannina, ihre Tränen bezwingend, ihm lächelnd sagte:

„Hätte dich eine arme Frau auf dem Lande gepflegt, würdest du da nichts aus Dankbarkeit tun? Würdest du sie nicht bezahlen wollen? Die Zukunft ist so ungewiß, du wirst mitten unter deine Feinde reisen: gib mir drei Tage aus Dankbarkeit, als ob ich ein anderes Weib wäre, das du für seine Mühewaltung bezahlst."

Missirilli blieb. Endlich verließ er Rom mit einem Paß, der von einer fremden Gesandtschaft gekauft war. So gelangte er wieder zu den Seinen. Die Freude war groß; sie hatten ihn tot geglaubt. Seine Freunde wollten seine Heimkehr feiern, indem sie einen oder zwei Carabinieri töteten (so heißen die Gendarmen im Kirchenstaat).

„Töten wir nicht ohne Not einen Italiener, der das Waffenhandwerk versteht", antwortete Missirilli. „Unser Vaterland ist keine Insel wie das glückliche England. Es fehlt uns an Soldaten, um die Einmischungen der europäischen Herrscher zurückzuweisen."

Kurz darauf wurde Missirilli von den Carabinieri in die

Enge getrieben. Er tötete ihrer zwei mit den Pistolen, die er von Vannina hatte. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf.

Vannina erschien nicht in der Romagna. Missirilli glaubte sich vergessen. Seine Eitelkeit war verletzt; er begann sich häufig Gedanken zu machen über den Standesunterschied, der ihn von seiner Geliebten trennt. In einer Anwandlung von Rührung und Sehnsucht nach dem verflossenen Glück kam er auf den Einfall, nach Rom zurückzukehren und zu sehen, was Vannina triebe. Dieser tolle Gedanke trug den Sieg davon über das, was er für seine Pflicht hielt; da läutete eines Abends die Glocke eines Bergkirchleins den Angelus auf seltsame Weise, als ob der Glöckner durch etwas abgelenkt würde. Das war das Zeichen zur Venta der Carbonari, zu denen Missirilli gehörte, seit er nach der Romagna zurückgekehrt war. In der nämlichen Nacht versammelten sich alle in einer Einsiedelei in den Bergen. Die beiden Einsiedler waren durch Opium eingeschläfert und merkten nicht, wozu man ihr Häuschen benutzte. Missirilli erschien sehr betrübt und vernahm, daß das Haupt der Vereinigung verhaftet war. Er, der kaum Zwanzigjährige, ward zum Haupt dieser Venta erwählt, die Leute in den Fünfzigern zählte, Leute, die seit Murats Expedition im Jahre 1815 an den Verschwörungen teilnahmen. Als Pietro diese unverhoffte Ehre angetragen wurde, fühlte er sein Herz pochen. Sobald er wieder allein war, nahm er sich vor, nicht mehr an die junge Römerin zu denken, die ihn vergessen hatte, und all sein Denken in den Dienst der Pflicht zu stellen, „Italien von den Barbaren zu befreien"[23].

Zwei Tage danach ersah Missirilli aus dem Ankunfts- und Abgangsrapport, den man ihm als Carbonarohäuptling

erstattete, daß Prinzessin Vannina auf ihrem Schlosse San Nicolo eingetroffen war. Beim Lesen dieses Namens fühlte er mehr Verwirrung als Vergnügen in seiner Seele. Umsonst glaubte er sich seiner Treue gegen das Vaterland zu versichern, indem er sich vornahm, nicht denselben Abend noch nach dem Schlosse San Nicolo zu eilen; der Gedanke an Vannina, den er zu unterdrücken suchte, verhinderte ihn an der sachgemäßen Erfüllung seiner Pflichten. Er sah sie am nächsten Tage wieder; sie liebte ihn noch wie in Rom. Ihr Vater, der sie verheiraten wollte, hatte ihre Abreise verzögert. Sie brachte zweitausend Zechinen mit. Dieser unverhoffte Zuschuß befestigte Missirillis Ansehen in seiner neuen Würde in wunderbarer Weise. Man ließ in Korfu Dolche anfertigen, bestach den Geheimsekretär des Legaten, der mit der Verfolgung der Carbornari betraut war, und erhielt so die Liste der Pfarrer, die der Regierung Spionendienste leisteten.

Um diese Zeit reifte eine der am wenigsten törichten Verschwörungen, die in dem unglücklichen Italien versucht worden sind. Ich will hier nicht in Einzelheiten eingehen, die nicht zur Sache gehören. Ich will nur sagen, daß, wenn das Unternehmen von Erfolg gekrönt gewesen wäre, Missirilli einen guten Teil des Ruhmes hätte beanspruchen können. Auf sein Betreiben hätten sich mehrere Tausend Insurgenten auf ein gegebenes Zeichen erhoben und unter den Waffen die Ankunft höherer Führer erwartet. Der entscheidende Augenblick rückte heran, als die Verschwörung durch Verhaftung ihrer Rädelsführer lahm gelegt wurde, wie das stets so zu geschehen pflegt.

Kaum war Vannina in der Romagna angelangt, so glaubte

sie zu erkennen, daß die Liebe zum Vaterland in ihrem Geliebten jede andere Liebe erstickt hatte. Der Stolz der jungen Römerin wurde gereizt. Umsonst versuchte sie sich Vernunft einzureden; ein schwarzer Kummer befiel sie: sie ertappte sich bei einem Fluch auf die Freiheit. Eines Tages ging sie nach Forli, um Missirilli zu sehen. Ihr Schmerz übermannte sie; bis dahin hatte ihr Stolz ihm stets die Wage gehalten.

„Wahrhaftig," sagte sie zu ihm, „du liebst mich, als ob wir verheiratet wären. So hab' ich's nicht gemeint."

Bald rannen ihre Tränen, aber Tränen der Scham, sich zu Vorwürfen erniedrigt zu haben. Missirilli antwortete auf diesen Ausbruch wie ein vielbeschäftigter Mann. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ihn zu verlassen und nach Rom zurückzukehren. Es bereitete ihr eine grausame Freude, sich für die Schwäche, daß sie den Mund nicht gehalten hatte, zu bestrafen. Nach wenigen stummen Augenblicken war ihr Entschluß gefaßt; sie hätte sich Missirillis unwert gefühlt, wenn sie ihn nicht sofort verlassen hätte. Sie weidete sich an seiner schmerzvollen Überraschung, wenn er sie umsonst bei sich suchen würde. Bald ergriff sie der Gedanke, daß sie die Liebe des Mannes, für den sie so viele Torheiten begangen, nicht hatte erlangen können. Nun brach sie das Schweigen und versuchte das Menschenmögliche, um ihm ein Liebeswort abzulocken. Zerstreut sagte er ihr sehr zärtliche Dinge; aber mit einem ganz anders von Herzen gehenden Ton sprach er von seinen politischen Unternehmungen.

„Ach!" rief er, „wenn dies mißlingt, wenn die Regierung es wieder entdeckt, lasse ich unsere Sache im Stich!"

Vannina blieb unbeweglich. Sie fühlte seit einer Stunde,

daß sie ihren Geliebten zum letzten Male sah. Dies Wort von ihm warf ein schicksalsvolles Licht auf seinen Geist. Sie sagte sich:

„Die Carbonari haben von mir mehrere tausend Zechinen bekommen. An meiner Gesinnung für die Verschwörung ist nicht mehr zu zweifeln."

Vannina erwachte aus ihren Träumen nur, um Pietro zu sagen:

„Willst du vierundzwanzig Stunden mit mir im Schloß San Nicolo verbringen? Die Venta bedarf heute nacht deiner Anwesenheit nicht. Morgen früh in San Nicolo können wir spazieren gehen, das wird deine Erregung abkühlen und dir das kalte Blut geben, dessen du in dieser schwierigen Lage bedarfst."

Pietro willigte ein.

Vannina verließ ihn, um Vorbereitungen zur Reise zu treffen, und schloß ihn wie gewöhnlich in die Kammer ein, wo sie ihn versteckt hielt.

Sie begab sich zu einer ihrer früheren Kammerzofen, die geheiratet und einen kleinen Laden in Forli aufgetan hatte. Bei dieser Frau schrieb sie eilends an den Rand eines Gebetbuches, das sie in ihrem Schlafzimmer fand, genau Ort und Stelle, wo die Carbonari in jener Nacht ihre Venta veranstalten wollten. Ihre Denunziation schloß mit den Worten: „Diese Venta besteht aus neunzehn Mitgliedern; ihre Namen und Adressen sind wie folgt . . ." Nach Fertigstellung dieser Liste, in der nur Missirillis Name fehlte, sagte sie zu der Frau, deren sie sicher war:

„Bringe dies Buch zum Kardinal-Legaten; er soll lesen, was da geschrieben steht, und es dir wiedergeben. Hier hast du

zehn Zechinen; wenn der Legat je deinen Namen erfährt, bist du des Todes; aber du rettest mir das Leben, wenn du ihn die Seite, die ich geschrieben habe, zu lesen gibst."

Alles ging prachtvoll vonstatten. Der Legat hatte solche Furcht, daß er nicht den großen Herrn spielte. Er erlaubte der Frau aus dem Volke, die ihn zu sprechen begehrte, maskiert vor ihm zu erscheinen, freilich mit gebundenen Händen. In diesem Zustande wurde die Krämersfrau vor den Machthaber geführt. Sie fand ihn hinter einem großen Tisch mit grünem Tuch verschanzt.

Der Legat las die Seite des Gebetbuches, hielt es aber dabei weit von sich ab, aus Furcht vor einem feinen Gift. Dann händigte er es der Krämersfrau wieder ein und ließ sie auch nicht verfolgen. Vannina sah ihre frühere Kammerzofe wiederkehren und keine Dreiviertelstunde, nachdem sie ihren Geliebten verlassen, erschien sie wieder bei Missirilli, in dem Glauben, daß er ihr nun ganz gehöre. Sie erzählte ihm, in der Stadt herrsche ungeheure Bewegung; man sähe Carabinieri in Straßen patrouillieren, wo sie sonst nie hinkämen.

„Wenn du auf mich hören willst," fuhr sie fort, „so reisen wir sofort nach San Nicolo ab."

Missirilli ging darauf ein. Sie erreichten zu Fuß den Wagen der jungen Prinzessin, die mit ihrer Gesellschafterin, einer verschwiegenen und gut bezahlten Vertrauten, sie eine halbe Stunde vor der Stadt erwartete.

Im Schlosse San Nicolo angelangt, verdoppelte Vannina, durch ihren seltsamen Schritt verwirrt, ihre Zärtlichkeit gegen ihren Geliebten. Aber ihre Liebesworte kamen ihr wie Komödienspiel vor. Am Tage des Verrats hatte sie die Gewissens-

bisse vergessen. Wie sie ihren Liebhaber umarmte, sagte sie sich:

„Ich brauche ihm nur ein Wort zu sagen, und von dem Augenblick an wird er mich für alle Zeiten hassen."

Mitten in der Nacht drang einer von Vanninas Bedienten plötzlich in das Zimmer. Er war Carbonaro, ohne daß sie es ahnte. Missirilli hatte also Geheimnisse vor ihr, selbst in solchen Einzelheiten. Sie erbebte. Der Mann meldete Missirilli, daß in der Nacht die Häuser von neunzehn Carbonari in Forli umstellt und sie selbst verhaftet seien, als sie von ihrer Venta heimkehrten. Trotzdem sie überrumpelt waren, hatten sich doch neun retten können. Zehn hatten die Carabinieri in die Zitadelle abgeführt. Beim Betreten derselben hatte sich einer in den tiefen Brunnen geworfen und war tot.

Vannina verlor ganz ihre Fassung. Pietro bemerkte es zum Glück nicht, sonst hätte er ihr das Verbrechen an den Augen ablesen können.

„In diesem Augenblick", fuhr der Diener fort, „bildet die Garnison von Forli Spalier auf allen Straßen. Jeder Soldat steht seinem Nebenmann so nahe, daß er mit ihm sprechen kann. Die Einwohner dürfen von einer Straßenseite auf die andere nur da gehen, wo ein Offizier steht."

Nachdem der Mann gegangen war, überlegte Pietro eine kurze Weile.

„Augenblicklich ist nichts zu machen", sagte er schließlich.

Vannina war dem Tode nahe, sie zitterte unter den Blicken ihres Geliebten.

„Was hast du denn so Besonderes?" fragte er.

Dann dachte er an andre Dinge und sah sie nicht mehr an. Gegen Mittag wagte sie ihm zu sagen:

„Wieder eine entdeckte Verschwörung, ich denke, nun wirst du fürs nächste genug haben.“

„Sehr genug“, antwortete Missirilli mit einem Lächeln, das sie erzittern ließ.

Sie machte dem Pfarrer von San Nicolo einen Anstandsbesuch, da er vielleicht ein Spion der Jesuiten war. Als sie zum Pranzo um sieben Uhr heimkehrte, fand sie die Kammer, in der ihr Geliebter sich verborgen hielt, leer. Außer sich, suchte sie ihn im ganzen Hause; er war fort. Verzweifelt eilte sie wieder in die Kammer; erst jetzt sah sie ein hinterlassenes Billett und las:

„Ich gehe, mich dem Legaten auszuliefern, ich verzweifle an unserer Sache; der Himmel ist gegen uns. Wer hat uns verraten? Augenscheinlich der Lump, der sich in den Brunnen gestürzt hat. Da mein Leben für das arme Italien unnütz ist, will ich nicht, daß meine Kameraden mich allein auf freiem Fuß sehen und sich etwa einbilden, ich hätte sie verraten. Lebe wohl! Wenn du mich liebst, denke daran, mich zu rächen. Verdirb und vernichte den Elenden, der uns verraten hat, und wäre es mein Vater!“

Vannina sank halb ohnmächtig in einen Stuhl, vom grausamsten Unglück gequält. Sie war keines Wortes mächtig, ihre Augen waren trocken und brannten.

Endlich warf sie sich auf die Knie:

„Großer Gott!“ rief sie, „nimm mein Gelübde an: ja ich will den elenden Verräter strafen; aber vorher muß ich Pietro die Freiheit wiedergeben.“

Eine Stunde später war sie auf dem Wege nach Rom. Ihr Vater drängte sie schon lange zur Heimkehr. Er hatte in ihrer Abwesenheit ihre Heirat mit dem Prinzen Livio Savelli vereinbart. Kaum war sie angekommen, als er ihr mit Bangen diese Eröffnung machte. Zu seinem großen Erstaunen ging sie sogleich auf alles ein. Noch am selben Abend, bei der Gräfin Vitelleschi, stellte er ihr Don Livio fast offiziell vor, und sie sprach viel mit ihm. Er war der eleganteste Mensch und hatte die schönsten Pferde; aber wiewohl man ihm viel Geist zusprach, galt sein Charakter für derart leichtsinnig, daß er der Regierung keineswegs verdächtig schien. Vannina dachte, wenn sie ihm erst den Kopf verdreht hätte, würde er ein bequemer Agent sein. Dem Neffen von Monsignore Savelli-Catanzara, dem Gouverneur von Rom und Polizeiminister, so nahm sie an, würden die Spione nicht zu folgen wagen.

Nachdem Vannina den liebenswürdigen Don Livio mehrere Tage aufs beste behandelt hatte, erklärte sie ihm, sie würde nie seine Gattin werden, er wäre ja viel zu leichtsinnig.

„Wenn Sie nicht wie ein Kind wären, hätten die Schreiberseelen Ihres Onkels keine Geheimnisse vor Ihnen. Z. B. was wird man mit den Carbonari anfangen, die kürzlich in Forli entdeckt worden sind?"

Don Livio erschien nach zwei Tagen, um ihr zu vermelden, daß alle in Forli verhafteten Carbonari entwischt seien. Sie heftete ihre großen schwarzen Augen auf ihn mit dem bitteren Lächeln der tiefsten Verachtung und würdigte ihn den ganzen Abend lang keines Wortes. Zwei Tage danach erschien Don Livio wieder, um ihr zu gestehen, daß man ihn anfangs getäuscht hätte.

„Aber," erzählte er, „ich habe mir einen Schlüssel zum Arbeitszimmer meines Onkels verschafft; aus den Papieren, die ich dort vorfand, habe ich ersehen, daß eine Kongregation oder Kommission von Kardinälen und Prälaten, die am meisten Ansehen genießen, sich in tiefstem Geheimnis versammelt, um darüber zu verhandeln, ob es besser sei, die Carbonari in Ravenna oder in Rom abzuurteilen. Die neun in Forli verhafteten Carbonari und ihr Oberhaupt, ein gewisser Missirilli, der so dumm war, sich selbst anzuzeigen, werden augenblicklich im Kastell San Leo gefangen gehalten[24]."

Bei dem Wort Dummheit kniff Vannina den Fürsten mit aller Kraft.

„Ich will die offiziellen Papiere selbst sehen und mit Ihnen ins Arbeitszimmer Ihres Onkels gehen. Sie haben jedenfalls falsch gelesen."

Bei diesen Worten erbebte Don Livio. Vannina forderte da von ihm etwas schier Unmögliches; aber der seltsame Geist des jungen Mädchens verdoppelte seine Liebe. Nach ein paar Tagen konnte Vannina, als Mann verkleidet, in der Livree der Casa Savelli eine halbe Stunde unter den geheimsten Papieren des Polizeiministers kramen. Sie empfand eine lebhafte Glückswallung, als sie den Tagesbericht über den „genannten Pietro Missirilli" las. Ihre Hände zitterten, als sie dies Schriftstück hielten. Beim abermaligen Lesen des Namens ward sie fast ohnmächtig. Als sie den Palast des Gouverneurs von Rom verließen, durfte Livio sie küssen.

„Sie ziehen sich", sagte sie zu ihm, „gut aus den Proben, denen ich Sie unterwerfe."

Nach diesem Wort hätte der junge Principe den Vatikan

angesteckt, um Vannina zu gefallen. An jenem Abend war Ball beim französischen Gesandten. Sie tanzte viel und fast stets mit ihm. Don Livio war trunken vor Glück; sie mußte ihm jede Überlegung rauben.

„Mein Vater ist bisweilen wunderlich", sagte sie eines Tages zu ihm. „Heute morgen hat er zwei von seinen Leuten weggejagt. Sie sind zu mir gekommen und haben geweint. Einer hat mich gebeten, ihm eine Stellung bei Ihrem Onkel, dem Gouverneur von Rom, zu verschaffen; der andere, der Artillerist unter den Franzosen war, möchte auf der Engelsburg angestellt werden."

„Ich nehme sie alle beide in meinen Dienst", sagte der junge Principe lebhaft.

„Ist das mein Verlangen?" entgegnete Vannina hochmütig. „Ich wiederhole Ihnen wörtlich die Bitte dieser armen Kerle; sie sollen das bekommen, worum sie gebeten haben, und nichts anderes."

Nichts war schwieriger. Monsignore Catanzara war nichts weniger als leicht zu bestimmen und nahm in sein Haus nur Leute, die er gut kannte.

Inmitten eines Strudels von Vergnügungen ward Vannina von Gewissensbissen verzehrt und fühlte sich sehr unglücklich. Die Langsamkeit der Ereignisse brachte sie um. Der Agent ihres Vaters hatte ihr Geld verschafft. Sollte sie aus dem Elternhause fliehen, nach der Romagna gehen und ihren Geliebten zu befreien suchen? So unvernünftig dieser Gedanke war, so war sie doch nahe daran, ihn auszuführen, als der Zufall sich ihrer erbarmte.

Don Livio erzählte ihr:

„Die zehn Carbonari Missirillis werden nach Rom transportiert, nachdem sie in Ravenna abgeurteilt worden sind. Das hat mein Onkel heute abend beim Papste durchgesetzt. Sie und ich sind die einzigen in Rom, die um dies Geheimnis wissen. Sind Sie nun zufrieden?"

„Sie werden ein Mann!" antwortete Vannina. „Schenken Sie mir Ihr Bild."

Am Tage, bevor Missirilli in Rom eintreffen sollte, fand Vannina einen Vorwand, um nach Cività Castellana zu gehen. Im Gefängnis dieser Stadt läßt man die Carbonari nächtigen, die man von der Romagna nach Rom befördert. Sie sah Missirilli am Morgen, als er das Gefängnis verließ; er saß allein mit Ketten beladen auf einem Karren. Er kam ihr sehr bleich, aber keineswegs mutlos vor. Ein altes Weib warf ihm ein Veilchenbukett zu. Missirilli nickte ihm lächelnd Dank.

Vannina hatte ihren Liebhaber gesehen und alle ihre Gedanken schienen neugeboren; sie fühlte neuen Mut. Schon seit geraumer Zeit hatte sie dem Abbate Cari, dem Almosenier der Engelsburg, in der ihr Geliebter eingekerkert war, eine schöne Beförderung zuteil werden lassen, indem sie den guten Priester zum Beichtvater nahm. Es ist in Rom keine Kleinigkeit, Beichtvater einer Prinzessin zu sein, deren Onkel der Gouverneur ist.

Der Prozeß der Carbonari von Forli war nicht lang. Um sich für ihre Überführung nach Rom zu rächen, die sie nicht hatten verhindern können, setzten die Ultras die Kommission, die jene verurteilen sollte, aus den ehrgeizigsten Prälaten zusammen. Den Vorsitz führte der Polizeiminister.

Das Gesetz über den Carbonarismus ist klar: den Parteigängern von Forli blieb keine Hoffnung; trotzdem verteidigten sie ihr Leben nicht minder durch alle möglichen Ausflüchte. Die Richter verurteilten sie nicht nur zum Tode; sondern mehrere erkannten auch noch auf schreckliche Strafen, Abhauen der Hände usw. Der Polizeiminister, der ein gemachter Mann war (denn man vertauscht diesen Posten nur mit dem Kardinalshut), hatte keine Gelüste nach abgehauenen Händen: als er das Urteil dem Papst unterbreitete, ließ er die Strafe für alle Verurteilten in Gefängnis verwandeln. Nur bei Missirilli machte er eine Ausnahme. Der Minister erblickte in diesem jungen Mann einen gefährlichen Fanatiker; außerdem war er ja auch wegen der Ermordung der beiden Carabinieri, von der wir erzählt haben, zum Tode verurteilt. Vannina erfuhr das Urteil und dessen Verwandlung wenige Augenblicke, nachdem der Minister den Papst verlassen hatte.

Am nächsten Abend kehrte Monsignore Catanzara gegen Mitternacht in seinen Palast zurück. Er fand seinen Kammerdiener nicht und klingelte sehr erstaunt mehrmals; endlich erschien ein alter trotteliger Diener: der Minister verlor die Geduld und beschloß, sich selbst auszukleiden. Er schloß die Tür zu. Es war sehr heiß: er zog seinen Rock aus und warf ihn zusammengeballt auf einen Stuhl. Er warf ihn mit solcher Wucht, daß er über sein Ziel hinausschoß und den Musselinvorhang des Fensters streifte: hinter dem Vorhang erschien die Gestalt eines Mannes. Der Minister stürzte auf sein Bett zu und griff nach einer Pistole. Als er sich dem Fenster wieder näherte, trat ein sehr junger Mann in seiner Livree auf ihn zu, mit der Pistole in der Hand. Bei diesem

Anblick erhob der Minister die Pistole und wollte eben abdrücken, als der junge Mann lachend rief:

„Wie, Monsignore, erkennen Sie Vannina Vannini nicht?"

„Was bedeutet dieser schlechte Scherz?" antwortete der Minister zornig.

„Sprechen wir in Ruhe", sagte das junge Mädchen. „Zunächst ist Ihre Pistole nicht geladen."

Der Minister war betroffen; er überzeugte sich von der Tatsache; dann zog er einen Dolch aus der Westentasche[25].

„Setzen wir uns, Monsignore", riet Vannina mit einer reizend überlegenen Geste und nahm ruhig auf einem Kanapee Platz.

„Sind Sie wenigstens allein?" fragte der Minister.

„Gänzlich allein, ich schwöre es Ihnen!" rief Vannina aus. Dies stellte der Minister zunächst fürsorglich fest. Er ging rings im Zimmer herum und blickte überall hin; hierauf setzte er sich auf einen Stuhl drei Schritte weit von Vannina.

„Welches Interesse könnte ich wohl haben, einem gemäßigten Manne nach dem Leben zu trachten, damit er wahrscheinlich durch einen Hitzkopf abgelöst wird, der imstande ist, sich und die anderen zu verderben?"

„Was wollen Sie denn eigentlich?" fragte der Minister ärgerlich. „Diese Szene paßt mir nicht und soll nicht länger dauern."

„Was ich hinzuzufügen habe," entgegnete Vannina hochmütig und indem sie ihre Grazie plötzlich vergaß, „ist für Sie wichtiger als für mich. Man will, daß der Carbonaro Missirilli mit dem Leben davonkommt. Wenn er hingerichtet wird,

bleiben Sie keine Woche am Leben. Ich habe keinerlei Interesse an der ganzen Sache. Die Tollheit, über die Sie sich beklagen, begehe ich erstens zu meinem Vergnügen und zweitens, um einer meiner Freundinnen dienlich zu sein. Ich wollte", fuhr Vannina fort, indem sie wieder in den verbindlichen Ton zurückfiel, „nur einem Manne von Geist nützlich sein, der bald mein Onkel sein wird und nach allem Anschein den Glanz seines Hauses noch sehr heben kann."

Der Minister legte seine ärgerliche Miene ab; Vanninas Schönheit trug zweifellos zu diesem plötzlichen Stimmungswechsel bei. Monsignore Catanzaras Vorliebe für hübsche Frauen war stadtbekannt; und in ihrer Verkleidung als Lakai der Casa Savelli mit glattsitzenden seidenen Strümpfen, roter Weste und himmelblauem, silberbetreßtem Röckchen, die Pistole in der Hand, sah Vannina entzückend aus.

„Meine Nichte in spe," sagte der Minister fast lachend, „Sie begehen da eine große Torheit, und es wird nicht die letzte sein."

„Ich hoffe, daß eine so kluge und hochstehende Persönlichkeit mein Geheimnis wahren wird, besonders Don Livio gegenüber; und um Sie darauf zu verpflichten, lieber Onkel, will ich Ihnen, wenn Sie dem Schützling meiner Freundin das Leben retten, einen Kuß geben."

In diesem halb scherzhaften Ton, mit dem die vornehmen Römerinnen die größten Angelegenheiten zu behandeln wissen, spann Vannina die Unterhaltung weiter, so daß aus dieser Begegnung mit der Pistole in der Hand schließlich so etwas wie ein Besuch wurde, den die junge Prinzessin Savelli ihrem Onkel, dem Gouverneur, abstattete.

Bald war Monsignore Catanzara so weit umgestimmt, daß er zwar den Gedanken, sich durch Furcht einschüchtern zu lassen, stolz von sich wies, aber seiner Nichte ausführlich erzählte, welche Schwierigkeiten es haben würde, Missirillis Leben zu retten. Diskutierend ging der Minister mit Vannina im Zimmer auf und ab; er griff nach einer Karaffe mit Limonade, die auf dem Kaminsims stand, und schenkte ein Glas ein. In dem Augenblick, wo er es an die Lippen führte, riß Vannina es ihm fort und ließ es, nachdem sie es eine Weile gehalten hatte, anscheinend aus Zerstreutheit in den Garten fallen. Einen Augenblick danach nahm der Minister eine Schokoladenpastille aus einer Bonbonniere; Vannina nahm sie ihm fort und sagte lachend:

„Nehmen Sie sich in acht, alles bei Ihnen ist vergiftet; man wollte Ihnen nämlich ans Leben. Ich habe den Dank meines künftigen Onkels verdient, damit ich nicht mit ganz leeren Händen in das Haus Savelli aufgenommen würde."

Monsignore Catanzara war höchst verwundert, dankte seiner Nichte und machte ihr große Hoffnungen auf die Rettung Missirillis.

„Unser Handel ist geschlossen!" rief Vannina aus, „und des zum Zeichen gebe ich Ihnen hier den Lohn", sagte sie, indem sie ihn umarmte.

Der Minister nahm seinen Lohn an.

„Sie müssen wissen, liebe Vannina," fügte er hinzu, „daß ich kein Freund von Blutvergießen bin. Außerdem bin ich noch jung, obwohl ich Ihnen vielleicht sehr alt vorkommen mag, und ich kann noch zu einer Zeit leben, wo das heute vergossene Blut mich befleckt."

Es schlug zwei Uhr, als Monsignore Catanzara Vannina nach dem Gartenpförtchen seines Palastes geleitete.

Zwei Tage danach erschien der Minister vor dem Papst, nicht ohne Verlegenheit über den Schritt, den er vorhatte, als Seine Heiligkeit sagte:

„Vor allem habe ich Sie um eine Begnadigung zu bitten. Einer der Carbonari von Forli ist zum Tode verurteilt geblieben; dieser Gedanke hat mich nicht schlafen lassen: der Mann muß gerettet werden."

Als der Minister sah, daß der Papst seiner Meinung war, machte er allerhand Einwände und setzte schließlich ein Dekret auf, das der Papst motu proprio, ganz gegen die Gewohnheit, unterzeichnete.

Vannina hatte den Gedanken gehabt, daß sie vielleicht die Begnadigung ihres Geliebten durchsetzen würde, daß man aber versuchen würde, ihn zu vergiften. Schon am Tage vorher hatte Missirilli vom Abbate Cari, seinem Beichtiger, ein paar Päckchen Zwieback erhalten, mit der Weisung, die Gefängniskost nicht anzurühren.

Danach erfuhr Vannina, daß die Carbonari von Forli nach dem Kastell San Leo überführt werden sollten, und sie wollte versuchen, Missirilli bei seinem Transport durch Civitá Castellana zu sehen. Sie langte in diesem Orte vierundzwanzig Stunden vor den Gefangenen an und fand dort den Abbate Cari, der ihr mehrere Tage vorausgereist war. Er hatte beim Kerkermeister erreicht, daß Missirilli um Mitternacht die Messe in der Gefängniskapelle hören durfte. Mehr noch: wenn Missirilli darin willigte, sich Arme und Beine in Ketten legen zu lassen, so wollte der Kerkermeister sich bis zur

Kapellentür zurückziehen, derart, daß er den Gefangenen, für den er haftete, jederzeit sehen konnte, ohne zu hören, was er sagte.

Endlich kam der Tag, an dem sich Vanninas Schicksal entscheiden sollte. Schon am frühen Morgen schloß sie sich in die Gefängniskapelle ein. Wer kann die Gedanken schildern, die sie an diesem langen Tage quälten? Liebte Missirilli sie so, daß er ihr verzeihen würde? Sie hatte seine Verschwörung denunziert, aber sie hatte ihm das Leben gerettet. Als die Vernunft in ihrer gequälten Seele siegte, hoffte Vannina, er würde darein willigen, Italien mit ihr zu verlassen: wenn sie gesündigt hatte, so war es ja aus einem Übermaß von Liebe geschehen. Als es vier Uhr schlug, hörte sie von weitem auf dem Pflaster den Hufschlag der Carabinieri. Jeder dieser Laute hallte in ihrem Herzen wieder. Bald unterschied sie das Rollen der Karren, auf denen die Gefangenen transportiert wurden. Sie machten halt auf einem kleinen Platze vor dem Kerker; sie sah, wie zwei Carabinieri den Missirilli herunterhoben; er saß allein auf einem Wagen und war derart mit Ketten beladen, daß er sich nicht rühren konnte. „Wenigstens ist er am Leben", sagte sie sich mit Tränen in den Augen. „Sie haben ihn noch nicht vergiftet!" Der Abend war grausam; nur die hochhängende Altarlampe, an welcher der Gefängniswärter das Öl sparte, erleuchtete die düstere Kapelle. Vanninas Augen schweiften über die Grabmäler einiger Großen des Mittelalters hin, die in dem anstoßenden Kerker gestorben waren. Ihre Statuen schauten wild drein.

Schon lange hatte jedes Geräusch aufgehört; Vannina war ganz allein in ihre finsteren Gedanken versunken. Kurz

nachdem es Mitternacht geschlagen, glaubte sie ein leichtes Geräusch zu vernehmen, wie das Schreien einer Fledermaus. Sie wollte ein paar Schritte machen und sank halb ohnmächtig auf die Balustrade des Altars. Im selben Augenblick sah sie zwei Phantome dicht neben sich, ohne daß sie ihr Kommen gehört hätte. Es war der Kerkermeister und Missirilli, derart mit Ketten beladen, daß er fast in sie eingewickelt schien. Der Kerkermeister öffnete eine Laterne und stellte sie auf die Altarbalustrade neben Vannina, so daß er seinen Gefangenen gut sehen konnte. Dann zog er sich in den Hintergrund zurück neben die Tür. Kaum war er gegangen, als Vannina Missirilli um den Hals fiel. Sie schloß ihn in ihre Arme, aber sie fühlte nur seine kalten, harten Ketten. „Wer hat ihn so mit Ketten beladen?" dachte sie. Es bereitete ihr gar keine Freude, ihren Geliebten zu umarmen. Aber diesem Schmerz sollte noch ein anderer, schärferer folgen: sie glaubte einen Augenblick, Missirilli wüßte um ihr Verbrechen; so eisig war sein Benehmen.

„Liebe Freundin," sagte er schließlich, „ich bedaure, daß du mich geliebt hast; umsonst suche ich nach den Vorzügen, durch die ich es verdient hätte. Wenn du auf mich hören willst, so laß uns zu christlicheren Gefühlen zurückkehren; vergessen wir die Illusionen, die uns dereinst irreführten; ich kann dir nicht mehr angehören. Das beständige Unglück, das meine Unternehmungen verfolgt hat, kommt vielleicht daher, daß ich mich fortdauernd im Stande der Todsünde befunden habe. Selbst wenn man nur auf die Ratschläge der menschlichen Vernunft hört: warum wurde ich nicht in jener verhängnisvollen Nacht in Forli mit meinen Gefährten verhaftet?

Warum befand ich mich im Augenblick der Gefahr nicht auf meinem Posten? Warum hat mein Fernbleiben den schrecklichsten Verdacht erwecken können? Ich hegte eine andere Leidenschaft als die für die Befreiung Italiens."

Vannina konnte sich nicht von dem Staunen über die Verwandlung Missirillis erholen. Ohne daß er merklich abgemagert war, schien er um zehn Jahre älter. Sie schob die Veränderung auf die schlechte Behandlung, die er im Gefängnis erfahren und brach in Tränen aus.

„Ach," sagte sie, „die Kerkermeister haben es heilig versprochen, dich gut zu behandeln."

Tatsache war, daß beim Nahen des Todes alle religiösen Grundsätze, die sich mit der Leidenschaft für die Befreiung Italiens vereinigen ließen, im Herzen des jungen Carbonaro wieder aufgetaucht waren. Allmählich ward Vannina inne, daß die erstaunliche Veränderung, die sie an ihrem Geliebten bemerkte, ganz innerlich war, und keineswegs die Wirkung von schlechter körperlicher Behandlung. Ihr Schmerz, den sie schon für unendlich hielt, nahm dadurch noch zu.

Missirilli schwieg; Vannina erstickte fast vor Schluchzen. Da fuhr er selbst etwas bewegt fort:

„Wenn ich etwas hienieden liebte, Vannina, so warst du es; aber gottlob habe ich nur noch ein Lebensziel: zu sterben, sei es im Kerker, sei es im Dienst der Befreiung Italiens."

Wiederum trat Schweigen ein. Vannina konnte ersichtlich kein Wort hervorbringen: sie versuchte vergeblich zu reden.

„Die Pflicht ist grausam, liebe Freundin," fuhr Missirilli fort; „aber wenn es nicht etwas schwer wäre, sie zu erfüllen,

wo bliebe da das Heldentum? Gib mir dein Wort, daß du nie mehr versuchen wirst, mich zu sehen."

Soweit seine Ketten es ihm gestatteten, machte er eine leichte Bewegung mit dem Handgelenk und reichte Vannina die Finger.

„Wenn du einen Rat annehmen willst von einem, der dir teuer war, so sei vernünftig und heirate einen verdienstvollen Mann, den dein Vater dir zum Gatten gibt. Mach ihm kein peinliches Geständnis; und ebensowenig suche mich wieder zu sehen; bleiben wir uns fortan fremd. Du hast zum Wohle des Vaterlandes eine bedeutende Summe gespendet; wird es je von seinen Tyrannen befreit, so wird diese Summe dir aus dem Nationalgut getreulich zurückgezahlt."

Vannina war niedergeschmettert. Wie Pietro so redete, glänzte sein Auge nur auf, als er vom Vaterland sprach.

Endlich kam der Stolz der jungen Prinzessin zum Durchbruch. Sie hatte sich mit Diamanten und kleinen Feilen versehen. Sie bot sie Missirilli an, ohne zu antworten.

„Ich nehme sie an, weil die Pflicht es will," antwortete er, „denn ich muß zu entkommen suchen; aber ich werde dich nie wiedersehen; ich schwör' es dir angesichts deiner neuen Wohltaten. Lebe wohl, Vannina; versprich mir, nie zu schreiben und nie zu versuchen, mich wiederzusehen; laß mich ganz dem Vaterlande, ich bin tot für dich: Lebe wohl!"

„Nein," antwortete Vannina wütend, „ich will, daß du erfährst, was ich tat, von der Liebe zu dir getrieben."

Und sie erzählte ihm alle ihre Schritte seit dem Augenblick, wo Missirilli das Schloß San Nicolo verlassen hatte, um sich dem Legaten zu stellen. Als sie diesen Bericht vollendet hatte, sagte sie:

„Das alles ist nichts. Ich tat mehr aus Liebe zu dir.“

Und sie erzählte ihm ihren Verrat.

„Ah, Ungeheuer!“ schrie Missirilli in Wut und stürzte auf sie los, um sie mit seinen Ketten zu erschlagen. Es wäre ihm gelungen, wäre nicht der Kerkermeister bei dem ersten Schreien herbeigeeilt. Er ergriff Missirilli.

„Halt, Ungeheuer, ich will dir nichts verdanken“, schrie Missirilli Vannina an und warf ihr, soweit es seine Ketten erlaubten, die Feilen und Diamanten ins Gesicht. Dann ging er rasch.

Vannina blieb vernichtet zurück. Sie kehrte nach Rom heim; und die Zeitungen melden ihre Heirat mit Don Livio Savelli.

Anmerkungen

Anmerk. 1 (zu Seite 22): Alphons hatte seine Gattin wegen eines von ihr begangenen Eifersuchtsverbrechens nach Spanien zurückgesandt, wohin er selbst nie zurückzukehren gelobt hatte.

Anmerk. 2 (zu Seite 24): Karl VIII. von Frankreich erhob Erbansprüche auf Neapel, gestützt auf die Adoption Ludwigs I. von Anjou durch Johanna II. von Aragonien. Kurz vor seinem Einfall in Italien war Ferdinand I., Lucrezias Feind, gestorben (1494).

Anmerk. 3 (zu Seite 26): Kleine Lichter, die jedermann am Abend auf den Korso trägt; jeder sucht den moccolo seines Nachbars auszublasen, ein höchst wunderlicher und lustiger Brauch, der bis auf unsere Tage gekommen ist.

Anmerk. 4 (zu Seite 28): Kalixtus III. (Borgia) regierte von 1455—58.

Anmerk. 5 (zu Seite 29): Eine antike Statue, an der man satirische Sonette anzuheften pflegte, meistens in Gestalt von Dialogen mit dem Pasquino (daher „Pasquill"), einer anderen verstümmelten antiken Statue. Beide stehen noch jetzt in Rom.

Anmerk. 6 (zu Seite 30): Die Grabstatue Pauls III. im Chor von Sankt Peter in Rom, ein Werk des Giacomo della Porta.

Anmerk. 7 (zu Seite 36): D. h. 60 000 nach damaligem Gelde, dem heutigen Geldwert nach etwa 300 000 Mark.

Anmerk. 8 (zu Seite 41): Von hier ab folgt unsere Geschichte der Novelle von Bandello (I. 26), die am Schluß ausführlicher und menschlich fesselnder ist.

Anmerk. 9 (zu Seite 41): Der Bandello seine Novellen gewidmet hat. Ob in Hinsicht auf sie eine novellistische Ausschmückung dieses Schlusses stattgefunden hat, bleibe dahingestellt.

Anmerk. 10 (zu Seite 59): Margarethe von Parma, die natürliche Tochter Karls V., als spätere Statthalterin der Niederlande bekannt.

Anmerk. 11 (zu Seite 67): „Du weißt," schreibt Stendhal an seinen Freund Romain Colomb in Paris im November 1835 (Corresp. inéd. II, 222), „welche ungeheure Bedeutung die Liebe einst in Italien hatte. Aber vielleicht weißt Du nicht, daß auch die Rache zu den Lieblingsleidenschaften der Italiener des Cinquecento gehörte. Die folgende Geschichte stammt aus dem Jahre 1546; ich halte sie für authentisch; leider konnte man mir die Fortsetzung nicht geben." — Stendhals Erzählung ist im folgenden wörtlich übersetzt, sie reicht bis zu dem durch den Strich gekennzeichneten Absatz. Der Rest ist, wie schon in der Vorrede betont, mit einigen Kürzungen einer in Stendhals Besitz befindlichen Chronik aus Cod. Ital. 171 entnommen.

Anmerk. 12 (zu Seite 112): Die Nachtstunden zählen von Sonnenuntergang ab, die fünfte Nachtstunde ist also etwa 11 Uhr abends, die zehnte Nachtstunde 4 Uhr früh.

Anmerk. 13 (zu Seite 120): Stendhal hat auch noch einen Brief des Priesters Giovanni Domenico Missori, an seine Brüder Bernardino und Nicolo kurz vor ihrer Hinrichtung, kopieren lassen.

Anmerk. 14 (zu Seite 121): Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, die bekanntlich zum Katholizismus übergetreten war, weilte im Jahre 1657 in Fontainebleau bei Paris.

Anmerk. 15 (zu Seite 127): Da der Geldwert damals das fünffache des heutigen war, so erbte Pompilia nach heutigen Begriffen etwa 300 000 Franken, d. h. den Zinsgenuß davon.

Anmerk. 16 (zu Seite 129): Päpstliche Anleihen, deren Zinsen durch Zölle und Auflagen garantiert waren.

Anmerk. 17 (zu Seite 134): Regierte von 1691—1700.

Anmerk. 18 (zu Seite 138): Die Enthauptung galt nicht für eine ehrlose Todesart wie das Hängen.

Anmerk. 19 (zu Seite 140): Entspricht dem heutigen Staatsanwalt.

Anmerk. 20 (zu Seite 163): Eine kleine Kirche in Trastevere.

Anmerk. 21 (zu Seite 182): Der jetzige Quirinalpalast, Residenz des Königs, damals neben dem Vatikan päpstliche Residenz, benannt nach den zwei Riesenstatuen der Dioskuren mit ihren Pferden, die vor dem Palast stehen.

Anmerk. 22 (zu Seite 278): Gemeint ist niemand anders als der Duca di Torlonia, der in Beyles Reisewerken und Korrespondenz oft wiederkehrt. Der Palazzo an der Piazzia Venezia ist erst vor kurzem abgerissen worden, um dem neuen Nationaldenkmal Victor Emanuels Platz zu machen.

Anmerk. 23 (zu Seite 293): Liberar l'Italia de' barbari, Petrarcas Wort im Jahre 1350, später von Julius II., von Machiavelli und dem Grafen Alfieri aufgenommen. (Stendhal.)

Anmerk. 24 (zu Seite 301): In der Nähe von Rimini in der Romagna. In diesem Schloß kam der berühmte Cagliostro um; man sagt in der Gegend, er sei erstickt werden. (Stendhal.)

Anmerk. 25 (zu Seite 305): Ein römischer Prälat wäre ohne Zweifel außerstande, ein Armeekorps tapfer zu führen, wie es zu verschiedenen Malen einem Divisionsgeneral ergangen ist, der Polizeiminister in Paris war, als Mallet seine Unternehmung wagte. Aber nie würde er sich so einfach bei sich zuhause festnehmen lassen. Er würde die Scherze seiner Kollegen zu sehr fürchten. Ein Römer, der weiß, daß er verhaßt ist, geht immer gut bewaffnet. (Stendhal.)

Inhaltsangabe

Erster Teil

Chroniken aus der italienischen Renaissance

Zweiter Teil

Nachgelassene Novellen

Druck der
Spamerschen
Buchdruckerei
in Leipzig

fog. 5-